Gall sp.
99 o - 2

Kohl, Toa

Digitized by Google

<36637320460019

<36637320460019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Paris und die Franzoſen.

Skizzen

von

Ida Kohl.

Zweiter Theil.

Gärten, Blumen und Bäume. — Die Engländer in Paris. — Engliſch-Deutſch-Franzöſiſch. — Einzelne Sitten und Gebräuche. — Redensarten. — Spaziergänge in und um Paris. — Einzelne Theile und Gebäude von Paris. — Kirchen, religiöſe Feſte, religiöſe Gebräuche und Geſinnungen. — Die Himmelskönigin.

Dresden und Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1845.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Gärten, Blumen und Bäume.

1. „La Saint Fiacre“ oder das Gärtnerfeſt. 1
Die Proceſſion. — „La châsse.“ — Die Huldigung. — Das Feſt in Clichy.

2. Künſtliche Gärten 5
Spielereien in franzöſiſchen Gärten. — Gartenſtatuen. — Mythologiſche Figuren. — Statuen auf den Dächern. — Gezierte Blumen und Sträucher. — Künſtlicher Hundetempel.

3. Blumen, Bäume und Sträuße 10
Blumenkenntniß der Pariſerinnen. — Die Kränze und Sträuße der Pariſer Balldamen. — Blumenmärkte. — „Le Quai aux fleurs.“ — Die Veilchenflora. — Blumen in Schlächterläden. — Judasbäume. — Akazien, Feigenbäume und Kaſtanien. — Künſtliche Blumen. — Blumenausſtellung. — Blumen „en saison.“ — Beauvais-Tapiſſerieen. — Blumenweberei. — Der Pariſer Brotbaum. — Der engliſche „dumpling.“

II. Die Engländer in Paris.

1. Die Straße St. Honoré und ihr engliſches Intereſſe 26
Die engliſche Geſandtſchaft. — Der engliſche Bäcker.

Seite

— Der engliſche „Pastry-cook.“ — „York-hams.“ — Der engliſche Schuſter. — Engliſche Theeläden und Apotheken. — Geldwechsler. — „Breeches-maker from London.“ — „Ladies' hairdresser.“ — „Apartments furnished.“ — Engliſche und unengliſche Züge. — „Marboeuf chapel.“

2. Der Haß zwiſchen England und Frankreich. 37

Politiſche Eintracht. — Haß um Haß. — Mißgunſt der Franzoſen. — Engliſche Froſchſprache. — Fiſchnatur der Engländer. — Die Gründe des Haſſes. — Phyſiſches Uebergewicht der Engländer. — Engliſche und franzöſiſche Prügelei. — Weißer und rother Zorn. — Engliſche Unhöflichkeit und franzöſiſche Höflichkeit. — „Comme il faut.“ — „A son aise.“ — Das eigenſte Selbſt der Franzoſen. — „Ease.“ — „Toadies.“ — Abtrünnige Engländerinnen. — Sabbathentheiligung. — Engliſche Beweglichkeit. — Anglomanie der Franzoſen. — „Shaking-hands.“ — Engliſche Sitten unter den Franzoſen. — Engliſche Ausſprache des Franzöſiſchen. — Engliſche Tugenden. — Zwiegeſpräch über den Canal. — Die ewigen Rivalen.

III. Engliſch-Deutſch-Franzöſiſch.

1. Reminiscenzen eines franzöſiſchen Soldaten aus Deutſchland 62

Ein deutſcher Pächter. — Chriſtianchen. — Der Kuß. — „l'Allemagne, le pays du bon Dieu.“

2. Deutſches Herz und deutſcher Kopf . . . 66

Harter Kopf der Deutſchen. — Der deutſche Lebensbaum.

3. Religiöſes 67

Deutſcher und engliſcher Himmel. — Hymnen und Romanzen.

4. Intelligenz und Seele 70

Seite

Deutſcher Kosmopolitismus. — Deutſches Verſchwimmen. — Deutſche Erfindungen.

5. Glaube, Liebe, Hoffnung 72
Franzöſiſche Liebe, engliſcher Glaube, deutſche Hoffnung.

IV. Einzelne Sitten und Gebräuche.

1. Comforts, Gemüthlichkeit, Behelfe oder Claſſiſches, Romantiſches, Künſtleriſches . 75
Phöbus und Luna. — Monſieur Behelf. — Mignon.

2. Handſchlag, Lippenkuß und Doppelkuß . 78
Der franzöſiſche Doppelkuß. — Der Stirnkuß. — „Adorer.“ — Merkwürdige Vorſicht einer Engländerin.

3. Das Frühſtück eines franzöſiſchen Capitäns en retraite, mit dem eines engliſchen auf halbem Sold verglichen 81
„La salle à manger“ zur Frühſtückszeit. — Der Speiſezettel. — Das „Dinner-room.“ — Die engliſche Wirthin am Frühſtückstiſche.

4. Einiges über Tiſchetiquette 86
Ueble Tiſchgewohnheiten der Deutſchen. — Die Finger anſtatt der Gabel. — „L'étiquette avant le moral.“ — Zucker und Salz. — Franzöſiſche Sobrietät. — Bettlerappetit.

5. Die bärtigen Franzoſen 91
Bartvariationen. — Deutſche Bärte.

6. Ein franzöſiſches, ein engliſches und ein deutſches Schlafzimmer 94
Das franzöſiſche Schlafzimmer eine Kokette, das engliſche eine Prüde. — Eleganz des franzöſiſchen Schlafzimmers. — „Une chambre à coucher, a bedroom,“ ein Schlafgemach. — Ausſtattung eines engliſchen und eines deutſchen Schlafzimmers. — Pariſer Schlaf.

Seite
V. Redensarten.
1. „Petit" 99
„Petit-à-petit l'oiseau fait son nid." — „Petit chou." — „Petit père" und „petite mère." — „Petit-fils" und „petite-fille." — „Petites demoiselles." — „Petit-maître" und „petite maîtresse." — „Petits plaisirs." — „Petites misères." — „Petits esprits." „Petits pays." — „Un petit sou." — „Un petit verre." — „Petit vin ordinaire." — „Un petit coup de fer." — „Un petit coup de brosse." — „Un petit air de ville." — „Etre aux petits soins." — „La petite santé." — „La petite bouche." — Le petit nom." — „Une petite robe." „La petite-vérole." — „La petite pièce." — „La petite poste." — „Petites cuillères." — „Petit-salé." — „Les petites légumes." — „Petites affiches." — „Petit-gris." — „Petit-cols." — „Petitesse." — „Petites-maisons."

2. Einige übertriebene und nicht übertriebene Redensarten und Calembourgs 103
„Il ouvre la bouche de sorte qu'un âne chargé d'épines pourrait entrer." — „Manger l'âme." — „Dormir comme un sabot." — „Etre triste comme un bonnet de nuit." — „C'est un Jésus Christ." — „Mouillé jusqu'aux os." — „Avoir froid dans l'âme." — „Une poule mouillée." — „Rire jaune." — „Rougir jusque dans le blanc des yeux." — „Prendre la lune avec les dents." — „A quatre épingles." — „Manger à quatre." — „Un chat dans la gorge." — „Un de ces quatre jours." — „Courir à toutes jambes." — „Etre mal monté." — „Rire à gorge déployée." — „Crier, chanter à tue-tête." — „Rire comme des bossus." — „Crier comme des aveugles." — „Malheureux comme les

Seite

pierres.“ — „Joli comme un coeur.“ — „Contes bleus.“ — „Amours d'enfants.“ — „Tendre comme de la rosée.“

3. Logiſches und Bündiges 113

„Voilà“ und „voici.“ — „Aller“ und „faire.“ — Franzöſiſches Urtheil über das Deutſche. — „Une nuit blanche.“ — „Une page blanche.“ — „La carte blanche.“ — Der franzöſiſche Conjunctiv. — Deutſch-franzöſiſche Ausdrücke. — „Je suis dans mes meubles.“ — „Prendre en amitié.“

VI. Spaziergänge in und um Paris.

1. Eine Stunde im Tuilerieengarten . . . 120

Kinderſpiele. — Tauſpringen. — Die ſtickende Mutter. — Plaiſir und Arbeit. — Leſende Mütter. — Die Politiker und die Eleganten. — „La petite Provence.“ — Blumengeiſter. — Die Statuen. — Theſeus. — Prometheus. — Perikles. — Spartacus. — Themiſtokles. — Göttinnen. — Der broncene Löwe.

2. Spaziergang in den „Champs Elysées“ am Sonntag-Abend 130

Die Freude. — Ausgelaſſene Luſt. — „Rouge et noir.“ — Die Ziegenchaiſe.

3. Die „Champs Elysées“ am Morgen . . . 135

Morgenſchlaf der „Champs Elysées.“ — Leere. — Der hungrige Chiffonnier.

4. Im „Bois de Boulogne“ 138

Einſames Vergnügen. — Cavalcaden. — Eſelreiter. — Blouſen im Grünen. — „Le génie.“

5. „La Place du Trône“ und „le Bois de Vincennes“ 143

Ein Wagſtück. — Straßengewinde. — „La Place du Carrousel.“ — „La Place de la Bastille.“ — Holzhöfe. — „L'avenue de Vincennes.“ — Das Gehölz von Vincennes. — Traurige Erinnerungen.

Seite

6. Das „Champs de Mars“ 150
Das Panorama. — Militairiſche Aufſicht. — Das Wettrennen. — Die Bahn. — Pauſe. — Contraſte.

VII. Einzelne Theile und Gebäude von Paris.

1. Durchflug durch die Boulevards, von der Madeleine bis zum „Boulevard du Temple“ am Abend 157
Buntes Publicum. — Leben auf den Boulevards. — Das „Château d'eau.“ — Wachsfiguren. — „Le jardin turc.“ — „Le Boulevard des échaudés.“

2. „L'ancien Paris“ 164
Der Tempel. — Hauptblüthezeit deſſelben. — Die Verkäuferinnen. — Caglioſtro's Haus. — Das Haus der Ninon de Lenclos. — „Le Palais des Tournelles.“ — „La Place royale“ und „le Palais royal.“

3. Spaziergang in der Cité 170
„L'Académie de France.“ — Die heilige Kapelle. „La Cour de Cassation.“ — „Le Salon des pas perdus.“ — Die Welt der Canaille. — Ein intereſſantes Haus. — Die Kirche St. Gervais. — Auf Notre-Dame. — Quaſimodo. — Das Innere von Notre-Dame. — Ausſicht. — Verewigte Namen. — Der Markt bei der Morgue.

4. „Le Marché des Innocents“ 182
„Les Dames de la Halle.“ — Die Poiſſarden. — Die Fleiſchhalle. — Der Buttermarkt.

5. Das Erwachen von Paris auf den Boulevards 187
Die Morgentoilette. — Fegen und Putzen, Waſchen und Säubern. — Der Sohn des Priamus.

6. „Un Hôtel garni (Hôtel d'étudiants)“ . 190
Die Loge des Portiers. — Die Treppen. — Der Salon. — Die gedeckte Tafel. — Die Schaar der Gäſte. — Unterhaltung bei der Suppe. — Franzöſiſches Tran-

Digitized by Google

Seite
chiren. — „La bête noire.“ — Der verbrannte Kuchen. — Der Nachtiſch. — Verſchiedene Unterhaltung. — „Le cordon, s'il vous plait.“
7. „La halle aux blés, la colonne de Catharine de Médicis, l'église St. Eustache, le puits de Tantale, la Fontaine des Innocents“ 203
Das Hotel Soiſſons. — Beleuchtung der Getreidehalle. — Die Sonnenuhr. — Das Innere der Kirche St. Euſtache. — Colbert's Denkmal. — „La chapelle de la Sainte Vierge.“ — Tantalusqual.
8. Beſuch im „Hôtel des Invalides“ . . . 209
Der Mameluk. — Der feige Louis Philipp. — Verſtümmelungen aller Art. — Die eroberten Kanonen. — Ein militairiſcher Garten. — Erinnerungen der Invaliden. — Der ſchwarze Milchbruder Joſephinens. — Die Bibliothek. — Das Schlafzimmer der Invaliden. — Die Kirche. — Der Hof des Gefängniſſes. — Die Refectoires. — Der Speiſezettel. — Die Bevölkerung des Hotels. — „La promenade des aveugles. — „Un fameux blayeur.“
9. Im Louvre 220
Der Gemäldekenner. — Der „Passe-par-tout.“ — Gemäldewelt. — „La cruche cassée“ von Greuze. — „Scène du déluge,“ von Girodet-Trioſon. — „Le déluge,“ von Pouſſin. — „Die göttliche Gerechtigkeit und Rache, das Verbrechen verfolgend,“ von Prudhon. — Aeneas und Dido, von Guérin. — Klytemneſtra, von demſelben. — Der Schiffbruch der Meduſa, von Géricault. — David's Gemälde. — „La descente de croix,“ von Regnault. — Dow's Bibelleſer, Köchinnen, Zahnauszieher und waſſerſüchtige Frau. — Anekdote von Dow. — Gemälde von Mieris, Teniers, Terbourg, Wouwermann, Ruisdael und van Huiſum. — Künſtler und Beſchauer des Louvre. — Künſtlerleben.

Seite

Künstlerische Liebesscene. — Englische Beschauer. — Die Hüter. — Die Büsten der verstorbenen Künstler. — Spiegelbilder.

VIII. Kirchen, religiöse Feste, religiöse Gebräuche und Gesinnungen.

1. „Aux Vêpres dans la cathédrale de St. Denis," den 15. October 1843 236
Der heilige Hain. — Schmuck der Kathedrale. — Kerzenglanz. — Farbenschmelz. — Farbenphantasie. — Die älteren und die neueren Künstler. — Unsichtbare Stimmen. — Die Reliquien des St. Denis. — St. Denis und Bacchus.

2. Die Kathedrale von St. Denis an einem gewöhnlichen Tage 245
Vorliebe der französischen Könige für St. Denis. — Versailles und St. Denis. — Schicksale der Kathedrale. — Monumente. — Glasmalereien. — „Le caveau d'attente." — Das Chor. — Die Oriflamme. — Die Kapellen. — „Le Chapitre des Chanoines de St. Denis."

3. „La Toussaint" 253
Am Festtage auf Arbeit gehende Tagelöhner. — Das religiöse Concert. — Die Procession. — „L'église errante." — „L'église militante." — „L'église mendiante." — „Le pain bénit." — „L'église miraculeuse." — Die Schaar der Andächtigen in den Kapellen.

4. „Le bon Dieu" 258
„La maison du bon Dieu." — „La bête du bon Dieu." — Angreifen der Person Gottes. — „Le bon Dieu" und „der liebe Gott."

5. „La semaine sainte" 260
„Faire ses pâques." — Die Conferenzen. — Der Abbé Lacordaire. — Größerer Religionseifer als frü-

Digitized by Google

Seite
her. — Abbé Lacordaire ein Dominikaner, Abbé Ravignan ein Jesuit.
6. „Le dimanche des rameaux“ (der Palmsonntag) 263
„Les thuriféraires.“ — Theologisches Gespräch. — Bekehrungseifer. — „Je vous aime déjà.“ — Französisches Urtheil über den Protestantismus. — Juden und Protestanten. — Die Palmzweige. — Gewühl auf den „Champs Elysées.“
7. „Jeudi Saint.“ Das Fußwaschen der Armen 269
Glück der Katholiken. — Vernachlässigung des heiligen Geistes bei den Katholiken. — Das Waschen der Altäre. — Der Erzbischof von Paris und die zwölf Knaben und zwölf Mädchen. — Das Fußwaschen, Speisen, Tränken und Almosengeben. — Das Küssen der Altäre.
8. „Vendredi Saint“ und „Longchamps“ . 274
„Les agonies.“ — Das sündige und das rettende Holz. — Buntes Gemisch. — Das nächtliche Longchamps.
9. Der heilige Sonnabend 278
Der Geist Gottes auf dem Wasser.
10. Der Ostersonntag 279
Allgemeine Auferstehung. — Großer Appetit.
11. „Fête Dieu. Les petites chapelles“ . 280
Die kleinen Kapellen und die Kinder.
12. Weihnachten 282
„Old Christmas.“ — „Le réveillon.“ — „La bûche de noël“ und „Christmas log.“ — Die Bonbons aus dem Kamine. — Communion.
13. „Les Etrennes dans les maisons“ . . 286
Die alte Dame und ihr Großnichtchen. — Der Zauberschrank. — Gegenseitige Geschenke.

Seite

14. Der Neujahrstag 290
Louis Philipp's ſauerſter Tag. — Der große Bettel-
tag. — Die Bettler und die Reichen zum neuen Jahre.
— Der Bonbonregen.

15. „Le jour des rois“ (der heilige Drei-
königstag) 294
„La part du bon Dieu.“ — „Le roi boit, la reine
boit.“

IX. Die Himmelskönigin.

1. „Des enfants voués à la Vierge“ 296
Ganz weiß gekleidete Kinder. — „Enfants voués au
blanc.“ — Die Farbe der Jungfrau.

2. Frankreich als auserwähltes Land der hei-
ligen Jungfrau 298
Das Gebet St. Bernhard's. — Die Sonne am Sonn-
abend.

3. „Le mois de Marie“ 301
Concert in „Notre-Dame de Lorette.“ — Ueber-
hebung der heiligen Jungfrau.

4. Das Kleid der heiligen Jungfrau 302
Die heilige Jungfrau die Beſchützerin der Verlobten.

5. Eine Profeſſion von Nonnen des Marien-
ordens 304
Im Parloir. — Ein Kindheitstraum. — Kloſterein-
ſamkeit in Paris. — Die Weihrede. — Das Gelübde.
— Das Anheften des ſchwarzen Schleiers. — Die fünf
Jungfrauen im Unſchuldsgottesſchmucke. — Das Lei-
chentuch. — Abſchied vom Altare.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Gärten, Blumen und Bäume.

La Saint Fiacre, das Gärtnerfeſt.

„J'entends la Saint Fiacre qui vient," ſo rief man mir am Morgen eines ſchönen Herbſttages, des Namenstages dieſes Heiligen, des Schutzpatrons der Gärtner, zu.

In der That ſahen wir von Weitem aus den Fenſtern die Proceſſion, die wir ſchon den ganzen Morgen erwartet hatten. Die Muſikanten zogen voran, dann kamen die jungen Mädchen in weißen Kleidern, mit himmelblauen Schärpen und einige mit weißen Blumenkränzen im Haar. Sie führten ein weißes Banner, auf dem mit goldenen Buchſtaben die Worte: „A St. Fiacre," ſtanden. Eine trug den Stab des Banners und die Anderen hielten die weißen Bänder, die daran befeſtigt waren. Hinter ihnen wurde auf gleiche Weiſe ein himmelblaues, reich mit Gold verziertes Banner getragen, auf welchem man die Inſchrift: „La commune de Neuilly," las.

Dahinter ging ein Gärtner mit einer großen dreifarbigen Flagge, und darauf kam das Hauptſtück, „la châsse."

Das war ein kleiner Tempel, reizend anzuſehen, aus lauter Blumen zuſammengeſetzt; die Säulen beſtanden aus Cypreſſen mit einem Kranze von Dahlien ringsumher, die Kuppel und die Wände aus Immortellen von verſchiedenen Farben. Am Fronton dieſes Tempels war ein Gartenmeſſer und darunter der Namenszug S. F. aus Blumen künſtlich dargeſtellt. Die Châſſe war oben mit einem großen Blumenbouquet geziert, in deſſen Mitte eine kleine Statue des heiligen Fiacre mit einem Spaten in der Hand ſich erhob.

Dieſer Tempel wurde von den ſonntäglich gekleideten Maîtres jardiniers, die alle eine große Dahlia im Knopfloch hatten, auf einer Bahre getragen. Zum Schluß der Proceſſion kam noch ein gigantiſcher Blumenkorb, reich ausgeſchmückt und am Rande mit kleinen dreifarbigen Fahnen umſteckt. In dieſem Korbe lag eine große Brioche bénite, ein Backwerk, das in Paris bei allen Feſtlichkeiten eine bedeutende Rolle ſpielt und denen angeboten wird, die man im Verlaufe der Proceſſion begrüßen will. Hinter dieſem Blumenkorbe, der von Mädchen getragen wurde, folgte eine lange Reihe von Gärtnerburſchen.

Sie langten auf unſerem Platze an und umgingen ihn, bis ſie endlich vor der Wohnung unſeres Bekannten, eines alten Napoleoniſchen Generals, den ſie den soldat laboureur nannten, weil er ſich viel mit Gärtnerei beſchäftigt, ſtill hielten. Die Châſſe wurde der Hausthüre gegenüber niedergeſetzt, die Burſchen und

Mädchen ordneten ſich ringsumher, und die Bande ſpielte ihr ſchönſtes Stück.

Nach Beendigung deſſelben bereitete der Maître jardinier des Quartiers ſich vor, eine Anrede an den zu halten, zu deſſen Ehren ſie hierher gekommen. Aber der Gefeierte ließ ſich zum Bedauern Aller unwohl melden, und ſeine Tochter kam, ihn zu entſchuldigen. Man ſah das Désappointement auf den Geſichtern dieſer braven Leute, denn ſie waren ſonſt gewohnt, in das Haus ihres verehrten Gönners und Mitarbeiters zu treten, dort mit Kuchen bewirthet zu werden und auf ſein Wohl zu trinken. Indeß ſprach der Gärtner einige ſchmeichelhafte und wohlausgedachte Worte.

Die Königin des Feſtes trat hervor und überreichte der Dame eine Brioche in einem Korbe. Ihr wurde dafür die übliche Umarmung und ein Kuß auf beide Wangen zu Theil und ein Fünffrankenſtück als Gabe.

Darauf zogen ſie weiter, um verſchiedene andere Beſuche der Art zu machen und dann Abends ſich durch Tanz zu vergnügen, denn das Fiacrefeſt endigt immer mit einem Ball, ſo wie es mit einer Meſſe anfängt. Es that mir leid, daß ich wegen der Hitze nicht nach der Kirche von Neuilly hatte kommen können, denn man erzählte mir, es ſei ein gar hübſcher Anblick, die ganze Kirche mit Blumen bedeckt, ganze Gebüſche von den Gärtnern darin aufgeſtellt und die Châſſe vor dem Altare niedergeſetzt zu ſehen. Nach der Meſſe folgt eine dem Gegenſtande angemeſſene Predigt. Wahrſcheinlich werden da die Wunderthaten und das heilige, zurückgezo-

Digitized by Google

gene Leben des heiligen Fiacre auseinandergeſetzt. Er war, wie die Sage erzählt, ein König von Schottland und verließ den Thron, den Glanz und die Eitelkeit des Hofes, um unter Blumen und Bäumen zu leben und ſich ſolche Weſen aufzuerziehen, in deren Herzen kein Falſch iſt. So wurde er der Schutzpatron der Gärtner, und jährlich wird in der Banlieue von Paris und den Dörfern der Umgegend ſein Feſt gefeiert. Man ſagt, daß es in Clichy, einem Dorfe nahe bei den Batignoles, viel brillanter begangen werde als in der Gemeinde von Neuilly; denn die Gärtner ſind reicher in jenem „Lande," und ſie haben einen heiligen Fiacre, welcher groß und prächtig iſt, und den einer der Gärtner, der die Bildhauerkunſt verſteht, ſelbſt gemacht hat. Nachdem er zum Feſte herumgeführt worden iſt, ſetzt man ihn in die Kirche. Die Gärtner bleiben die ganze Nacht hindurch auf, um die Chäſſe, die Ausſchmückung der Kirche und die anderen Vorbereitungen zu beſorgen. Die Männer ſind es, welche die Blumen ſo künſtlich dicht neben einander ſtecken, daß das Ganze wie eine Stickerei ausſieht. Die Frauen und Mädchen leiſten ihnen nur Handreichungen dabei. Jedes Jahr fällt das Loos, der Anführer des Feſtes zu ſein, auf einen anderen Gärtnermeiſter.

Alſo begeht man in oder vielmehr um Paris la fête des jardiniers, und wohl verdienen die Pariſer Gärtner einen ſolchen Feiertag, denn ſie laſſen ſich's Tag und Nacht ſauer werden. Aber warum tragen denn die kleinen Miethwagen, mit denen es ſich an einem ſchmuzigen Tage ſo nett durch die engen Straßen von Paris

kutſchiren läßt, den Namen dieſes Heiligen? Aus der einfachen und natürlichen Urſache, weil, als ſie erfunden wurden, die Adminiſtration dieſer Wagen in der Rue St. Fiacre ſich befand.

Künſtliche Gärten.

Wie der Park von Verſailles mit ſeinen Statuen, ſeinen Springbrunnen, ſeinen verborgenen Bosquets, Orangerieen und künſtlich ausgeſchnittenen Taxusbäumen u. ſ. w. in großem Style in vielen Ländern Nachahmung gefunden hat, ſo erſcheint auch in Frankreich dieſer nämliche Gartengeſchmack häufig en miniature, wo er dann zu einer Carricatur wird; denn jene Steifheit, welche bei großen und prächtigen Anlagen etwas ſehr Würdevolles hat, wird in kleinen Räumen lächerlich und affectirt. Einige ſolcher kleinen franzöſiſchen Gärten ſind aber ſehr amüſant, und beſonders iſt der Ernſt, mit dem dieſe Spielereien erdacht worden ſind, beachtenswerth. Auf hundert Quadratſchritt habe ich wenigſtens ein halbes Dutzend dergleichen in der Banlieue geſehen. Wie groß mag alſo wohl ihre Anzahl im Ganzen ſein!

Oft hatte ich ſchon vor einer Pforte geſtanden, auf der hoch oben zwei Löwen einander grimmig anſchauen. Die kleine Nebenthür war gewöhnlich offen, und ſo konnte ich mich heute nicht enthalten, etwas hineinzutreten, um einige Figuren in Lebensgröße, die ich das

erſte Mal für lebendig gehalten hatte, näher zu betrachten. An Lebhaftigkeit der Farbe fehlt es ihnen nicht.

Da ſehen wir mitten im Gemüſegarten einen Gärtner mit aufgeſtreiften Hemdsärmeln, bloßer Bruſt und plattem, breitgeränderten Hute, auf ſeinem Spaten ruhend. Man erwartet jeden Augenblick, daß er wieder anfangen werde zu graben; aber er ſcheint nur Luſt zum Schauen zu haben. Nicht weit von ihm ſteht eine holde Gärtnerin, mit Roſen im Haar, ein gelbes Tuch leicht um den Hals geknüpft, einen gefüllten Blumentopf in der einen Hand, eine Gießkanne in der anderen tragend. Wenn ſie von der letzteren wirklich Gebrauch machen wollte, wie viele Mühe und wie manche Kanne Waſſer könnte ſie den Gärtnern erſparen. Zu den Seiten des Haupteinganges ſtehen zwei bärtige Soldaten von der Garde nationale in voller Uniform, mit der Bärenmütze auf dem Kopfe, als ob ſie jedem unnützen Individuum den Eingang verwehren wollten. Der Eine hat ſein Gewehr beim Fuß. Der Andere iſt ein wohlbeleibter Sapeur und hält die Axt auf dem Rücken. Er trägt das weißlederne Schurzfell und hat ein martialiſches Anſehen. Indeſſen laſſen ſie mich ungefährdet paſſiren, die Frau Pförtnerin hat mir das Mot d'ordre zugeflüſtert. Und nun kann ich mich frei und unbeſorgt mit der übrigen belebten Geſellſchaft dieſes kleinen Bezirks bekannt machen. Hinter dem Gärtnerpaare zeigt ſich hoch oben auf der Mauer ein anderes Pärchen, ein Knäblein und ein Mägdlein, das letztere mit einem Blumenſtrauße coquettirend

Digitized by Google

und die mit Kreuzbändern gezierten Füße in die dritte Poſition geſetzt. Die Kleine trägt ihr Haar à l'enfant, einen großen Shawl über die Schultern und eine etwas kurze Taille, welche das Datum ihrer Entſtehung anzeigt. In geringer Entfernung iſt ihr Bruder (denn ich vermuthe, es ſind die verſteinerten Kinder vom Hauſe) verwegen auf den Rand der Mauer geklettert, mit einem Pulcinello ſpielend, der auf ſeiner Schulter reitet und dem lockenköpfigen Herrn viel zu lachen giebt. Aber auch alle Wege und Stege im Garten ſind belebt. Aus dem Reiche der platten Wirklichkeit kommen wir nun in das der Mythologie, für welche das ernſtere Gewand der Bronce gewählt iſt. Mercur iſt im Begriff, ſich von jenem Piedeſtal beflügelten Fußes und Hutes zu erheben. Neben ihm halten die Horen ihren wilden Tanz um eine verzierte Urne. Eine Jungfrau eilt mit einer Vaſe in der Hand dem nahen Brunnen zu. Im Hintergrunde des Gartens finden wir zwei abgeſchloſſene Bosquets. In dem einen hat Schalk Amor ſein Revier, und als wollte er die einſam ſich hier Ergehenden recht überraſchen, hat er ſich in ein braunes Pilgergewand mit Kappe und Gürtel verkleidet. Ich erkenne ihn aber wohl an ſeinem gefüllten Köcher und ſeinem Bogen, die er hinter dem Rücken verſteckt. Aber auf der anderen Seite haben wir Unterthanen des himmliſchen Reichs. Auf weichen Kiſſen liegen ſie nach der Sitte ihres Landes, zur Rechten ein Monſieur Kahlkopf mit der Mandoline in der Hand, zur Linken ein chineſiſches Fräulein, den Zeigefinger der Rechten vielſagend und ſpitz

Digitized by Google

emporgehoben, in der Linken Blumen haltend. Gelb iſt ihr Gewand, mit grünen Punkten beſät. Damit dieſe Beiden es in ihrer ewigen Ruhe nicht zu heiß haben, iſt hinter ihnen ein broncener, pyramidenförmiger Springbrunnen angebracht, und im oberen Baſſin trinken zwei Täublein, die niemals ſatt werden. Flora in einer Laube bewacht ſie, ſie, die wir allerdings am allerwenigſten hier entbehren möchten. Aber halt! was ſeh' ich dort auf dem Dache des Hauſes? Einen Menſchen in vollem Laufe, der ſich von dieſer Höhe herunterſtürzen will. Schon iſt er am Rande. Wer kann ihn retten? Doch auch dieß iſt Spiel- und Spottwerk. Wie kann man's nur ſo weit treiben und einem Uneingeweihten ſolch' einen Schrecken einjagen! Eine andere Figur ſteht auf einer anderen Ecke des Daches, aber ſtill und gerade, ohne ſolche ſelbſtmörderiſche Gedanken zu verrathen.

Man ſagte mir, es ſei auf jeder Ecke des Daches eine ähnliche Geſtalt geweſen, und zwei davon ſeien, ohne daß man ihnen die Erlaubniß dazu gegeben, heruntergepurzelt. Gut, daß keine Geſtalt von Fleiſch und Bein mir in dieſem bevölkerten Garten begegnete, denn ſonſt hätte ich ſehr unhöflicher Weiſe mich verſucht fühlen können, ganz nahe hinzuzutreten und ſie zu examiniren, in dem Wahne, ſie ſei ebenfalls Nachahmung.

Neben dieſem merkwürdigen Garten ſah ich noch einen kleineren, wo nicht ſo viele Perſonen in Lebensgröße ſich introducirten, wo aber die armen Birnen- und Aepfelbäume in alle möglichen Geſtalten eingezwängt und

Digitized by Google

ausgeſchnitten waren. Die Spaliere ſtellten halbe Sonnen vor mit hölzernen Sternen an den Enden der Strahlen, runde Kreiſe, Rieſentulpen u. ſ. w. Alles war hübſch bunt bemalt, vorzüglich mit blauen, grünen und gelben Farben. An hölzernen Hecken und Pförtlein fehlte es ebenfalls nicht. Niſchen waren rings an der Mauer in kurzen Zwiſchenräumen angebracht, worin Blumentöpfe, gleichfalls aus bunt bemaltem und künſtlich geſchnitztem Holze, ſtanden, in denen Baumnelken blühten. Inmitten dieſer Baumgefangenen klapperte ein hübſches Windmühlchen, in der That eine ſehr angemeſſene Muſik zu dem tout ensemble. Die Weinſtöcke alle waren mit falſchen Blumentöpfen, kunſtreich aus Holz geſchnitzt, umgeben, damit ja nichts ausſehen möchte, als ob es natürlich aus dem Erdreich hervorwüchſe. Zuletzt kam als Haupttriumph der Brunnen, der in einer ausgeſchmückten Niſche murmelte und den ein hoher Palmbaum, aus grün angemaltem Holze geſchnitzt, beſchattete. Daneben war eine Weinlaube, worin eine Büſte ſich barg, und Blumentöpfe ſchmückten die Wände derſelben. An der Seite des Hauſes endlich ſtand ein höchſt phantaſtiſches Hundehaus, wie eine chineſiſche Pagode geſtaltet. Auf der Spitze ſah man eine Menge kleiner Figuren, die in jeder Hand eine Fahne trugen, das Ganze tanzte luſtig im Winde herum, und darunter ſpielte eine Menge kleiner Affen zum Tanze auf. Das Dach dieſes Hundetempels konnte ebenfalls in Bewegung geſetzt werden und diente dann zu einem Hazardſpiele. Es waren rings umher Nummern geſchrieben, und die höchſte Nummer,

auf welcher der Pfeil vor einem gewiſſen Zeichen ſtehen blieb, gewann. Aber wie konnteſt du ſo verwegen ſein und dicht vor dieſem Hundehauſe verweilen? wenn nun der Pudel darin ſeinen Kopf hervorſtreckte und ſeine beiden Vorderbeine ausſpreizte? Nur ruhig, er war ganz unſchädlich, alle ſeine Eingeweide beſtanden aus Stroh. Das Wohnhaus hatte über der Thüre einen hübſch ausgeſchmückten kleinen Balcon, der von zwei großen Broncefiguren auf dem Nacken getragen ward. Vergoldete Vögel, Eichhörnchen und Hunde ſteckten in dem durchſichtigen Gitter, und auf dem Balcon grünten wieder zwei Palmenbäume, deren hölzerne Blätter ſich nicht vom Winde rühren ließen.

Das wäre alſo ein anderer franzöſiſcher Zierpuppengarten. Selbſt die ganz gewöhnlichen Gemüſegärtner in Paris behalten ſehr häufig von ihrem Terrain ein Plätzchen zurück und ſtellen dort eine große, wenn auch etwas delapidirte Statue aus Gyps auf, die ſie mit einigen Zwerggranaten- und Orangebäumen umgeben. Wie ſehr contraſtirt dieß mit dem grünen Raſenteppiche, den die Engländer allenthalben ſo gern in ihren Pleasure-grounds anbringen!

Blumen, Bäume und Sträuße.

Die Blumen ſpielen eine große Rolle in Paris. Der Pariſer liebt die Blumen, er liebt ſie mehr als die Thiere. Welch' holdes Lächeln, welch' graziöſe Worte kann ein Blumenſtrauß ihm nicht von ſchönen Lippen erringen

Denn auch die Pariſerin liebt die Blumen; aber ſie liebt ſie nur im Enſemble, für ſie wachſen ſie gleich fertig im Kranze und im Strauß in den Läden der Boulevards, ſie liebt ſie nur als Schmuck, nur als Huldigungsgaben. Flora iſt nicht ihre Göttin, nur ihre Dienerin, die ihr den Kopf und Buſen ſchmückt, und ſie ſelbſt will die Göttin ſein. Die Blumenſprache, die orientaliſche, verſteht ſie theilweis, oder möchte ſie wohl verſtehen, die Sprache, worin Blumen zu Werkzeugen werden, zu zarten Buchſtaben. Aber hat ſie je geahnt, daß es auch eine Sprache der Blumen giebt, die aus dem innerſten Kelche der Pflanze hervorbringt, daß die Blume eine Seele hat, — eine Seele, welche ihren Saft und ihre Kraft aus dem tiefſten Kern der Erde zieht, den noch kein menſchliches Auge erkannt hat? Hat ſie je über einem Krokus, einer Herbſtzeitloſe gelegen und hineingeſehen und nach ihrem Weſen geforſcht? Hat ſie je zur Seite eines ſchwankenden Schneeglöckchens ſich geſetzt und es angeſehen, ohne es zu pflücken, nur denkend an den großen ſtarken Kerngeiſt, der das Rad der Erde dreht mit kräftigen Händen, der Edelſteine ausſtreut wie Sand und der auch dieß Blümlein hinaufgeblaſen hat? Schwerlich. Sie weiß, daß die eine Blume ein weißes Kleid anhat, die andere ein violettes; ſelbſt die Namen dieſer beiden erſten und ſo geliebten Frühlingskinder ſind ihr unbekannt, Namen, die für uns tauſend poetiſche Reminiscenzen enthalten. Außer den hervorſtechendſten Blumen in ihrem großen Strauße und den Pflanzen in Töpfen, die ſie auf dem Blumenmarkte kauft, ſind ihr nur noch

die Pervenche (das Immergrün) und die Marguerite (Maßliebe) beſonders befreundet. An jede knüpft ſich etwas; an die Pervanche eine Anekdote von Rouſſeau, an die Marguerite das Orakel: „il m'aime, beaucoup, un peu, passionnément, pas du tout,“ das ſich ſo ſchön im Ballſaale in den Schooß abblättern läßt. Das iſt denn auch ungefähr Alles, was die Pariſerinnen von Fauſt und Gretchen wiſſen, die beiden Bilder von Scheffer abgerechnet.

Aber ſie ſelbſt, wie reizend ſtehen ſie als Blumenköniginnen da! Glaubt man nicht, Flora, die Liebliche, habe ſich zu Hunderten vervielfältigt, wenn man gegen das Ende der Saiſon in einen Ballſaal tritt. Welche Wärme müſſen ſie beſitzen! Da ſproßt es im Haare, am Buſen und in den Händen in größter Ueppigkeit. Die Zweige der Kränze ſind ſo wundervoll aneinander gefügt, daß man meint, ſie müßten ſo auf den Büſchen gewachſen ſein, und ſie ſchmiegen ſich wieder an die weißen Schläfe, als ob ſie dieſe nie verlaſſen wollten und von Ewigkeit da ihren Sitz gehabt hätten; die Farben der Buſenſträuße ſind ſo geſchmackvoll geordnet, ſo ineinander fließend, daß man denkt, der harmoniſche Pinſel der Natur ſelbſt habe dieſes Farbenenſemble geſchaffen, dieſe Bouquetblume hervorgebracht; denn wie eine einzelne Blume wächſt das Ganze aus einem umwundenen Stiel und ſchmiegt ſich und biegt ſich mit Wonne. Der Handſtrauß aber iſt Kranz in Kranz; ein Reſedakranz drängt ſich um die Veilchen, um dieſe ein Rund von Roſenknospen, dann kommen Heliotropen u. ſ. w. Die Pariſer Bouquetières ſind weltberühmt,

in die ganze Provinz ſchicken ſie fortwährend von ihren Producten. Ja ich hörte ſelbſt von einem Bouquet, das wohlverwahrt und eingepackt bis nach Petersburg gewandert war.

Zergliedert man ein welkes Bouquet, wie ja nur todte Körper zergliedert werden, ſo findet man alle die einzelnen Blumen und die kleinen Sträuße aller Kränze, die ſich zum großen Ganzen fügen, und das Gerippe der Drähte. Und dabei denkt man dann an die geſchickten Finger, welche in den Blumenſtraßen von Paris die Kränze winden, an die ergebene Hand, welche aus all dem Blumenglanz das Schönſte wählte. Aber bis zu dem Gärtner, welcher ſäete und mühſam begoß, ſchweift die Pariſerin mit ihren Ideeen nicht. Sein Garten liegt ſchon in der Banlieue von Paris. Wie geſagt, die Blumengöttin hat in Paris nichts Anderes zu thun, als über die Stadt ihr Füllhorn auszuſtreuen, es regnet Blumen; wer denkt da an die elende Wurzel, die erdige, die Geſellſchafterin der Würmer! Nur bis zum Stiele läßt ſich die Pariſerin herab, der Stiel iſt noch nützlich zum Zuſammenbinden.

Auf den Boulevards, in der Rue de l'Université, in der Rue St. Dominique, der Rue St. Honoré, der Rue de la Paix und der Rue Rivoli fällt dieſer Blumenregen am dickſten. Hinter der Madeleine, auf dem Quai aux fleurs und beim Château d'eau, da giebt's an gewiſſen Tagen einen dicken Blumenhagelſchauer. Da ſind die meiſten Blumen ſogar mit Töpfen heruntergekommen, und da erſcheinen die eleganten Damen ſelbſt, erhandeln ſich ein

Blumentöpfchen, eine doppelte Hyacinthe für ihren Kaminſims, und noch eine und wieder eine, ſie ſind ja ſo wohlfeil, und da ſteht der gefällige Commiſſionär bereit, ſie ſogleich nach Hauſe zu tragen. Blumen zur Seite der Madeleine — (man ſagt nie St. Madeleine, wie St. Roch, St. Merry, St. Etienne du Mont ꝛc. — und ganz richtig, denn ſie iſt eine Weltliche), — Blumen zur Seite der heiteren Madeleine, das iſt ganz natürlich, und man verwundert ſich gar nicht, wenn man an einem Sonnabende zufällig vorbeigeht, ohne je gewußt zu haben, daß ein Blumenmarkt dort ſtattfindet. Auch die Pflanzen am Rande des Château d'eau blühen ganz an ihrem Fleck; wo ſo viel Waſſer iſt, da muß das Erdreich nothwendigerweiſe fruchtbar ſein. Aber wenn man an einem heißen Tage durch die Enge der Rue St. Jacques ſich durchgewunden, wenn man die myſtiſchen Dünſte des Quartier Latin eingeſchluckt und nur den ſchwarzen Schmuz der Cité vor Augen gehabt hat, o wie Sinne erfreuend iſt es da, wenn man am Ende der Rue de la Cité links umbiegt und uns auf einmal die bunten Kinder der Flora entgegenlächeln. Unſere Geruchsnerven haben uns unwillkürlich dahin gezogen, — „voilà le quai aux fleurs!“ der bedeutendſte Blumenmarkt von Paris. Das iſt unerwartet. Alſo auch hier hat man Blumenwerk gebacken? Denn man bäckt ja die bunten Dingerchen in Paris wie Zuckerbrot, runde Bonbons, Aniskörnchen und dergleichen, und verwahrt ſie ſorgfältig in weißen Papierdüten. Die lieben Blumennonnen! ja, warum ſollten ſie nicht ein weißes

Digitized by Google

fleckenloſes Kleid tragen, wie Alles in Paris, wie die der heiligen Jungfrau geweihten Kinder?

Springe fort, du Fontaine in der Mitte, und erzähle uns von Fleur-de-Marie, wie ſie ihre Roſenſtöcklein hier kaufte. Das war eine wunderliebliche Blumenidee von Eugen Sue mit der Reliquie des Roſenhölzchens, und ich danke ihm dafür. Wohl manche Goualeuſe könnte man von hier nach jenen dunkelen Gaſſen zuſchleichen ſehen, glücklich mit ihrem Blumentopfe unterm Arm. Und fällt uns nicht gleich noch eine andere Marie ein, eine königliche abgeköpfte Blume, welche nicht weit von hier verwelkte, auf die der Schnee niederfiel in einer Nacht?

Doch laſſet ſie winden, die lebenden Finger, laſſet die redenden Lippen ihre Verbenen anpreiſen und wählet euch, was euch gefällt. So ſchön, ſo vollkommen wie auf Coventgarden market bekommt ihr die Blumen hier freilich nicht zu ſehen, doch die herumwandelnden Bouquetières der Straßen finden Alles, was ſie brauchen, und ſuchen ſich ſchon am frühen Morgen das Schönſte heraus, um damit auf den Brücken und allenthalben den Vorübergehenden köſtlichen Duft zu bereiten.

Eine eigene Veilchenflora beſitzt Paris, und ſie blüht den ganzen Winter mit ſolchem Fleiß, daß man immer von Veilchenduft umweht wird, wo man auch geht. Die Märzbeſcheidenheit erſetzt die winterlichen Violettes russes, und dieſe werden wieder von den auf Schönheit Anſpruch machenden Violettes de Parme verdrängt.

Wer wollte ohne ſein Bouquet in die Soirée gehen, geſchweige denn aux Italiens. Ein Bouquet giebt

einen gewiſſen Halt, man nimmt es in die rechte Hand, man nimmt es in die linke, man legt es auf den Schooß oder vor ſich auf die Lehne der Loge, man bewundert es und läßt es bewundern. Es zeigt, daß du einen aufmerkſamen Cavaliere serviente haſt, und je prächtiger, je größer das Bouquet, je ſeltener die Blumen, deſto liebenswürdiger, deſto unterthäniger, deſto reicher, ſo ſchließt man, muß dieſer Adonis ſein!

Auf dem Opernballe dienen die Sträuße als Erkennungszeichen. Auf Longchamps ſind die Schläfe der Pferde mit Blumen geſchmückt, und die Kutſcher tragen Blumen im Knopfloch. Ja, wo ſieht man nicht Blumen in Paris? Blumen ſtreuen die kleinen Mädchen an Feſttagen in den Klöſtern, und von Blumen ſind immer die Kirchen voll. Ganze Blumenkapellchen ſieht man an dem Fête Dieu in allen Straßen. Viele Läden ſind mit friſchen Blumen geziert; die Schlächter und Charcutiers haben eine beſondere Vorliebe für ſie und ſchmücken ihre Waaren damit bunt aus. Man ſehe den großen Hammel vor jenem Schlächterladen hängen; überall ſind die feinſten Blumen ſymmetriſch in's rohe Fleiſch geſteckt, und wie ein Spitzenſchleier hängt dann die wohlausgezackte Fetthaut darüber. „C'est par rapport à la qualité de l'animal, Madame, il est rare d'en trouver un aussi grand.“ Mit Blumen bedecken die Pariſer ihre Gräber; mit einem Blumenſtrauß wäſcht der Erzbiſchof die Füße der Armen am grünen Donnerstage.

Doch ſteht die jährliche Blumenausſtellung im Pa-

laſte Luxemburg weit hinter den engliſchen Ausſtellungen der Art zurück. Man bewundert wohl die hübſche Zuſammenſtellung der Sachen, die geſchmackvolle Anordnung der Früchte in Körben, der Früchte, von denen die beßten aus Baron Rothſchild's Garten in Surresne kommen — à propos Baron Rothſchild iſt ein Graf Carabas, Alles gehört ihm, die ſchönſten Silberſachen auf der Induſtrie-Ausſtellung, die ſchönſten Güter um Paris ſind ſein — doch ſo weit, wie die engliſchen Blumiſten, haben die franzöſiſchen noch nie geſtrebt, geſchweige denn, daß ſie es ſo weit gebracht hätten. Die Serres chaudes im Jardin des plantes enthalten wohl eine ausgezeichnete Sammlung von Palmen und Cactus, außerdem aber, wie ich glaube, wenig Merkwürdiges, und der Herzog von Devonſhire moquirt ſich darüber, während er in ſeinem eigenen rieſenhaften Greenhouſe mit einem kleinen Wagen herumfährt.

Doch wenn wir gerecht ſein wollen, müſſen wir ſagen, daß die Orangerie in Verſailles vielleicht ihres Gleichen ſucht, und auch die Granaten- und Orangenbäume des Tuilerieengartens nicht zu verachten ſind. Dieſe hat man indeß eher dem Klima zu verdanken als der menſchlichen Pflege, und wenn wir dem Einfluß der Atmoſphäre überhaupt etwas zu Gute kommen laſſen wollen, ſo dürfen wir die Judasbäume nicht vergeſſen, die im Frühling allenthalben roth über die Mauer gucken; ſie ſind hier ſehr groß und ſehr gewöhnlich, eine Hauptzierde des Pariſer Aprils; im Jardin des plantes giebt es eine ganze Allee davon, und die Bäume ſind wie

mit einer rothen Blüthendecke überworfen, ſelbſt dicht am Stamme quellen ſie noch hervor. Vom Baume ſcheint ſich dieſe Decke dann plötzlich auf die Erde zu werfen; denn, wie bekannt, haben dieſe Blüthen die Eigenſchaft, ganz friſch und unverwelkt abzufallen, ſo daß ſie ſelbſt auf der Erde noch das Auge erfreuen. Und dann kommen tröſtend die zarten grünen Blätter nach, ſchöne Hoffnung auf's nächſte Blumenjahr uns gebend.

Auch die Akazie ſcheint mir einer der begünſtigtſten Bäume von Paris zu ſein; allenthalben ſchläft ihre weiße zarte Blüthe im weichen Flaum der Blätter und duftet in den Stadtgärten und in der Banlieue. Es giebt zwei Straßen, die den Namen Rue des Acacias tragen. Vor allen Dingen dürfen wir auch nicht die Feigenbäume oder vielmehr die Feigenbaumfelder von Argenteuil vergeſſen. Mit den Weinſtöcken ſtehen ſie hier nachbarlich zuſammen und verſorgen im Monat Juli mit ihren kühlenden Früchten die Bewohner von Paris, die ſie eſſen wie wir die Birnen.

Die hohen Kaſtanienbäume, die ächten von Montmorency, gehören noch zu der ſüdlichen Flora. Unter den Kaſtanienbäumen, welche das Laubgewölbe des Tuilerieengartens bilden, giebt es einen, der immer früher blüht als die anderen, obgleich er von derſelben Art iſt. Er iſt allen Pariſern bekannt, und man nennt ihn l'étourdi, wegen ſeiner Unbeſonnenheit, ſich ſo früh herauszuwagen, oder auch le vingt et un Mars, weil er gewöhnlich an dieſem Tage, oder einige Tage früher oder ſpä-

ter ſeine dicken Knospen zerſprengt. Die Urſache dieſer Frühzeitigkeit wird verſchieden angegeben. Einige ſagen, es ſeien mehre zur Zeit der Revolution getödtete Schweizer nicht weit von ſeiner Wurzel begraben, und dieſes Schweizerblut diene dem Baume noch immerfort als Dünger. Andere ſchreiben dieſe Erſcheinung einem etwas weniger fabelhaften Grunde zu. Genug, dieſer Baum iſt eine Pariſer Berühmtheit, und vom 21. März an macht ihm Jeder einmal einen Beſuch, und man ſieht viele Gaffer dort ſtehen, die er auch nie in ihren Erwartungen betrügt.

Alſo ſo viele wahre Fleuriſten oder Flower-fancyers, wie in London, giebt es in Paris nicht, ſo viele neue Arten von Aurikeln, Fuchſien, Verbenen, Penſées, Baumnelken und Orchideen, wie jährlich in England erſcheinen, gehen in Frankreich aus dem Farbentopfe der Gärtner nicht hervor. Hier kann nicht einmal ein Vergleich ſtattfinden. Dennoch haben die Franzoſen ſich einen Blumengarten angelegt, der über die ganze civiliſirte Welt ſich erſtreckt, einen Blumengarten, welcher Species enthält, die noch nie auf anderer Länder Boden haben nachgeahmt werden können. Und gerade England ſteht Frankreich in dieſen Blumengattungen am meiſten nach — es ſind die künſtlichen Blumen, die ich meine.

Das Hauptterrain derſelben bilden die Rue St. Denis und die Rue St. Honoré, und der berühmteſte Gärtner dieſer Art heißt Conſtantine. Er hat dieſes Jahr einen großen Triumph auf der Induſtrieausſtellung gefeiert, wo von ihm die Nachahmung einer Serre chaude aufgeſtellt war. Sie war ſo vortrefflich, daß einige Beſchauer davor

ſtehen blieben und ſagten: „Maintenant le bon Dieu n'a plus besoin de faire croître des fleurs.“ Die Rose noisette umrankte die Fenſter zu beiden Seiten von innen, andere Arten von Roſen, Camellien, Cactus, die Paeonia arboria u. ſ. w. ſtanden auf den Stufenreihen in Töpfen umher, ſo vollkommen, wie man ſie nur unter der Hand des ſorgfältigſten Gartenkünſtlers gedeihen ſieht. Von den abgefallenen Camellien blühten einige noch ganz friſch, wie ſie zu fallen pflegen, andere, etwas verfault, lagen am Rande des Topfes und auf den Stufen umher, ſo natürlich, daß man durchaus glauben mußte, ſie hätten einſt am Stiele oben geſeſſen. Die verwelkten Blätter der Päonie waren nicht minder treu nachgeahmt, und wunderbarer als Alles war eine abgeblühte Kuhblume in einem kleinen Topfe. Wie viele Kinder mochten im Vorbeigehen wünſchen, einen der grauen Samenköpfe davon zu brechen, um ihr Alter zu erforſchen. Die Ausſtellung ließ überhaupt einen tiefen Blick in die Pariſer Blumeninduſtrie thun; nicht allein Vaſen mit den ſchönſten Sträußen ſah man daſelbſt, ſondern auch Sammlungen aller Arten von Blättern und Blüthen, ſyſtematiſch geordnet, und ferner die zu dieſer Arbeit gehörenden Inſtrumente. So weit wie Conſtantine bringen es aber nicht alle Pariſer Blumenfabrikanten, und nur wenige verſuchen es, die ganze Pflanze darzuſtellen. Der Beſuch eines Blumenladens der Rue St. Denis im Winter, wo die Erde allenthalben grau und weiß iſt, ſenkt eine Frühlingswonne in's Gemüth, auch wenn man nichts zu kaufen hat. Nun will ich mich wieder bekehren und ſagen: die Pa-

Digitized by Google

riſer müſſen der Blume doch recht tief in's Herzblatt hineingeblickt haben, weil ſie ſie ſo vortrefflich nachahmen können.

Nicht allein die feinen Finger der Frauen beſchäftigen ſich mit dieſer zarten Arbeit, ſondern auch Männer thun das Ihrige dabei. Es iſt ſehr intereſſant, ſie arbeiten zu ſehen. Sie gebrauchen viele Theile von natürlichen Pflanzen dabei, z. B. manche Grasblüthen und Samenkörner. Der Rue St. Denis gehört dieſer Kunſtzweig beſonders an, dort reiht ſich Blumenladen an Blumenladen. Da man hier en gros verkauft, ſo ſind die Preiſe geringer, und wenn man ſich mit einem Vorrathe von Blumen verſehen will, ſo giebt man ſich die Mühe, bis zu dieſem entlegenen Quartier von Paris zu gehen. Von dieſen Läden aus verſorgen ſich auch die meiſten Putzhändlerinnen der Rue Vivienne.

Die Pariſerin trägt nie eine andere Blume als die, welche eben en saison iſt, es wird ihr nie einfallen, Kornblumen auf ihren Hut zu ſtecken, wenn ſie noch nicht auf dem Felde blühen. Daher muß ſie öfters Veränderungen machen, ſie kann nie eine Blume völlig abtragen, und ihr Luxus in Blumen iſt ſehr groß.

Alle die weißen Roſenkränze der Nonnen und die Weisheitskränze der lieben Jugend blühen unter jenen fleißigen Händen auf. Wie viel haben ſie alſo zu thun! Gemachte Blumen in Vaſen oder Gläſern als Schmuck des Kamins fehlen ſelbſt in der Loge des ärmſten Portiers nie.

Bei den Patiſſiers wachſen die gemachten Roſen

Digitized by Google

aus den Torten heraus und tragen dazu oft noch kleine Engel im Munde.

Noch giebt es eine andere Weiſe, wie die Franzoſen Blumen auf's Bewundernswertheſte nachahmen, nämlich die Beauvais-Tapiſſerieen. Man ſieht viel davon in den verſchiedenen Schlöſſern des Königs. Da hier aber die neuen Möbeln zur Schonung gewöhnlich mit Ueberzügen bedeckt ſind, ſo kann man ſelten über das Enſemble urtheilen. Die beßte Idee von der Beauvais-Blumenweberei kann man ſich auf der Exposition des produits des manufactures royales, die jährlich im Monat Juni im Louvre ſtattfindet, verſchaffen. Die drei königlichen Fabriken, Sèvres, Beauvais und die Gobelins, ſtellen hier ihre Erzeugniſſe aus. Dahin ging ich auch dieß Mal. Von Beauvais waren die zu Stühlen, Sophas, Ofenſchirmen, Windſchirmen und ſonſtigen Möbeln beſtimmten Stücke in einem beſonderen Saale arrangirt. Die Blumen und Arabesken ſind der Haupttriumph dieſer Arbeit. Man ſieht den Staub auf den Aurikeln, und den Glanz, die feinen Adern der Geraniums in allen ihren verſchiedenen Farben könnte man ſich nicht vollkommener wünſchen. Campanulas umſchlingen die Stuhlſitze. Da können denn die Prinzeſſinnen träumen, ſie, die Bürgerkönigstöchter, ſäßen auf blumenreichem Raſen wie einfache Bürgerstöchter, und ſie haben noch dazu den Vortheil, daß ſie weder den Blumen noch ihren Florkleidern ein Leid anthun. Dazu können ſie die Ananas vom Windſchirme vor ſich pflücken und die Granatblüthen, die aus ernſten Arabesken hervorwachſen,

Digitized by Google

während Garten-Genien ihnen reiche Blumenkränze und Perlenſchnuren entgegenhalten, oder ihnen einen Ritt auf Schwänen vormachen.

Bewundernswerth und hinreißend iſt der Geſchmack, mit dem alle dieſe Gegenſtände zuſammengeſtellt ſind, — Vögel, Blumen, Früchte, Genien, kleine Landſchaften, Karyatiden, Sirenen, — aber die Blumen ſpielen die Hauptrolle unter ihnen. Unübertreffbar iſt die Miſchung der Farben, die Wahrheit der Formen.

Die Gobelins geben ſich bekanntlich viel weniger mit Blumen- und Seidenweberei ab. Aber an den Rieſenvaſen von Sèvres hatte ich wieder die üppigen Blumenkränze, in denen Vögel ſich wiegten, ſowie die mit Blüthen bedeckten Taſſen und Schalen zu bewundern.

Da wir von Gärten, Blumen und Bäumen geſprochen haben, ſo mögen wir hier zum Schluſſe auch noch eines Baumes erwähnen, der in Paris wächſt, ich meine den Brotbaum. Wie, ich glaubte, er ſei ein Kind weit ſüdlicherer Regionen! O nein, die Pariſer haben auch ihren Brotbaum, oder, um ganz genau zu ſein, ihre Brotſtämme, denn ein vollſtändiger Baum muß doch Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte haben, und die finden wir hier nicht. Aber ganze Wälder bilden dieſe langen Stämme in den Bäckerladen, in denen unſer Pariſer Brotbaum wächſt. Ich meine die ellenlangen dünnen Brote, welche beim Bäcker wirklich ſo nachläſſig übereinander auf der Erde und in den Fenſterecken aufgepflanzt ſtehen, als ſeien ſie bloße Holzböcke, und die man auf den Straßen ſo müh-

Digitized by Google

ſam unter dem Arme trägt, als dienten ſie zu Spa-zierſtöcken.

Doch nicht ganz ohne Grund haben die Franzoſen dieſe Form zu ihrem gewöhnlichen Brote gewählt. Das Brot iſt der Stamm, die Stütze und Hauptſache aller Le-bensmittel; ja es iſt der ächte Lebensbaum geworden, ſeit die Menſchen aus dem Paradieſe verjagt wurden. Denn aus dieſem Baume wachſen hervor die Blätter des Lebens und der Geſundheit, und die Früchte der Arbeit trägt er.

Oder ſind ſie ſo lang, ſo rieſenhaft, dieſe Brote, weil es ein rieſenhaftes Wunder iſt, daß ein kleines Weizenkorn ſo viel Nahrungskraft enthält, weil es ein rieſenhafter Gedanke iſt, daß dieſes kleine Korn ſich ſo in's Unendliche vermehrt, daß ſein Mehl Millionen er-nährt, weil es eine rieſenhafte Gnade iſt, daß die Vor-ſehung in keinem Jahre verfehlt, dieß Korn für uns wachſen zu laſſen?

Es giebt auch dünne Stäbe in dieſem mehligen Baumgarten. Sie ſind Stütze genug für ſchwächere Magen. Und unter den Stämmen und Stäben erblickt man runde Kränze, ſie zeigen den ewigen Kreislauf des täglichen Brotes.

Wie in Allem, ſo ſind auch hierin die Engländer den Franzoſen entgegen. John Bull macht aus ſeinem täg-lichen Brote einen derben, runden und fetten „dumpling." Er bäckt ſogar deren zwei übereinander. Solidität iſt ſein Loſungswort; das Pariſer Brot iſt eine ſchmächtige

Sylphide, ſo dünn in der Taille, daß ſelbſt das zierlichſte Demoiſellchen ihr nicht nachkommt, und ſollte ſie ſelbſt weniger als einundfünfzig Centimeter *) meſſen.

*) Jede Pariſerin weiß auf ein Centimeter, wie ſtark ſie in der Taille iſt. Sie hat ihr Maß in der Schublade liegen. Sie probirt dann und wann, ob es noch paßt, darüber hinaus darf ſie durchaus nicht.

Digitized by Google

Die Engländer in Paris.

Die Straße St. Honoré und ihr engliſches Intereſſe.

Es giebt keine Straße in Paris, welche für den Engländer von größerer Wichtigkeit wäre als die Rue St. Honoré oder, wie er ſelbſt es ausſpricht, Ru Sintonnore. Sie bietet ihm die Befriedigung beinahe aller derjenigen tauſend kleinen Bedürfniſſe, die ihm von Haus aus eigen und unentbehrlich ſind.

Die Ladenbeſitzer haben hier recht darauf raffinirt, es John Bull in keiner Hinſicht fühlen zu laſſen, daß er ſich im Auslande befindet; denn, wie bekannt, iſt es nun einmal ſeine Manier, immer in England zu bleiben und in England zu reiſen, wenn auch tauſend Meilen davon entfernt.

Alſo die Rue St. Honoré iſt Klein-England in Paris, eine große Ehre, und ſie drückt dieß ſelbſt in ihrem Namen aus, — nein, mehr, ſie wird dadurch geheiligt, wie wieder ihr Name andeutet, — die heilige, geehrte Straße! — „à la bonne heure,“ und am meiſten

Digitized by Google

geehrt durch die höchſteigene Gegenwart des Geſandten von England. L'ambassade anglaise befindet ſich ungefähr in der Mitte dieſes britiſch-pariſiſchen Reichs und iſt in der That keine unwürdige Behauſung eines Repräſentanten der großen Nation. Das engliſche Geſandtſchaftshotel war früher die Wohnung der Prinzeſſin Pauline, der Schweſter Napoleon's, und wurde das Hotel Borgheſe genannt. Es hat ein fürſtliches Anſehen und eine weite Ausdehnung. Ihm gegenüber, in der Rue d'Aguesseau, iſt die angli-kaniſche oder biſchöfliche Kirche, zu der man Sonntags ihre andächtigen Anhänger ſtrömen ſieht. „Dieu et mon droit!“ glänzt unter dem Wappen über der enormen Portecochère der Ambaſſade, und ſo wohnen ſie beide in der That dicht beieinander. Sind dieſe beiden wichtigſten Lebensadern befriedigt, ſo fordert auch das Leibliche ſeinen Theil, und da werden wir ſehen, daß auch hier wenig zu wünſchen übrig bleibt.

Der ſolide britiſche Hunger und ein ächter britiſcher Durſt, der ſich nicht mit Waſſer oder, was eben ſo viel iſt, mit wäſſerigem Wein anführen läßt, können in der Rue St. Honoré Befriedigung finden. Eben ſo iſt für die engliſchen Füße und gichtbrüchigen Glieder geſorgt, für John Bull's „Knowledge-box“ oder phrenologiſche Schiebladen und für tauſend andere Sachen, vor allen Dingen für ſeine koſtbare Geſundheit.

Laſſet uns mit dem engliſchen Bäcker anfangen, weil er ſchon am frühen Morgen dem engliſchen Bewohner von Paris nothwendig iſt. Es giebt deren verſchiedene in der Straße, die wir jetzt allein zu Eh-

ren unſerer britiſchen Freunde im Auge haben. Vor den Fenſtern einer Boulangerie anglaise et française rangiren ſich die Loaves in wohlbekannter Puddingform, während die franzöſiſchen Brotſtangen oder Brotbäume beſcheiden in der Ecke auf der Erde ſtehen. Dieſe Brotform war mir immer ſehr lächerlich; es ſcheint, als ob die kurzbeinigen Franzoſen meinten, ſie könnten dadurch ihrer unbeträchtlichen Länge eine Elle zuſetzen, und wieder iſt ſie ein Contraſt mit der beweglichen Grazie der Pariſerinnen, man ſollte meinen, daß Eine, die eine ſolche lange Brotſtange oder einen ſolchen Brotpoker ſchon mehrmal in ihrem Leben verſchlungen habe, ausſehen müſſe, „as if she had swallowed the poker,“ wie das engliſche Sprüchwort ſagt.

Doch um nicht nach dem Beiſpiele dieſes franzöſiſchen Brotes uns zu ſehr in die Länge zu dehnen, will ich wieder zurückkehren zu meines engliſchen Bäckers Fenſter, wo ich auch ein bräunliches Gebäck in Nachahmung von fertigem „dry toast“ ſehe. Ebenſo ſind die beliebten Biscuits, die ächten „hard biscuits,“ dieſe unſchädlichen Lückenbüßer mancher langweiligen Stunde, dieſe Zahnverſucher, hier aufgeſtapelt, und dann die „sweet biscuits“ in allerlei Formen. Dieſe ſind indeß vorzüglich die Sache des engliſchen Pastry-cook weiter unten bei der Place Vendôme, der allen Launen der engliſchen Paſtetenliebhaberei huldigt und auch „dinners ready sent out“ höchſt gefällig über ſeine Thüre geſchrieben hat, damit man ganz wie in London zu Werke gehen könne. Aber gern möchte ich noch einen Augenblick zu der Eng-

lish Ambassade zurückkehren, welcher gegenüber ſich ein großer Laden befindet, dem vorzügliche Aufmerkſamkeit gewidmet werden muß. Er trägt in großen Buchſtaben die Ueberſchrift: „Laiterie anglaise — English dairy.“ Aber mehr umfaſſende Inſchriften folgen unten an den Fenſtern, hinter denen ſich eine mannigfaltige Etalage befindet. „York hams“ lautet die eine. Ach wer weiß, in welcher Irish cabin ich das Schwein geſehen habe, das einſt, auf dieſen Schinken geſtützt, herbeilief, um ſammt der zahlreichen Paddyfamilie die Quality, wie ſie vorbeiging, zu begaffen und zu begrunzen. Denn konnte das Schwein, einſt Eigenthümer dieſes Schinkens, nicht ſo gut wie Phil. Purcell's Pig (vielleicht haben Sie nicht die Ehre, es zu kennen, aber es war ſehr verſtändig, „mighty sinsible,“ wie Paddy ſagte), wie ſo viele tauſend andere, ſeine erſte Lebenswanderung nach Yorkſhires fetten Fluren gemacht und endlich, nachdem es das Zeitliche geſegnet, in der Hauptſtadt der Welt ſich eingefunden haben? Nichts natürlicher als dieß, aber auch nichts natürlicher, als daß mir die Thränen beim Anblick dieſes Schinkens in die Augen kommen, und es mir däucht, höchſteigenes Schinkenbein laſſe aus Rührung und Heimweh einige Fetttropfen fallen. „O Ham what a falling off there was!“ *) Dieß iſt zwar eine Carricatur, ich aber meine es ganz ernſthaft.

York ham. Bacon. — C'est bien! John Bull würde

*) Eine bekannte Carricatur auf Hamlet's Kampf mit Laertes. „He's fat and scant of breath,“ ſagt die Königin.

in Spleen verfallen, wenn die Hühner- und Puterflügel u. ſ. w. in ſeinem Magenkaſten nicht im Speck, weiß wie Schnee und weich wie Baumwolle, ruhen könnten, gleich der goldenen Broſche im Schächtelchen wohlverwahrt.

Pickles, — Durham Mustard, — Fish-sauces, — English cheeses, — Teas, — wie wichtig ſind alle dieſe Artikel! Man ſollte denken, die Krämer müßten dabei Schätze über Schätze anhäufen. Und weiter für die ſchmachtende durſtige Seele: Dublin Porter, — Ale, — Claret, — Sherry, — Champain! — Herz, was verlangſt du mehr? Dieſe Champains ſind hinreichend, alle real pains zu verſcheuchen.

Ich möchte bei all den luſtigen After-dinners zugegen ſein, die dieſer Kaufmann dem John Bull in Paris verſchafft, bei all den dampfenden Tea-urns ſitzen, von denen er Urheber iſt, und auch einmal ein Breakfast einnehmen, zu dem er den Cream, die Butter and eggs geliefert, denn er muß ſich ſchon anſtrengen, um die Goddams (man bedient ſich empörender Weiſe nun einmal hier noch häufig dieſes Namens für die Engländer) in dieſer Hinſicht zu befriedigen. Sie ſind Connaisseurs, und ihre vortrefflichen Beasts haben ſie verwöhnt.

Ehe wir jedoch uns in dem engliſchen Rahm, Schmant, Rohm, Sahne, Oberſt, oder wie dieſe geliebte Milchdecke ſonſt noch heißen mag, ertränken, wollen wir trockenen Fußes weiter gehen zum English bootmaker. Wenn er ſeine Stiefeln und Schuhe dauerhafter macht als die zierlichen franzöſiſchen, ſo ſoll er mir willkom-

Digitized by Google

men ſein, denn das franzöſiſche Leder iſt ſchlecht. Wenn er aber kein größerer Meiſter in ſeiner Kunſt iſt als im Buchſtabiren — „Warnish, blaking," heißt vor ſeiner Thüre, — ſo mag er ſeine Wege gehen. Indeß mag er von Geburt ein Cockney ſein, der „vine, weal and winegar" für „wery good wictuals" erklärt. Dazu iſt es noch nicht ausgemacht, wie ich glaube, ob Hans Sachs eben ſo gute „Schuh" machte als Verſe „dazu." Es giebt noch einige andere Meiſter der engliſchen Orthographie in dieſer engliſchen Straße; z. B. vor einer English dairy ſtand: „Cream, Milh and neir laid Eggs évery d'ay Whiped cream etc."

Außer den engliſchen Bäckerläden und Dairies zeichnen ſich dann auch die Tea-warehouses aus, wo nicht allein der beliebte Hyſon und alle anderen Arten von Thee nebſt Chokolate zu haben ſind, ſondern auch zugleich die eleganteſten Gefäße für dieſe Getränke in großer Auswahl. Und damit die Mockturtle and other soups, der India Currie of the finest quality etc. den Magen nicht zu lange beſchweren mögen, ſind gleich alle English Patent medecines an Ort und Stelle.

Es giebt verſchiedene English chemists and druggists in der Rue St. Honoré, und merkwürdiger Weiſe gleich das erſte Eckhaus, dort, wo das Faubourg du Roule aufhört und das Faubourg St. Honoré anfängt, iſt ein London dispensary and druggist, was die Wichtigkeit eines ſolchen Ladens anzeigt. Der beſte dieſer Art iſt nahe bei der Madeleine. Hier findet man von Seidlitz powder, Antimonium Arrowroot, Rowland's

Kalydor bis zum Marking ink used without preparation Alles, was die engliſche Chemie nur zuſammenſetzen kann; alle Pillen, die ein engliſcher zarter Mund muthig in ſeinen revoltirenden Magen hinabſchlingt, alle zuſammengeſetzten engliſchen Prescriptions werden hier bereitet. Natürlich iſt das Sal vol. nicht vergeſſen für die, welche wie Boz's Mrs. Wittitterly „All soul" ſind, ſowie das Laudanum in blauen Fläſchchen für die, welche an einem langſamen Gifte heroiſch zu ſterben beſchloſſen haben.

Doch ſo lange ſie noch in dieſem irdiſchen Jammerthale ſich placken müſſen, haben ſie Geld vonnöthen, und zwar in Paris nicht mehr ihre flüchtigen Banknoten, dünnen Pounds, beweglichen Schillings und unbedeutenden Sixpences, ſondern eine Maſſe von Fünffrankenſtücken, und dieſe einzuwechſeln, dazu giebt es in der Rue St. Honoré „Exchanges of money" genug. Leider verliert man etwas auf jedes engliſche Pfund.

Indeß, das kann John Bull wohl tragen. Und hat er nun die Taſchen voll brauchbarer Münze, ſo kann er weiter gehen, vielleicht dorthin, wo „light and durable hats, the same shape as in London" angekündigt ſind. Denn einen neuen Hut hat John Bull ſicherlich verdient; in der Hinſicht ſticht er ſehr unvortheilhaft von ſeine Nachbar ab, und dazu iſt ihm hier ja der Troſt gegeben, daß er die nämliche Form finden ſoll, wie in London. So mag er ihn denn auch auf ſeine Weiſe ſchief auf den Kopf ſetzen.

Tenez! eben begegnet mir ſo Einer, und wahrlich,

Digitized by Google

er geht ſo unſicher, als ob er die Meereswellen unter den Füßen, oder Weinwellen im Gehirn hätte. Doch ſieht er ganz nobel aus und führt eine ſchöne Dame am Arme. „C'est John Bull à Paris!“

Nur mit ſeinem engliſchen Hute und ſeinen engliſchen Schuhen bekleidet, können wir ihn doch wohl nicht laufen laſſen. Les Sansculottes ſind nur noch in den ſchottiſchen Hochlanden geduldet, und hier iſt meiner Treu ein „Breeches-maker from London“ — eine ſehr feine Art, ſich anzukündigen, man muß es geſtehen. Und es ſollte mich nicht wundern, wenn eine zimperliche Amerikanerin vor ſeinem Hauſe in Ohnmacht niederfiele. „Breeches! Grand Dieu!“ mir kommt es wie ein „breach of all good breeding“ vor. Jedoch wenn John Bull hier Alles nach ſeiner Bequemlichkeit findet, ſo wird er ſich's ſchon gefallen laſſen.

Hier ſehe ich einen Laden, wo Flanelle de santé zu haben iſt. Dieß könnte manchem Engliſhman gelegen kommen, den hie und da die rheumatiſchen Schmerzen etwas zu zwicken anfangen. Doch Vergnügen iſt beſſer als Pein, und da iſt ein „Ladies' hairdresser, private room,“ der für das Erſtere ſorgen will und meine Ladyköpfchen zur italieniſchen Oper würdig ſchmücken kann. An der Ecke eines Hauſes dicht an St. Roch kündigt ſich ein „Silk-warehouse“ mit ſeinen „ribbons and fashionable articles“ großmächtig und breit an, ich möchte faſt ſagen recht ketzeriſch, ſo nahe an geweihter Stelle. Die Kirchen ſollten immer ganz frei und unangetaſtet ſtehen.

Für engliſches Zahnweh hat ein „Surgeon Dentist“

in dieſer Straße Rath: für engliſche Finſterniß giebt es „Waxcandles“ verſchiedener Art, und engliſche Zungen brauchen ſich auch nicht zu verſchrauben und zu verdrehen, denn „English spoken here“ iſt die ſich ewig wiederholende Deviſe oder Prahlerei der meiſten Boutiquen dort. Für jugendliche engliſche Füße ſind „dancing and walsing lessons“ vor manchem Fenſter angezeigt; — für engliſchen vulgären Appetit giebt es „English cookery roasting done at all hours, private eating room.“ So viel für blutiges Fleiſch und traurige Einſamkeit, welches Beides die Engländer lieben.

Auch für den gemeinen engliſchen Mann giebt es hier ein Coffee-house, wahrſcheinlich für die Bedienten der Großen, die man auch hier zu Dutzenden herumſchlendern ſieht.

„Appartment furnished“ iſt überall angezeigt, und hie und da auch ein Schmachten nach engliſchen Penſionären, „qui paient une assez forte pension,“ auf Engliſch ausgedrückt: „A French family of the highest respectability will receive one or two persons as boarders. Apply to the porter.“

Aber ſollte die British Queen als Herrſcherin in dieſem ihrem Pariſer Reiche vergeſſen ſein? Mit nichten. Dort thront ſie ja im königlichen Hermelinmantel auf dem Schilde eines Pelzhändlers „à la reine d'Angleterre.“ Und unſer Mann hat ſo übel nicht gewählt, denn leicht möglich, daß er nur von Untertha=

Digitized by Google

nen Victoria's begünſtigt wird, da die Pariſer Damen ſich viel weniger mit Muffen und Boas beſchweren.

Solche Läden, wo Alles, was zu weiblichen Handarbeiten erforderlich, zu haben iſt, ſind in der Rue St. Honoré ſehr zahlreich, vielleicht ebenfalls den Engländerinnen zu Liebe, die ſich gern mit dergleichen beſchäftigen.

Läden für gemachte Blumen und Conditoreiwaaren ſind hier gleichfalls beſonders häufig. Sie ſind die wahren Glanzpunkte der Pariſer Läden überhaupt, und dieß iſt ganz natürlich, denn die engliſchen Bewohner, wie alle Fremde, müſſen ſich durch ſie beſonders angezogen fühlen.

Wenn nun hier in dieſer Gegend ſich Alles vereinigt findet, was dem Gentleman und der Lady lieb ſein kann, was iſt dann natürlicher, als daß engliſche Töne hier die Luft allenthalben durchfließen, daß die ſchmalen engliſchen Geſichter und geregelten Züge und der weitſchweifige, von den Pariſern vielbemäkelte Gang uns auf jedem Schritte begegnen? Auch durch ihre weniger geſchmackvolle Kleidung, durch's Aufnehmen der Kleider im Schmuz, durch die völlige Uebereinſtimmung des Anzugs zweier Schweſtern, und durch die reizenden Windſpiele, die ſie an einem himmelblauen Bande leiten, zeichnen ſich die engliſchen Damen aus. Die Herren thun dieß durch ihre Länge, ihren ſchlotternden Gang und einige andere ſchon zuvor berührte Abzeichen.

Dieſe Züge gehen nicht durch die ganze Rue St. Honoré vom Anfange bis zu Ende, denn dieſe iſt lang, ſondern ſie reichen hauptſächlich von ihrem Weſt-Anfange bis zum Palais royal, dort wird die Straße mehr franzöſiſch.

Aber iſt ſie denn ſelbſt bis dahin ausſchließend engliſch? O nein, dieß iſt nur ihr hervorſtechendſter Zug im Vergleich mit anderen Straßen. Denn es iſt darunter natürlich unendlich viel Franzöſiſches, ſelbſt Europäiſches gemiſcht. Dieß Alles kann man auf einem einzigen Spaziergange durch dieſe Straße bemerken. Auf jenem engen Trottoir zieht ſich der lange ſchwarze Schwanz eines franzöſiſchen Collegiums entlang, junge Leute mit kleinen Hüten und in langen dunklen Röcken mit blanken Knöpfen. Hier galoppirt ein niedriger, dunkel angemalter Omnibus vorbei mit nichts als Briefträgern in dunkler Uniform mit rothen Aufſchlägen und ihren Taſchen um die Schulter. Dort begegnet mir eine andere Art von Omnibus, worin nichts als Schulknaben. Die Penſionen haben nämlich ihre eigenen Omnibus.

Lange Prieſter, die in ihrem Ausgehegewande wie in einem Sacke oder Gefängniſſe ſitzen, regnet es hier, wie überall. Rothe griechiſche Mützen mit blauen Troddeln, Neger-Dandys und Neger-Schönheiten ſind nicht minder häufig. Deutſche, italieniſche und ſpaniſche Töne frappiren ebenfalls mitunter unſer Ohr, doch, wie geſagt, bei Weitem vorherrſchend ſind die engliſchen.

Auch iſt auf der anderen Seite das Pariſer England nicht hier allein. Aber es iſt doch beſonders unter dieſem Himmelsſtriche gelegen, und wir haben nicht weit zu gehen, um die Nebenreiche aufzufinden, die Champs Elisées z. B., die mit der Rue St. Honoré parallel laufen, wo unzählige Engländer in kleinen Häuſern

mit Gärten ſich angeſiedelt haben, wo English nurses mit ihren Babies ſpazieren gehen, wo wieder gleichgekleidete Schweſtern aneinanderhängen, wie zwei Kirſchen an zuſammengewachſenen Stielen, wo engliſche Brüderlein und Schweſterlein in Eintracht wandeln, wo die große berühmte English brewery iſt, wo man nach Marboeuf Chapel hinein geht. Dieſer Name iſt, däucht mir, ſehr paſſend für eine Kapelle John Bull's. Es iſt ein großes, ſchönes Gebäude und immer voll, beſonders wenn ein Herr Mac Neal die Kanzel betritt, wie ich dieſen Sommer ein Mal das Glück hatte, dieſen berühmten Redner dort zu hören.

Ferner finden wir nicht weit von der Rue St. Honoré in der Rue Rivoli das für die hohen engliſchen Herrſchaften ſo wichtige Hôtel Maurice und noch einige andere engliſche Abzeichen, welche auch in der Rue de la Paix erſcheinen. Weiter wollen wir ſie aber heute nicht ſuchen, obgleich ſolche auch noch bis auf die Boulevards hinaus zerſtreut ſind.

Der Haß zwiſchen England und Frankreich.

Alles, was jetzt zwiſchen den hohen Häuptern dieſer beiden Länder vorgeht, all dieß Kreuzen des Canals von Königen und Königinnen, Prinzen und Miniſtern, all dieſe königlichen Begrüßungen, Umarmungen und Verſicherungen ſcheinen auf eine Illuſtration der Worte Shakeſpeare's abzuzielen:

Digitized by Google

„That the contending kingdoms
Of France and England, whose very shores look pale
With envy of each other's happiness,
May cease their hatred: and this dear conjunction
Plant neighbourhood and christianlike accord
In their sweet bosoms, that never war advance
His bleeding sword 'twixt England and fair France.“

Nur haben die Völker noch nicht wie der Chor in Heinrich V. „Amen“ darauf geſagt.

Nein, wenn man ſie einander gegenüber in Paris betrachtet, ſo rufen ſie uns vielmehr immer die prophetiſchen Worte Schiller's in's Gedächtniß:

„Denn ewig bleibt es wahr! franzöſiſch Blut
Und engliſch kann ſich redlich nie vermiſchen.“

Denn, wo ſie nur zuſammentreffen, da wallt es und ſiedet's und brauſt's und ziſcht's, wie wenn Waſſer und Feuer ſich mengt. Blaß vor Neid über gegenſeitiges Glück, ſehen ſich die beiden kalkigen Küſten immerwährend an. Sie zeigen einander die Zähne, als möchten ſie ſich verſchlingen. Mit welch einem Wohlbehagen hörte ich einſt einen Franzoſen erzählen, daß die Cannibalen verſchiedene Engländer geſchlachtet und aufgegeſſen hätten. Es ſchien faſt, als ob er die fetten Biſſen, die guten John Bulls, lieber für ſich ſelbſt gehabt hätte.

Auf welcher Seite die größte Erbitterung herrſcht, das iſt ſchwer zu beſtimmen. Ein Engländer ſagte mir einſt: „They detest us, but we do not condescend so far; we despise them, we look down upon them.“ Und von einem ſehr feinen Franzoſen hörte ich Folgendes:

„Je déteste les Anglais puis qu'ils nous détestent, et je suis convaincu que chaque petit garçon anglais encore en jupon, chaque matin en disant sa prière a appris à commencer comme cela: I believe in God almighty and hate every Frenchman."

Demnach ſcheinen die Engländer den Anlaß zu dieſem Zank gegeben zu haben und die Franzoſen ihn bloß aus einer Art von Rachegefühl zu erwiedern. Der Franzoſe ärgert ſich darüber, daß der Engländer ihn haßt. Der Engländer *freut* dagegen ſich bei dem Gedanken, daß der Franzoſe ihn verabſcheut.

John Bull ſpricht wie Shylock: „I hate him, for he is a *Christian*", nur daß er das letzte Wort mit „a Frenchman" vertauſcht.

So viel iſt gewiß, daß in London dieſer Haß nicht ſo *rege* iſt wie in Paris, vielleicht weil beide Nationen da mehr in Contact kommen, denn wenige Franzoſen geben ſich die Mühe, nach London hinüber zu ſchiffen. Die Engländer aber kommen in Schaaren nach Paris, dieſem Treibhaus von Laſter und Bosheit, dieſem „hotbed of vice and wickedness," wie ein Engländer es einmal nannte. Sie kommen aus freier Wahl, alſo müſſen ſie doch Manches da finden, was ſie anzieht. Warum rümpfen ſie denn die Naſe über Alles und ſagen vom Obelisken von Luxor: „What does that thin stick mean opposite to that great fat thing the Arc de l'étoile!" Warum können ſie ſich gar nicht zufriedengeben über die „dévergondage," welche hier herrſcht, und über all die Lockungen für junge Leute,

da ſie doch einmal da ſind und auch von ſo vielen tauſend guten und nützlichen Dingen profitiren, und da noch dazu ihre jungen Leute und Etudiants en médecine die allererſten und kühnſten in jenem beklagenswerthen Meere der Devergondage ſind!

Die Pariſer ihrerſeits mißgönnen dem John Bull jeden franzöſiſchen Biſſen, den er in ſeinen Mund ſteckt. Da ſteht der langbeinige Herr Lord vor dem beßten Fruchtladen in der Rue St. Honoré, greift in den Fruchtkorb hinein, ohne vorher ein Wort zu ſagen, ſucht ſich die beßten Pfirſichen aus, eine nach der anderen, und ſchiebt ſie in den Mund. „Sacre-dieu! est-ce qu'ils méritent les beaux fruits de notre France, ces gaillards-là?“ Sollen ſie ſich die beßten Trauben ausſuchen, die auf Frankreichs eigenem Boden gewachſen ſind? Dazu werfen ſie ihr Geld auf den Laden, als ob ihnen das Alles ſo natürlich zukäme, und der Saft der franzöſiſchen Traube läuft ihnen an ihren engliſchen Kinnbacken hinunter. Es iſt ein Jammer und Graus, dieß mit anzuſehen.

Es iſt, als ob man dem Frenchman, der ſolche Profanation ſieht, die Eingeweide aus dem Leibe riſſe. Denn iſt nicht la belle France ſeine Mutter, und die Frucht, die ſie trägt, ſo gut wie das Fleiſch und Blut ſeines Körpers? Das geht meinem Frenchman durch Mark und Bein. Aber wenden wir uns ab von einem ſolch ſchauderhaften Schauſpiele.

Doch wo ſoll man in Paris die Augen hinwenden, um nicht dieſen deteſtablen Engländern zu begegnen? Wu-

Digitized by Google

chern ſie doch wie Unkraut in dieſer Stadt der Städte. Unter den 70,000 Fremden, die ſich dort befinden, iſt ihre Anzahl nicht die geringſte. Sie ſind auch wohl Diejenigen, welche dem Lande am meiſten einbringen. Man rechnet jährlich im Durchſchnitt auf jeden Fremdenkopf 5000 Francs, das macht 350 Millionen. Bei dieſer Summe haben die Engländer wohl den bedeutendſten Antheil. Doch, wie geſagt, möchten die patriotiſchen Franzoſen ſie lieber Alle aus dem Lande jagen, als ihre Froſchſprache in allen Straßen und an allen Ecken zur Pein ihrer Ohren anhören. „L'Anglais parle comme une grenouille,“ hörte ich einſt von der engliſchen Sprache ſagen. „I walk, thou walkst, he walks, — quack, quack, c'est absolument comme une grenouille. Et c'est assez naturel pour une nation aquatique, pour des gens, qui sont avec leur tête dans le brouillard et avec leurs jambes dans la mer.“ Die Franzoſen nennen das Engliſche auch eine Vogelſprache: „C'est la langue des oiseaux,“ weil ſo viele „s“ darin vorkommen. „C'est un sifflement éternel. Cela n'a pas d'ampleur comme l'Espagnol ou le Français,“ ſagen ſie.

Daher gab auch ein franzöſiſcher Sprachmeiſter des Engliſchen ſeinen Schülern immer die Regel: „Ouvrez les lèvres, mais serrez les dents bien ferme! comme cela vous ètes sûrs de parler bien anglais.“

So iſt John Bull ein wahrer Proteus: als Froſch quakt er, als Vogel zirpt er, als Bull giebt er ſein „biftake“ her, als langbeiniger Storch ſchreitet er im Waſſer, — und ſeine Frau Gemahlin, in Geſtalt einer

Heuſchrecke, ſpreizt ihre Füße eben ſo weit: „L'Anglaise a la démarche de cigale.“ Dann ſchwimmen ſie noch, den Fiſchen gleich, im ganzen Ocean der Welt umher. Sie ſind rein wie die Fiſche, trinken unaufhörlich wie die Fiſche, haben kaltes Blut wie die Fiſche, ſind weiß wie das Fleiſch der Fiſche und ſanglos wie die Fiſche.

Die Engländer ihrerſeits, abgeſehen davon, daß ſie meiſtens gar gern der Frenchmen Sprache ſprechen, — finden die Naſenlaute des Franzöſiſchen unerträglich und meinen, in der deutſchen Sprache liege doch etwas viel Kräftigeres und Männlicheres. Das Männliche wollen ſie überhaupt gern den Franzoſen abſprechen. In ihren Augen ſind dieſe kurzen, leichtbeweglichen, gern disputirenden Leute eine Nation von Saltimbanques.

Wie Carthago und Rom, ſtehen ſich England und Frankreich einander gegenüber, und dieß wird immer ſo ſein, bis eins von ihnen unterliegt. „Aussi j'ai juré une haine éternelle à cette nation,“ das auszuſprechen thut einem Franzoſen wohl, und bei dem Worte: „I hate the French,“ beißt der Engländer ſo recht bulldogsmäßig die Zähne übereinander.

Wenn wir ſo wollen, ſo iſt der Haß der Franzoſen gegen die Engländer begründeter als der Abſcheu jener vor den Franzoſen.

Drei Dinge ſind es vorzüglich, welche die Letzteren ihren Feinden nie vergeben können, nämlich erſtlich die harte Behandlung der franzöſiſchen Gefangenen in England auf den Schiffen, ferner die vie-

len ungerechten Kriege und Einfälle, mit denen die Engländer den Norden Frankreichs zerrütteten, und endlich die ewig wachſende Macht ihrer Marine. Dieß Letztere iſt nun keine offenbare Ungerechtigkeit wie die beiden anderen Urſachen, hier iſt mehr der Neid im Spiel. Mehres Andere könnten wir aber noch hinzufügen, viele Momente der Geſchichte, in denen die Engländer ſich offenbare Ungerechtigkeiten gegen die Franzoſen zu Schulden kommen ließen, wie unter anderen die Verbrennung der franzöſiſchen Heldin Jeanne d'Arc, die Hinrichtung einer Königin, die Frankreich nahe ging, der Marie Stuart u. ſ. w.

Die Franzoſen meinen nun, daß der Haß der Engländer gegen ſie ſich auf die Angſt vor der großen, franzöſiſchen Armee begründe. „Ils entretiennent cette haine pour rendre leur jeunesse belliqueuse. Darum wird ſchon dem Kinde in der Wiege gelehrt, unſer Frankreich zu haſſen; ja dieß macht einen hauptſächlichen Zweig der engliſchen Erziehung aus. „Tiens, mon enfant,“ ſagt die engliſche Mutter, „il faut haïr le Pape, la France, et l'Irlande de tout ton coeur, et tu hériteras de la vie éternelle.“

Das iſt ein wenig chriſtlicher Spruch! Noch unchriſtlicher oder vielmehr unedler finden die Franzoſen das Verfahren der engliſchen Edelleute bei den Parlamentswahlen, wo ſie bei all den alten Weibern des Dorfes herumgehen und ſie küſſen, um ihre Votes zu gewinnen. „C'est horrible! les nobles, qui veulent représenter la nation et qui s'abaissent d'une telle

manière." — C'est le peuple des contrastes. Hochmuth und Kriecherei — Reichthum und Elend — Alles ſteht ſich da einander ſchroff gegenüber, und was das Letzte anbetrifft, da rufen nun wieder die Franzoſen aus: „Ah quel pays détestable, où seulement les riches peuvent se procurer les agrémens et le nécessaire de la vie — où seulement les riches peuvent avoir un médecin par exemple."

Poeſie wollen ihnen die Franzoſen nun gar ganz abſprechen. „Je ne conçois pas comment ils ont jamais pu produire de la poésie! Aussi leurs poètes ont-ils toujours été hors du peuple".

„Lord Byron haïssait sa nation. L'Anglais lui-mêmé, le véritable John Bull devant son beef-take et son grand verre de Porter est nullement poétique. C'est en un mot une nation essentiellement matérialiste."

Was meinen aber die Engländer von den franzöſiſchen Dichtern? Es ſind nicht viele darunter, die ſie entzücken. „I cannot read French poetry," iſt die allgemeine Meinung darüber. Doch dieß bei Seite geſetzt, geſtehen ſie den Franzoſen gern allerlei geiſtige Vorzüge zu. Mit einer ganz ſchmerzvollen Miene räumte mir einſt ein Engländer Manches der Art ein. „But in physical strength," ſo athmete er endlich auf, mit einem freudeſtrahlenden Geſichte, „in physical strength at least you will allow, that we are far above them."

Was die phyſiſchen Kräfte der beiden Nationen anbetrifft, ſo wurde mir einſt von einem Engländer die

Verſchiedenheit einer franzöſiſchen und einer engliſchen Schlägerei folgendermaßen auseinandergeſetzt.

Wenn zwei Kerls ſich hier in Frankreich mit einander prügeln, ſo ſtößt der Sieger den Beſiegten, nachdem er ihn auf die Erde geworfen hat, noch eine Zeit lang mit den Füßen. Das thun die Engländer nie, ſie würden es für ganz niederträchtig halten, dem Beſiegten noch einen, auch den geringſten Schlag zu geben. Sobald der Eine gefallen iſt, hat er das Feld verloren, und der Kampf iſt vorbei. So weit iſt die Sache zu Gunſten der Engländer. Weiterhin aber wendet ſich das Blatt wieder für die Franzoſen. Wenn Alles vorüber iſt, ſo umarmen ſich die beiden Franzoſen ſogleich, ja man ſieht dieſe rauhen Arbeitsleute, die ſich eben noch prügelten und vor einander ausſpieen, ſich einander herzlich auf beide Wangen küſſen; darnach trennen ſie ſich, und es ſcheint, als ob nichts vorgefallen wäre. Nicht ſo die Engländer, ſie trennen ſich ſtill und ſchweigend, — kein Wort, kein Handſchlag — und die Beleidigung iſt drei Monate darauf noch nicht vergeſſen.

Die Engländer ſind edelmüthiger als Kämpfer, die Franzoſen hochherziger als Feinde. Den Erſteren iſt es mehr um den Kampf ſelbſt zu thun, und ſeine gewiſſen Regeln werden ſtreng beobachtet; die Franzoſen haben mehr den perſönlichen Zank im Auge. Es iſt dem Engländer an der größeren oder geringeren phyſiſchen Ueberlegenheit ſehr viel gelegen. Bei dem Franzoſen iſt dieß nicht der Fall. Er will nicht ſo ſehr ſeine Kräfte zeigen und üben im handgreiflichen Kampfe, als vielmehr ſeine Galle ausſchütten.

Auch hat der Zorn bei beiden Nationen eine verſchiedene Farbe, wie einſt ein Engländer behauptete, indem er ſagte: „The French get into a white rage and the English into a red.“

Dieß hat gewiß ſeinen guten phyſiſchen Grund. Das Blut des Franzoſen ſprudelt im natürlichen Zuſtande mit ſolcher Allgewalt durch ſeinen ganzen Körper, daß, wenn der Feind — der Zorn — ihn ergreift, plötzlich eine Veränderung ſtattfindet, indem der gewöhnliche Fluß gehemmt wird und das Blut in ſeine Quelle zurücktritt, wo es auf einen Augenblick erſtarrt. Des Engländers kaltes Blut hingegen erhitzt ſich im Moment der Wuth und brauſt mit Allgewalt über bis zu den äußerſten Gränzen, bis in's Geſicht hinein, wo der Strom zu Feuer wird.

Welcher von beiden der grimmigſte und furchtbarſte Zorn iſt, das weiß ich nicht. „Les extrêmes se touchent“ — in völliger Erſtarrung wie in Ueberhitzung iſt der Menſch ſich ſeiner Bewegung wohl gleichmäßig unbewußt. Das aber ſteht feſt: im kochenden Blute können mitunter noch einige gemäßigte oder gute Tropfen fließen; jedoch wo die Adern und Muskeln blutlos geworden ſind, da dürfen wir dieſe Spur nicht ſuchen. Wenigſtens wollte jener Engländer dieß ganz gewiß mit ſeiner Phraſe ſagen.

Als ein bloßes Unterſcheidungsmerkmal wurde es gewiß nicht hingeſtellt; denn ſowie der Engländer ſeinen Mund über den Franzoſen aufthut, ſo geſchieht es im Tadel und mit Bitterkeit. Ebenſo umgekehrt. „Les Anglais sont une race impolie — ils n'ôtent pas leur chapeau.

Mais en France ils sont bien obligés de le faire, puisque ça leur coûterait cher.“ So geht's über die engliſche Unhöflichkeit her, und der Engländer ſeinerſeits rühmt ſich, daß er nicht ſo kleinlich und ſo hofmänniſch ſei, wie der Franzoſe. „I have nothing of the French politeness,“ rühmt er ſich. „Civility costs nothing,“ ſagt er ſprüchwörtlich in der kaufmänniſchen Idee, daß man dieſe wenige wohlfeile Waare ja leicht hingeben könne, um dadurch eine viel koſtbarere zu gewinnen, nämlich die gute Meinung der Leute.

Die Franzoſen illuſtriren obiges engliſches Sprüchwort viel häufiger und auch in einem anderen Sinne. Sie geben aus der Fülle ihres Herzens und nicht, um wieder zu empfangen. Höflichkeit koſtet ihnen in der That ſehr wenig, weil ſie einen ganzen Vorrath von höflichen Geberden und Phraſen immer im Sacke haben.

Der Engländer aber irrt ſich, es koſtet ihm doch zuweilen etwas, ſeine Höflichkeit hervorzuſuchen, aber man ſchreibt ſie ihm darum auch deſto höher an. Und in einem Athemzuge beſchuldigt er den Franzoſen, daß er in der nöthigen tiefen Hochachtung gegen die Damen fehle. Er ſagt ja z. B. immer in der Anrede: „Messieurs et dames,“ während der Engländer ohne Ausnahme: „Ladies and gentlemen“ ſpricht. „C'est que la loi salique n'est pas en vogue chez nous,“ iſt die Entſchuldigung der höflichen Franzoſen auf dieſen Angriff, und ſie „ſegnen zugleich ihre Sterne“ („bless their stars,“ wie die engliſche Phraſe ſagt), daß bei ihnen

keine Königin auf dem Throne ſitzen kann. Sie wollen lieber ihren Namen als „Seigneurs de la création" behalten und bei dem Allen ſich von den Schönen mit einem ſtarken Seile an einem gewiſſen bekannten Theile des Geſichts führen laſſen, als dulden, daß dieß Leitband ſichtbar von oben herabkomme. Die Franzoſen ſehen überhaupt nicht ſo viel und ſo gern nach oben, wie die Engländer. Das ſpricht ſich auch deutlich aus in der Weiſe, wie jede dieſer beiden Nationen jene Ueberlegenheit des Decorums, jenen höchſten Standpunkt der Civiliſation bezeichnen. Die Franzoſen nennen dieß „comme il faut," oder „les manières distinguées," oder „à son aise," die Engländer „gentlemanlike" und „ladylike."

Die hohen Familien in England beſitzen alle guten Gaben und alle vollkommenen Gaben, auch die beßten Sitten und feinſten Manieren ſind ihr Theil. Deßhalb heißt Alles, was dieſem Ultra-Benehmen gleichkommt: „ladylike" und „gentlemanlike." Es liegt in dieſem Ausdrucke etwas ſehr Individuelles, die Perſon in ihrem ganzen Umfange producirt ſich. „She is the lady" — „he is the gentleman." Dieſe guten Sitten und Bewegungen ſind ſo innig mit der Perſon ſelbſt verwachſen, daß man Beides gar nicht mehr von einander ſcheiden kann.

Das franzöſiſche „comme il faut" kann eher von der Perſon abgetrennt betrachtet werden. Aber es iſt ein viel gewöhnlicheres Ding als jenes; es durchdringt viel mehr alle Klaſſen als jenes. „Comme il faut",

Digitized by Google

der Ausdruck ſelbſt iſt ſchon ſo peremtoriſch, daß man ſich deſſen bei Strafe nicht erwehren kann. So hat ſchon die kleine Griſette etwas vom Comme-il-faut. „Ladylike“ möchte ſelten eine engliſche Näherin genannt werden können. Die Stufenfolge von ihr bis zur geborenen Lady iſt gar zu lang.

Zu dem Gentlemanlike und Ladylike gehört eine Art Ruhe, eine Würde, die oft das Aengſtliche einer Meeresſtille hat. Das Comme-il-faut iſt viel lebendiger. Es bezeichnet dann freilich noch nicht den ganzen Umfang der Sache; denn man ſteigt zu den „manières distinguées“ und dem „à son aise“ empor. Das Letztere fehlt nun den Engländern gemeiniglich; denn eben ihr Gentlemanlike und Ladylike erfordert dieſes nicht ausdrücklich. Aber es iſt das Meer, in welchem die Franzoſen ſchwimmen; dieß liebenswürdige „à son aise“, verbunden mit den diſtinguirten Manieren, iſt gewiß das Nonplusultra der Urbanität. Es iſt das „à son aise“ für den äußeren Menſchen ſo wichtig, wie die Liebe für den inneren. Die Liebe giebt; ſo auch das „à son aise,“ es theilt den Anderen von ſich ſelber mit. Denn das „être à son aise“ hat das „mettre à son aise“ zur unmittelbaren Folge.

Die „manières distinguées“ beſtehen an und für ſich ſelbſt — ſie ſind wie der Glaube in der Theologie, — und auf ſie läßt ſich Manches bauen, daran iſt viel zu bewundern, aber nichts davon zu nehmen; ſie bleiben, wo ſie ſind. Das „à son aise“ iſt die charitableſte Tugend der gebildeten Welt; ſie zeigt den Be-

ſitzer ſelbſt gleich in ſeiner eigenſten Geſtalt, ſie läßt den Theilnehmer in ſeinem wahren Contour bleiben. Das „à son aise“ iſt heilig wie die Wahrheit. Denket alſo, auf welch einer hohen Stufe der äußerlichen Bildung die Franzoſen ſtehen! Sie geben uns ihr eigenſtes Selbſt, ſie fordern von uns das Nämliche. Hat je ein ängſtlicher Bleiſtift etwas zu Wege gebracht? Vor Fehlern kann er ſich wohl hüten, aber wird er ſchaffen? So iſt das Ladylike untadelhaft, aber hat es die Fülle, die ſchöne Menſchlichkeit des „à son aise“? Ja, Humanität, Freiheit und Gleichheit, Du und Du, Liebe um Liebe, Pſychenaufſchwung, Geiſtesklarheit, das Bewußtſein alles deſſen und noch viel mehr liegt in dem ſchönen „à son aise.“ Es iſt das geiſtige Shaking-hands, es iſt wahre Elektricität, die von einem Geiſte in den anderen ſchießt.

Höret, Leute, die Geſellſchaft hat auch ihre Religion, ihre Tugenden, ihre Pflichten, ihren Altar. — Ihre Sprache, ihr Verkehr und ihre Verknüpfungen, ihre Bälle und Einladungen, ihre Trennungen und ihr Wiederſehen, dieß Alles hat eine hohe Bedeutung. Mich verdrießt es, wenn Leute den bibliſchen Ausdruck „Welt“ auf ſie oft ſo verkehrt anwenden. Die Franzoſen haben die höchſte und ſchönſte Idee von der Welt gefaßt, und Paris iſt der Olymp, worin ihre Götter wohnen.

Es iſt aber den Franzoſen ganz beſonders gegeben, dieſe Freiheit und Leichtigkeit der Geſellſchaft zu verſtehen und auszuüben. Sie überſchreiten ſie nie. Die Engländer können ſich dieß „à son aise“ nicht leicht

Digitized by Google

zueignen, ohne die Linie zu überſchreiten und uns ein lautes, unangenehmes, ja unverſchämtes und freches Benehmen zu zeigen. So erſcheinen ſie beſonders auf ihren Continentaltouren, und man erkennt ihre Frauen oft nicht mehr als die Töchter von Lords und Baronets, wenn ſie lärmend und kreiſchend den edlen deutſchen Rhein hinunterfahren. Sie kennen ſich da ſelbſt nicht mehr.

Das engliſche Ease liegt im weichen Lehnſtuhle vor dem Feuer, es iſt eine ſchwere, ſtumme, bequeme Perſon. Das franzöſiſche Aise hat Schmetterlingsflügel. Es fliegt wie ein Federball taktfeſt in der Luft.

Das ächte Decorum beobachtet ſelbſt ſchon die Jugend in Frankreich; ein unverſchämtes franzöſiſches Mädchen ſieht man gewiß nie. Dagegen ſind die Engländerinnen in gewiſſer Hinſicht oft ſehr ungebunden in ihrem Benehmen, ſo ungebunden, daß ſie ſich mit Gewalt Bahn machen, wo ſich ihnen der geringſte Widerſtand in den Weg ſtellt. In Paris giebt man ihnen den Namen von „Einbrechern", denn ſie ſtürmen bongré malgré auf eine Bekanntſchaft los, die ihnen lockend erſcheint. Es mag wohl ihre große Neugierde oder Wißbegierde an ihrer Manier des Löwenjagens (Lionhunting) Schuld ſein. Sie ſind nun einmal von Haus aus an alle dieſe Sports gewöhnt, an das Setzen über Gräben und Mauern. Es giebt ja viele Reiterinnen, die ſich im „leaping" üben. Und wie zu Hauſe ihre Lords ſich in Fiſhermen und Huntsmen theilen, ſo giebt es auch hier jenen kühnen Jägerinnen und Einbrecherinnen gegenüber ruhige Fiſcherinnen, die an ſich

heranangeln Alles, was angelbar iſt. Sie ſagen mit Lächeln über jene ſchon genannte Abtheilung ihrer Landsmänninnen: „I do not like to run into people's houses in that way."

Sie wollen das Vergnügen, berühmte und große Leute kennen zu lernen, lieber auf eine bequemere und anſcheinend natürlichere Weiſe genießen. Sie ziehen ſie in ihre zauberiſchen Kreiſe, und je mehr „illustrious heads" ſie hat herbeiangeln können, deſto ſtolzer iſt die Wirthin; ſie vergißt auch nicht, dem Unwiſſenden jeden bedeutenden Namen in's Ohr zu flüſtern, für ihn natürlich zur erwünſchten Belehrung. Das „Toadying" iſt nun einmal die ſchwache Seite der Engländerinnen, und ſie erſcheinen in ſchärferem Lichte den Franzöſinnen gegenüber, die ſich alle ſelbſt zu ſehr fühlen, um anderen Betitelten die Hände zu küſſen.

Im Ganzen bleiben die Engländerinnen ihrer engliſchen Natur auch im Auslande immer getreu. Sie acclimatiſiren ſich ſehr ſchwer, obgleich ſie an's Reiſen mehr gewöhnt ſind als die Frauen jeder anderen Nation.

Deßhalb erkennt man in Paris die Engländerinnen auf den erſten Blick. „Ce sont des Anglaises," ſagt man ſogleich hinter ihnen her. Sie können ſelbſt nicht begreifen, woran das liegt. Es iſt aber klar am Tage. Ihre Tournure, ihre Kleidung hat etwas gar zu „outlandish", um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen. Die Franzöſin ſagt von ihrer engliſchen Schweſter: „Sa mise en ville est tout ce qu'il y a de plus laid. Sa tournure est horrible." Ueber eine Deutſche habe ich in-

Digitized by Google

deſs ſchon oft aus dem Munde von Franzöſinnen das ſehr vielſagende Geſtändniſs gehört: „Elle est mise à la perfection.“

Auch im Uebrigen verfolgen die Engländerinnen ihre eigenen Gebräuche und Sitten im Auslande. So wird der Sonntag im Ganzen von den Pariſer Engländerinnen auf engliſche Weiſe gefeiert. Jedoch giebt es auch Abtrünnige; ſo hörte ich einmal eine ſagen: „Ich glaube nicht, daſs der liebe Gott ſo reizbar iſt, daſs er über die oder jene Anwendung eines Tages ſich erzürnen ſollte.“ Eine Andere lud mich zu einer Soirée am Sonntage ein, indem ſie lächelnd hinzufügte: „You see, I am so devote, I do not go out on a sunday.“ Sie wollte nur, daſs ihre Freunde ſündigen ſollten. Auch giebt es engliſche Familien genug in Paris, bei denen man am Sonntage tanzt.

Ein Franzoſe ließ ſich über den engliſchen und deutſchen Sonntag in meiner Gegenwart einſt alſo vernehmen:

„Ah Dieu que c'est pitoyable, le dimanche est un tombeau en Angleterre. Ces messieurs-là vont à l'office le matin, pour mieux se griser le soir. Si vous riez, vous êtes un enfant de mort. Si un pauvre enfant joue au bal, il a commis un des péchés mortels. Mais c'est pis en Ecosse. J'avais un ami, un peintre du pays de Galles. Il allait à Edinbourgh, et un beau jour, c'était le jour du sabbath, il ouvre la fenêtre et commence à siffler, voilà un agent de police, qui s'approche et lui dit: „Mon-

Digitized by Google

sieur, vous irez avec moi devant le juge, vous serez condamné à une amende.“ — „Pourquoi?“ — „Pour avoir sifflé, Monsieur, à ce jour du sabbath.“ — Voilà mon ami, qui se met à jurer par pure impatience avec son: „God dam et tous les diables!“ et voilà mon homme de police, qui lui inflige tranquillement le double de la somme, nommée au commencement, parce qu'il avait juré le jour du sabbath.“

„Mais c'est en Allemagne où on sait ce que c'est que le dimanche. C'est là, où l'on danse et s'amuse le soir, après avoir prié le bon Dieu le matin. Sabre de bois! (es war ein Soldat, der dieß ſprach) s'amuse-t-on dans ce bon pays-là!“

Solche Engländerinnen, wie die obigen, Sonntags tanzenden, ſind alſo Ausnahmen, und es giebt deren ja in London ſelbſt. Sonſt trägt die Engländerin ihr Haus allenthalben mit ſich herum, wie die Schnecke das ihrige. Aber nicht gehören wie bei jenem Inſecte ein halbes Dutzend Menſchenalter und wer weiß wie viel hundert oder tauſend Schneckenalter dazu, ehe ſie um die Welt kriecht. In wenigen Jahren hat ſie das oft mehrmal abgemacht. Ihr Gut in Griechenland beſucht ſie alle Jahre einmal, wie wir zu einem Garten außerhalb des Thores uns bemühen. Sie ſattelt ihr Pferd zu einem Ritt von Paris nach Florenz, wie wir nach einem Landgute hinaustraben. An den Kanonendonner eines „man of war“ iſt ihr Ohr gewöhnt, wie unſeres kaum an den Knall einer Flinte. Die ganze Welt iſt für ſie weiter nichts als ein großer Park, in dem ihr bald

jeder Weg und Steg bekannt wird. Kurz, ſie trägt eine ganze Locomotive in ihrem Körper. Darin liegt ihre Kraft, ihre Energie, all ihr Feuer iſt darin angeſchürt, wie das der Franzöſin in ihrem Esprit, der immerfort aus ihrem Munde flammt, wie das der Deutſchen in ihrem Neigen und Beugen, das aus all ihren Adern ewig Funken ſprüht, die in's Leben quellen.

Trotz dieſer diametralen Verſchiedenheit der Franzöſin und der Engländerin, läßt die Erſtere ſich doch oft von der Letzteren umſpielen, ja ſie verſchlingt dieſelbe oft ſogar und umſpinnt ſich mit dem ganzen England. „Anglaises“ heißen nämlich die hübſchen gekräuſelten Locken, welche die Engländerinnen immer tragen, und worin die Franzöſinnen ihnen bisweilen nachahmen. „Anglaises“ heißt auch eine Art von Birnen in Paris; man hört ſie häufig ausrufen.

„Point d'Angleterre“, die bekannte und in Frankreich ſehr geſchätzte Spitze, wird oft auch nur kurzweg „Angleterre“ genannt.

Von anderen Sitten und Gebräuchen nehmen die Engländer, wie ſchon bemerkt, nichts an, aber ſie laſſen hie und da Spuren ihrer eigenen zurück.

Selbſt in Frankreich ſehen wir dieſes Phänomen in dieſem Augenblicke; trotz dem, daß die Franzoſen engliſche Manieren ſo eifrig bemäkeln, haben ſie dieß nicht verhindern können. Eine Franzöſin ſelbſt ſagte und klagte mir einſt: „nous sommes plus anglais dans ce moment-ci, que français.“ Und, um dieß zu beweiſen, erzählte ſie mir, wie ſie einen ganzen Abend in einer

Digitized by Google

Geſellſchaft bei einer Dame geſeſſen, die ſie mit keinem Worte angeredet habe, weil ſie einander nicht vorgeſtellt worden waren. „Man füllt ſeinen Salon mit ſo vielen Perſonen, als er nur faſſen kann“, — fuhr ſie fort — „und oft geht ein Gaſt fort, ohne mit ſeinen beiden Nachbarn auch nur ein Wort gewechſelt zu haben. Der Ton der höchſten Urbanität, der Zuvorkommenheit, der Liebenswürdigkeit, der Wärme, der Elaſticität, durch welche Frankreich von jeher ſich auszeichnete, ſcheint in den meiſten Cirkeln augenblicklich verloren gegangen zu ſein. Aber nur augenblicklich; wir ſehen dieß für eine vorübergehende Mode an, für einen Gährungsmoment, aus dem der alte Phönix verjüngt wieder aufſtehen wird. Es iſt unſer Troſt, die Hoffnung zu hegen, daß das junge Frankreich mit den Jahren zu den feinen Sitten des alten wieder emporſteigen werde.“

Auch das „Shaking-hands“ iſt in einigen Familien Sitte geworden, und ich muß ſagen, daß ich wünſchte, die Franzoſen behielten dieſelbe immer bei und ließen ſie allgemein werden. Denn nach einer ſo lebhaften Converſation, wie ſie unter Franzoſen ſtattfindet, und nach dem hohen Grade von Intimität, die aus einer ungebundenen, inſpirirten Unterhaltung ſo natürlich hervorgeht, iſt die bloße höfliche Verbeugung, werde ſie auch noch ſo oft wiederholt, ein viel zu abrupter, kalter Schluß. Auf ein ſolches Austauſchen der Gedanken und Kreuzen der Gefühle folgt ganz natürlich dieß Kreuzen der Hände. Doch zu einem ſolch nervenangreifenden Shaking-hands,

wie man in England es ſich gefallen laſſen muß, werden es die Franzoſen mit ihrer Liebe zum Schönen wohl nicht bringen, obgleich in einer anderen Sitte, welche ſie den Engländern nachgeahmt haben, die allerlächerlichſte Uebertreibung ihr Ziel geworden iſt. Ich meine nämlich die Art und Weiſe, in welcher die Herren, welche ſelbſt fahren, ihren Kutſcher oder Jockey neben ſich im Cabriolete ſitzen laſſen, indem dieſer mit verſchränkten Armen auf einem nach hinten ſchräge abläufenden Kiſſen ſich ſoweit zurücklehnen muß, daß es eine Pein iſt, dieß mit anzuſehen. Auf dieſe Weiſe den Herrn zu ſpielen, kann für den Diener nur ſehr unbequem ſein, es ſieht gar zu ſehr nach Sclaverei aus.

Die Sitte, bei den Patiſſiers ganz ungenirt zu eſſen, haben die Franzoſen ebenfalls von den Engländern angenommen. „Mon Dieu, que nous le trouvions drôle au commencement!“ Man wäre ſonſt auf den Straßen von Paris eher vor Hunger umgekommen, als daß man ſich eine ſolche Unſchicklichkeit erlaubt hätte. Jetzt aber verſtehen die Franzoſen es ſehr wohl, ganz geſchickt eine kleine „pâté tout chaud“ nach der anderen aus dem heißen Ofen zu nehmen und ſie ſehr ſchmackhaft zu finden.

Ja, wie geſagt, noch ſchauen die Pariſer empor, wenn ein Engländer an ihnen vorbeiſtreift, und noch horchen ſie auf, wenn er laut über die Straße ſein „I say“ ruft; aber wie waren ſie erſtaunt, als im Jahre 1814, nach dem Kriege, die Engländer zuerſt ſich wieder bei ihnen blicken ließen. Da hatte während der

ganzen langen Kriegszeit die Communication beider Länder aufgehört; England war dem Eintritte der franzöſiſchen Mode verſchloſſen geweſen, und ſo hatten die John Bulls und John Bullinen den Eingebungen ihrer eigenen Erfindungsgabe gehorchen müſſen. Aber ach, das Gott erbarm! mit was für erbärmlichen Anzügen kamen ſie da an, mit Kleidern, ſo eng, „on dirait qu'on avait passé une coulisse en bas," mit Spitzen an den Leibchen vor der Bruſt, „comme pour piquer le ciel." Man ſieht noch Carricaturen davon: „Les Anglais après l'empire", worauf ſie da ſtehen mit Beinkleidern, welche über die Hacken herabhängen, und allenthalben herum lorgnettiren an den Monumenten, während die Franzoſen ſich ihrerſeits wieder die Freiheit nehmen, ſie anzugaffen, dieſe Leute vom *Nägellande*, wie ſie ſelbſt auf Franzöſiſch ihr England nennen: „Ongleterre — je suis Onglais." Sie können das „an" der Franzoſen nun einmal nicht ausſprechen; ſie verſchleiern und verdüſtern es ganz in „on", wie die Deutſchen auf ihre Weiſe es nicht viel beſſer machen und alle die „an" und „en" und „un" der Franzoſen wie mit Zangen ſo kurz und ganz klanglos abzwacken.

Aber die Engländer haben noch viel mehr Laute im Franzöſiſchen, die ſie nicht ausſprechen können. So bringen ſie z. B. das „u" nie vollkommen heraus; es iſt immer „u" (nicht „ü"). Alle Straßen von Paris, ſo lärmig ſie auch ſind, ſind für ſie lauter *Ruheplätze*, „Ruh St. Denis, Ruh Louis le Grand" rc. Das ſchöne „oi" maltraitiren ſie vollends und ſprechen es ganz ſo wie in ihrer Sprache aus, wie „eu". Ihr „*Palle-*

reuel" iſt das Palais royal, ihre „Schongſeliſe" ſind die Champs élisées, ihre „Twillereis" die Tuileries. Kurz, wenn auch der deutſche Accent im Franzöſiſchen durchaus nicht ſchöner iſt, ſo geben wir uns doch gewiß immer alle Mühe, den ächt franzöſiſchen Laut, ſo viel wie möglich, zu treffen, während die Engländer immer ganz den ihrer Sprache eigenthümlichen beibehalten. Ich erinnere mich, einmal das Wort „soigné" aus einem engliſchen Munde ſo gehört zu haben, daß es ganz und gar dem engliſchen Worte „swiny" gleich kam, und das mußte denn natürlich einen ganz entgegengeſetzten Sinn in der Phraſe hervorbringen: „Elle est toujours très soignée (swiny)".

Selbſt diejenigen Franzoſen, die den Engländern Gerechtigkeit widerfahren laſſen wollen, geſtehen ihnen nicht allzuviel zu. Sie ſagen: „On pourrait leur rendre un peu plus de justice, mais écoutez, ils ne sont pas toujours aimables". Das iſt es eben, worin die Engländer ſo ſehr mangelhaft ſind, in dieſer Amabilité, die das eigenſte Weſen der Franzoſen iſt. Eine von den wenigen Eigenſchaften, die der Franzoſe noch im Engländer ſchätzt, iſt ſein Vaterlandsſinn. Ich habe oft ſagen hören: „Aussi la seule qualité que j'estime dans l'Anglais, c'est sa nationalité." Ferner achtet er ſeine Aufrichtigkeit. „Car un Anglais ne donnerait jamais sa main qu'à un homme qu'il estime vraiment."

So zupfen der Engländer und der Franzoſe ſich fortwährend an den Ohrzipfeln; ſie ſpielen immer der

engliſchen Kinder Spiel, wo die eine Partei die andere über den Haufen reißen will. Der Franzoſe ſteht im Hafen von Calais und ſchreit hinüber nach Dover: „O du bizarrer, unhöflicher Burſch, du linkiſcher, ſtakender, pudelkomiſch vermummter Engländer, könnte ich's nur, ſo ſprengte ich dich in die Luft, ſammt deiner Inſelgruppe, die ſich da ſo naſeweiß hingepflanzt hat, mitten in's Meer, der Jungfrau Europa zur Seite, die dieſes Anhängſels zu ihrer Vollkommenheit gar nicht bedarf."

Und John Bull ſteht an der anderen Seite des kleinen Schrittes Meer, das ſie, die beiden feindlichen Brüder, trennt; er nimmt ſich nicht die Mühe, lange ſtehen zu bleiben, aber die geballte Fauſt zeigt er im Vorübergehen, indem er dabei ſeinem Gegner zuruft: „Monſieur Potage, du ſchlaffer Suppenmenſch, ich boxe dich ja ſogleich nieder, wenn du dich nur regſt; wage es nicht, deinen Lügenmund zu öffnen, ſonſt werde ich dir ihn auf ewig ſchließen." — „I call it the lying nation", hatte mir ein Engländer einſt mit vieler Energie von den Franzoſen geſagt.

O, wann wird der Tag erſcheinen, der friedliche Nachbarſchaft und chriſtliche Harmonie in ihre ſanften Buſen pflanzen wird, wie lange werden wir noch der ſeligen Zeit harren müſſen, wo niemals der Krieg ſein blutiges Schwert ausſtrecken wird zwiſchen England und dem ſchönen Frankreich!

Aber können zwei Nebenbuhler je die Hand ſich reichen! „C'est absolument comme s'il s'agissait d'une jolie femme", ſagte ein Franzoſe. „Tenez,

vous et moi, nous sommes les deux rivaux, puis-je vous aimer? Impossible.“

„La jolie femme, c'est la gloire d'être la première nation du globe, les deux rivaux la France et l'Angleterre. Jamais ils ne peuvent être amis!“

Digitized by Google

Engliſch-Deutſch-Franzöſiſch.

Reminiscenzen eines franzöſiſchen Soldaten aus Deutſchland.

„Voyez-vous, c'est la meilleure nation sur terre que ces Allemands. L'Allemagne c'est un pays, où j'ai été heureux comme les Saints au ciel. Et si je vivrais cent mille ans, jamais je ne l'oublirais,“ — ſo erzählte mir ein Franzoſe, der den Krieg in Deutſchland mitgemacht hatte. — „Je la vois encore, la petite ferme, où nous étions en quartier, un camarade et moi,“ ſo fuhr er fort, „ich könnte ſie Euch da auf dem Papiere zeichnen, und die Stube, worin der Ofen war, und den großen Kirſchbaum, unter dem ich mich jeden Morgen der Länge nach hinlegte.“

„Sobald ich aufgeſtanden war, ging ich zuerſt zu meinem Pferde in den Stall. Ich putzte es und trieb es auf die Wieſe. Dann nahm ich mon coquin d'oreiller unter den Arm, — vous savez il y a en Allemagne des oreillers de plumes qui sont immenses — ein Buch in die andere Hand und ging

zu meinem Kirſchbaum, dort legte ich mich auf dieſes Kiſſen, öffnete mein Buch, et j'étais le prince le plus heureux dans cet empire.“

„Es gab auch daſelbſt einen Paſtor, welcher ſehr gut franzöſiſch verſtand, und der franzöſiſche Bücher in ſeiner Bibliothek hatte. Dieſe lieh er uns. Doch niemals hat er ein Wort von Religion mit uns geſprochen, denn er wußte, daß wir katholiſch waren.“

„Ach und unſeren guten Pachter, der uns behandelte, als wären wir ſeine eigenen Söhne geweſen, ich ſehe ihn noch, wie er am Sonntage ſein Feſtkleid, ſeinen großen blauen Ueberrock mit dicken kupfernen Knöpfen, anzog und dazu ſeine beiden Uhren mit ihren langen Ketten einſteckte, die faſt bis auf ſeine Kniee herabhingen. Jedem von uns gab er einen Arm, und ſo ganz ſtolz auf uns, führte er uns in den Feldern ſpazieren.“

„Ah ce brave homme!“ wir blieben über zwei Monate bei ihm, und als wir fortgingen, wollte er nichts von uns nehmen, weder für uns, noch für unſere Pferde.“

„Et la petite Christiana, notre voisine, était-elle coquine! Ich liebte, ach, ich achtete ſie ſehr. Aber niemals hat ſie mir erlauben wollen, ſie zu umarmen; jedesmal, wenn ich ſie um die Taille faſſen wollte, entſchlüpfte ſie mir wie ein Aal. Doch war ſie immer gutmüthig. Ein Mal nur erinnere ich mich, daß ſie gezwungen war, ſich küſſen zu laſſen. Sie befand ſich nämlich in einer großen Verlegenheit. Ich ſah ſie von fern mit einem Sacke Korn vor ſich auf einer Karre,

die ſie den Hügel hinauf zur Mühle ſchieben wollte. „Voilà ma petite Christiana!“ ſagte ich zu mir ſelbſt und in drei Sprüngen war ich ihr zur Seite. Je l'avais pris par la taille, et comme elle était très-embarrassée avec ce grand fardeau, elle se défendait si bien que le sac tomba dans un fossé à côté. Voilà ma petite Christiana prête à pleurer. Der Sack war zu ſchwer, als daß wir beide ihn wieder hätten hinauftragen können. Was war zu machen? Da ſah ich meinen Trompeter von fern herankommen, und ich ſagte zu Chriſtianchen: Wenn Du mich küſſen willſt, ſo will ich meinen Trompeter bitten, uns zu helfen. Sogleich war ſie bereit dazu, et de bon coeur, und mein Trompeter und ich, wir brachten die ganze Sache wieder in Ordnung.“

„Der nämliche Trompeter verſieht jetzt das Amt eines Inspecteur des boues de Paris, und jedesmal, wenn ich ihn in den Straßen zur Seite ſeiner Nymphen, welche die Gaſſen reinigen, ſehe, ſage ich zu ihm: „Bon jour, Monsieur T., et nos beaux jours en Allemagne, et la petite Christiana, vous souvenez-vous?“ Und ein Seufzer iſt ſeine Antwort.“

„Als wir nach Verlauf zweier Monate abmarſchiren mußten, weinte unſer guter Pachter beim Abſchiede. Der Ort lag ungefähr ſechs Meilen von Dresden, es war 1813 und im Anfange des Monats Auguſt.“

„Ich war genöthigt, dem Kaiſer nach Böhmen zu folgen, denn ich war in der Leibwache deſſelben unter den Lanciers. Ungefähr zwei Wochen darauf kamen

wir in dieſelbe Gegend zurück, es war am Tage vor der Schlacht von Dresden, wir kamen im Galopp an dem nämlichen Orte vorbei, ich dicht an des Kaiſers Seite — plus de ferme, plus rien, le sol était rasé, la guerre, le feu avait détruit tout! Wo mochten dieſe braven Leute jetzt umherirren, was konnte aus Chriſtiana geworden ſein?"

„Ich verbarg eine Thräne — ich war zwanzig Jahre alt, und mit zwanzig Jahren hat man ein weiches Herz. En vérité dans ce moment j'avais bien la guerre en horreur!"

„Ma bonne Allemagne, oui c'est le pays du bon Dieu; ce sont des gens de coeur, d'honnêtes gens sans exception. Wie haben ſie uns nicht aufgenommen, uns, die wir ihre Feinde waren."

„Während man in Frankreich die Franzoſen tödtete, pflegte man ſie in Deutſchland; man gab ihnen das Beſte, was man hatte. Und für ſeine Mühe nahm man nichts, im Gegentheil, man hielt uns den Steigbügel, man reichte uns für den Fall der Noth die Börſe auf's Pferd hinauf, man drückte uns die Hand und ſagte: Lebt wohl!"

So leben in Frankreich noch viele ähnliche goldene Erinnerungen aus jener Kriegszeit; die alten Krieger fühlen gleichſam noch die ſanfte Hand, welche ihre Wunden verband, und deßhalb dürfen wir den Franzoſen auch nicht der Vergeſſenheit, der Undankbarkeit beſchuldigen.

Deutſches Herz und deutſcher Kopf.

Hoch ſteht das deutſche Herz angeſchrieben bei den Franzoſen. „Brave, honnête, bon“ ſind die Attribute, die uns mit größter Liberalität von ihnen zugetheilt werden. Aber unſer Kopf hat in ihren Augen weder die rechte Form, noch die nöthige Temperatur. „Il a la tête carrée comme un Allemand,“ das iſt eine ganz übliche Redensart, die man von einer widerſpänſtigen, eigenſinnigen Perſon braucht. So, meinen ſie, beſteht der Deutſche immer auf ſeinem Kopfe. In der That, kein ſchönes Lob, daß wir ſo ſteif und feſt auf unſerem Kopfe beſtehen ſollen. Ein runder Kopf rollt beſſer als ein eckiger, das iſt wahr, er läßt überall eine Spur und nimmt überall etwas an.

„L'Allemande ne raisonne pas,“ heißt es in dieſer Beziehung auch. Sie hat ihren Grund feſtgeſtellt, und dabei bleibt ſie mit Nein und Ja. So dick und ſchwer und hart iſt ihr Gehirn, daß ſich weder etwas hinzuthun, noch etwas davon abnehmen läßt. Ja eine Surabondance haben ſie, die Deutſchen, die ſtaunenswerth iſt, immer ſind ſie bis oben an voll. Wer iſt ſo freud**voll** und leid**voll**, ſo gedanken**voll** und ſeelen**voll**, wer ſo ſchwermuths**voll**, gemüth**voll**, unruhe**voll**, liebe**voll** und nachſichts**voll** wie die Deutſchen? Was Wunder, wenn ſie da, wie die kleinen Bleimännchen, ſich nie auf den Füßen halten können, ſondern vor lauter Schwerfälligkeit immer auf den Kopf fallen.

Da ſtehen ſie nun auf dem Kopfe, all die „bons

Allemands.“ Natürlich ſieht die Welt auf dieſe Weiſe ganz anders aus, Alles iſt umgekehrt in dieſem „pays de l'imagination.“ Les oiseaux ont des dents et les poissons font de la musique vocale. Am Himmel blühen goldene Roſen, und aus der Erde wachſen die rothen Sterne heraus.

Der deutſche Kopf iſt eine volle Samenkapſel; wäre das deutſche Land nur ſchon locker genug, dieſe Körnchen aufzunehmen und gedeihen zu laſſen, ſo daß, wie bei'm bibliſchen Baum des Senfkorns, die Zweige des deutſchen Lebensbaums ſich bis nach Frankreich hinein erſtrecken und daß dann auch die Parlez-vous-Vögel darunter wohnen und von ſeinen Beeren koſten könnten. Wo iſt die Scheere, welche die Zweige immerfort ſo kurz beſchneidet? In der Antwort auf dieſe Frage liegt der Knoten des verknüpften und verketteten Deutſchlands. Der Tag muß erſt noch anbrechen, wo die Worte des Dichters: „O deutſches Land, du Heldenland“ wahr werden.

Religiöſes.

In Frankreich wandelt die Göttin Religion den Leuten zur Seite, in Deutſchland ſchwebt ſie über ihnen, in England wohnt ſie in ihnen.

So ſcheint mir's, darum höre ich in Frankreich viele Theorieen der Religionen, man ſagt: „elle est très-pieuse,“ oder gar „vous êtes très-pieuse,“ oder „pas pieuse.“ Religion ſcheint ein Stück außer uns, wo-

5*

von Jeder ſo viel oder ſo wenig, wie es gerade kommt, hat. Darum in Deutſchland ein Sehnen, ein Aufſchwung nach dieſer Göttin. Sie iſt uns aber oft zu hoch, wir verlieren ſie zu Zeiten wieder aus dem Geſichte, aber ſie bleibt ſtets unſer Zenith. Darum in England Handlungen, dieſer Göttin geweiht, tägliches unverrücktes Familien- und Kämmerleingebet. Darum bei den Engländern ein Ernſt, eine Ruhe, eine Würde, denn der Tempel iſt bei ihnen weder zu hoch gewölbt, noch zu weit entfernt, ſondern in ihnen.

Dieß bringt uns auf deutſche Seele, engliſche Frömmigkeit, franzöſiſchen Geiſt. Die weite Seele baut den Tempel über Alle, die ſtille Frömmigkeit errichtet die einfache, kleine engliſche Kapelle, ſei es in Dorf-, Stadt-, Haus- oder Herzenshallen, der berechnende Geiſt ſchmückt ſich eine Madeleine und Notre Dame de Lorette u. ſ. w. Wie bildet ſich nun die Gottesgemeinde in dieſem Trio? Wie baut ſich da der Himmel? Die weite deutſche Tempelwölbung reicht ſchon hinauf bis an den blauen Himmel, dieſer kommt zu uns herab, einigt ſich mit der Erde, und ſo haben wir ſchon einen Erdenhimmel. Hier giebt es Weite und Breite, hier ſingen wir in frommen Tönen: „Heilig, heilig iſt das Band, das die Menſchen bindet.“ So bildet ſich die deutſche Gottesgemeinde, ſo bildet ſich die eine deutſche Gotteshalle, wie dieß Göthe meint in den Worten, „O Erd', o Sonne, o Glück, o Luſt!“ Die individuelle engliſche Kapelle fügt hier Thatſtein auf Thatſtein zu den Säulen, auf denen der Himmel nach dem Tode ruhen wird. Es iſt

eine mehr kirchliche als menſchliche Gemeinde, die ſich erſt droben die Hände zur langen Kette reichen wird *), ganz wie Schiller ſingt: „Ach wie wohl muß ſich's ergehen dort im ew'gen Sonnenſchein." Wie der franzöſiſche Himmel ſich aufbaut, ob die Steine dazu vom Himmel auf die Erde fallen, wie Meteore, deren Zuſammenſetzung noch Niemand kennt, oder ob der Bau aus ſicherem irdiſchen Materiale ſich zuſammenfügt bis oben hinan, weiß ich nicht, auch nicht, wie ſich die franzöſiſche Gottesgemeinde zuſammenfindet; darum können die franzöſiſchen Stimmen nur Romanzen ſingen. Ich habe die Franzoſen noch nicht viel vom Himmel ſprechen hören. Vielleicht hält St. Petrus, bis der Augenblick des Eintritts gekommen, ihnen denſelben ſo feſt verſchloſſen, daß er Keinem von ihnen hineinzublicken erlaubt.

Laſſet uns nun die Blüthen ſuchen, die aus jenen Wurzeln: Seele, Frömmigkeit und Geiſt, emportreiben. Die erſtere trägt eine Species der Ordnung Papilionacea: die Poeſie und Phantaſie mit durchſichtigen Petalen; die zweite Wurzel hat die hochrothe und friſche Matter-of-fact-Blume; die dritte erzeugt die vielfarbige Amabilité. Doch die deutſche Phantaſieblume reift oft zur Frucht der Schwermuth; die Matter-of-fact-Blüthe ver-

*) Daher können die engliſchen Stimmen es nur bis zu einer Hymne bringen; daher haben dieſe ſchwachen Stimmen etwas Geiſterartiges, als wenn ſie aus fremden Regionen kämen. Sie einen ſich ſchon hier zum Geſange der Engelchöre.

trocknet zum Egoismus oder Spleen; die Blume Amabilité zerblättert ſich in Légèreté.

Intelligenz und Seele.

„Dans les régions de l'intelligence tout est individuel; dans les régions de l'ame tout est sympathique. Aussi ne voyons nous sortir de l'intelligence isolée que le froid égoisme ou la triste personalité, tandis que l'ame couvre le monde de ses ailes et ne se sent vivre que dans l'amour de Dieu et de l'humanité.“

Dieſer Ausſpruch eines franzöſiſchen Schriftſtellers läßt ſich gewiſſermaßen auf die Deutſchen, Franzoſen und Engländer vergleichungsweiſe anwenden. Die Worte: Intelligenz, kalt, iſolirt, Egoismus, Perſönlichkeit, gehören alle den Engländern an, während die: Seele, Flügel, Welt, Humanität, auf den Deutſchen paſſen würden. Seelenvoll ſind die Deutſchen, am ſeligſten da, wo ihre Seele ſich frei und freudig ausbreiten kann, — Seligkeit wird ihnen aber erſt dann ganz zu Theil, wenn ſie nichts weiter als Seele beſitzen werden. Die leiſeſte Berührung verwiſcht den bunten Staub der zarten Schmetterlingsflügel, — darum ſind die Deutſchen auch ſo furchtſam. „Weite Welt und breites Leben.“ — „Wie groß und ſchön und reich iſt dieſe Welt.“ — Sie ſind die kosmopolitiſchſte Nation, daher eignen ſie ſich alles Fremde ſo leicht an. Aus Humanität lernen ſie ſo viele fremde Sprachen, aus Hu-

manität vertragen ſich alle die 34 Fürſten neben einander, aus Humanität ertragen die Unterthanen Vieles von dieſen Fürſten, aus Humanität laſſen ſich Viele exiliren, aus Humanität haben ſie die Eiſenbahnen fleißig nachgeahmt. Darum wohnen auch ſo verſchiedene Religionen bei einander in Deutſchland; ganz England will proteſtantiſch ſein, ganz Frankreich katholiſch.

Der Engländer hat mehr Intelligenz, die ſo ſcharf und ſchneidend iſt wie ſeine Sheffielder Meſſer; er verinſelt oder iſolirt ſich gern, kalt iſt er wie das Meer, das ihn umgiebt, düſter wie ſein nebeliger Himmel. Perſönlichkeit hat er, Charakter, wie kein anderer Landsmann, und dieſe Perſönlichkeit macht ihn ſtark. Der Verſtand läßt ſich gut definiren, die Seele nicht ſo leicht; darum begreift ſich Alles an einem Engländer, Eins geht aus dem Anderen hervor, aber der Deutſche bleibt oft ein blauer Nebeldunſt für Andere und für ſich ſelbſt. Der Verſtand (oder, was einerlei iſt, der Engländer) genügt ſich, iſt individuell, die Seele (der Deutſche) iſt magnetiſch, ſie will ſich immer neigen, ſie hat keinen Contour, ſondern verſchwimmt gleich in eine andere Seele, ſie breitet ſich ſo aus. Daher die deutſche Sympathie, daher das deutſche Sehnen (welches weder die Engländer, noch die Franzoſen beſitzen), daher die deutſchen Geſellſchaftslieder, die national ſind: „Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen.“ — Scheiden iſt bei uns unmöglich: „Ach, Liebchen, heißt das Scheiden, wenn man ſich feſt umſchließt, ach, Liebchen, heißt das Meiden, wenn man ſich herzt und küßt?“

In engliſchen Parting-Liedern heißt das ſchneidende

Digitized by Google

Wort: „For ever!“ Ein Abſchied von England mag immerhin for ever ſein, da es die See umwogt.

Daher die deutſchen Erfindungen: die ſympathetiſchen Curen, der Magnetismus, die Homöopathie, welche nicht wie die Allöopathie die Krankheit bekämpft, ſondern mildert und Gleiches mit Gleichem vergilt (human), die Phrenologie — was giebt es Humaneres?

Die Bauart des Kopfes entſchuldigt Fehler, und der Talente wegen haben wir uns nicht über Andere zu erheben, eben weil die Natur uns die Organe oder Kämmerlein dazu gegeben hat.

Der Franzoſe beſitzt nun eben ſo viel Intelligenz wie Seele und käme demnach bei dieſem Raiſonnement am glorreichſten davon.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Wie ſieht es um dieſe drei Lebensſäulen bei meinen drei Nationen aus? Die Franzoſen haben die meiſte Liebe, die Engländer den meiſten Glauben, die Deutſchen die meiſte Hoffnung.

Nehmen wir die drei theologiſchen Tugenden für's Erſte im geſellſchaftlichen Sinne. Die Liebe paßt ſich für eine militäriſche Nation, denn die Liebe einigt, hält zuſammen en masse: „gilt es mir, oder gilt es dir?“ Die Liebe iſt die Fahne.

Der Glaube paßt ſich für eine ſeefahrende Nation. Wenn auch die Wellen bergehoch über dem Deck zu-

ſammenſchlagen, ſo ſingt doch der Matroſe durch das Gebrauſe hin: „Der Herr iſt mein Licht und mein Fels!“ Er traut auch darauf, daß die, welche in ferner Heimath bleiben, ihn umſchweben, und ſo wandelt er auf dem wankenden Meeresboden des Lebens ſo ſicher, als ob er ein beteppichtes Zimmer ſei. Der Glaube iſt das Segel und der Compaß.

Die Hoffnung nun iſt der Deutſchen Theil, weil ſie in der Poeſie heimiſch und die Poeſie hoffend iſt, — beide ewig jung und ewig grün, beide zu Zeiten zaghaft und thränenvoll. Die Hoffnung iſt auch die paſſivſte der drei Schweſtern, die geduldigſte, ſie ſucht am wenigſten das Ihre und begnügt ſich mit einem kleinen Lichtſtrahle. So verhält ſich auch Deutſchland im europäiſchen Staatenreiche.

England behauptet beſſer ſeinen Platz; der Glaube iſt ſteif und feſt, auch ſtolz und impertinent genug, dem Himmel den Sack ſeiner Verheißungen zu Füßen zu werfen, ehe er eine Handbreit hergiebt. Der Glaube iſt egoiſtiſch, er ſpricht: „I am an Englishman.“

Die Liebe ſagt: „La France est mon pays,“ durch ſie behauptet ſich das ganze franzöſiſche Volk. Die Liebe und der Glaube ſind in der Gegenwart thätig und faſſen die Arbeit an. So Frankreich und England. Die Hoffnung und Deutſchland ſehen immer in's Blaue hinein. Der Glaube bricht ſich Bahn durch Berge und Felſen, fliegt über Flüſſe, untergräbt Ströme, erleuchtet die Welt mit Gas, fliegt über Oceane, ficht mit Ochſen, Bullboggs und Bären, kämpft mit Fäu-

Digitized by Google

ſten und Hahnenſporen, ſetzt Kopf und Hals daran, um einen Fuchsſchwanz zu erlangen; der Glaube iſt ſeiner Sache immer gewiß, darum waltet er. Die franzöſiſche Liebe verkörpert mit emſigem Fleiße den Stein und die Leinwand, und die deutſche Hoffnung ſchwebt in den ſehnenden Tönen. Die Liebe iſt geſprächig wie der Franzoſe, der Glaube ernſt wie der Engländer, und die Hoffnung freudig und wehmüthig wie der Deutſche.

Digitized by Google

Einzelne Sitten und Gebräuche.

Comforts, Gemüthlichkeit, Behelfe oder Klaſſiſches, Romantiſches, Künſtleriſches.

Der engliſche Comfort hat ſeine beſtimmten Regeln, ſeine anerkannten Rechte und ſeinen weiten ſcharf bezeichneten Horizont. Es läßt ſich auch nichts dawider ſagen, er beſteht, wie er iſt, und wird auch allenthalben mit dem Engländer fortbeſtehen bis zum „downfall of fair Britannia."

Die deutſche Gemüthlichkeit hat keine ſolche beſtimmte Gränzen, ſie verliert ſich, wie das Weſen unſeres Volkes, in metaphyſiſche Weiten, es fühlt ſich eher heraus, was dazu gehört, als daß man es definiren könnte. Der Comfort iſt mehr eine Verſtandesſache, die Gemüthlichkeit mehr eine Herzensſache. Und nun drittens die franzöſiſchen Behelfe laſſen ſich noch weniger mit Retzſchiſchen Strichen ſkizziren, ſie ſind capriciös, wie ihr Volk, unordentlich, erfinderiſch, geiſtreich, künſtleriſch.

Der engliſche Comfort ſteht hoch erhaben, feſt und

Digitized by Google

unwandelbar am Firmament des Lebens, wie die Sonne. Zu ihr hinauf reicht kein Geräuſch, der Comfort macht Ruhe zur Bedingung — reich an purem Golde iſt die Sonne, der Comfort iſt ſehr koſtſpielig — Phöbus entdeckt das kleinſte und verborgenſte Stäubchen, der Comfort thut daſſelbe, — die Sonne hört nicht auf, jeden Tag unſeren Erdball zu erleuchten, der Comfort leidet ebenfalls keine Unterbrechung.

Die deutſche Gemüthlichkeit iſt beſcheidener, ſie guckt wie Luna verſtohlen durch Blätter, denn ſie iſt ja auch, wie dieſe, weiblicher Natur. Wie der Mond, iſt ſie dem Wechſel unterworfen, d. h. wenn wir ſie nicht ganz oder voll haben können, ſo nehmen wir mit halben und Vierteltheilen fürlieb, oder begnügen uns einmal mit ihrer Abweſenheit, um ſie deſto mehr ein anderes Mal zu genießen. Die fleißigen Arbeiter dieſes Erdballs können nicht immer im Sonnenſcheine ausgehen; aber wenn Luna kommt, hat auch ihre Feierſtunde geſchlagen, und ſie können zu ihr bürdenleer aufblicken. Sie, die Gemüthlichkeit, iſt Allen erreichbar, verblendet auch das Auge nicht. Der Mond iſt der Erde nahe und horcht vielleicht mit Wohlgefallen ihrem Geräuſche zu; er hört nicht den Tageslärm, ſondern nur einzelne beſondere Töne, die Nachtigall ſingt ihm, das Heimchen zirpt ihm; ſo hat auch unſere Gemüthlichkeit ihre Lieblingslaute, die wir ſchon kennen, das ſchnurrende Spinnrad, die knarrende Thüre, das kniſternde Feuer u. ſ. w. Comfort leidet nur klaſſiſchen, d. h. guten Geſang. Ferner muß ſeine Atmoſphäre rein ſein, nur das Potpourri

von Heliotropen, Roſenblättern u. ſ. w. darf ſeinen balſamiſchen Duft aushauchen, während Gemüthlichkeit nicht zu oft die Fenſter öffnet und ſich gern in ein myſtiſches Pfeifen- und Cigarrengewölk einhüllt.

Der Komet kennt kaum ſeine eigene Bahn, er iſt ein ungemüthliches, uncomfortables, unklaſſiſches und unromantiſches Weſen; wir dulden ihn an ſeiner Stelle, ſo lange er da iſt, aber wir möchten auch eben ſo gern einen anderen Stern dort haben, das heißt, wir Laien, die ihn nicht durch die begierigen Fernröhre der Gelehrten unterſuchen. Dieß muß alſo, obgleich „far fetch'd and dear bought," etwas mit den franzöſiſchen Behelfen zu thun haben. Hier iſt viel Unordnung, Ueberraſchung, Erfindung, nichts Schwerfälliges wie beim Comfort, nichts Süßliches wie bei der Gemüthlichkeit, aber viel Künſtliches, was die Pulsader des Volks iſt.

Wo kein Sopha iſt, baut Monſieur Behelf ſich eins aus Lehm, — wo kein Spucknapf zu finden (und dieſer iſt nirgendwo), iſt ihm der Fußboden gerecht, — wo kein Salzlöffel daliegt, nimmt er eine Priſe mit den Händen, — wo keine Gabel zur Hand iſt, agirt er wieder patriarchaliſch nach dem engliſchen Sprüchwort! „Fingers were made before forks." So auch iſt dieß ein Land, wo die Knochen des Geflügels noch Kraft haben, bis zum Munde zu fliegen, d. i. von der Hand ſtimulirt, — wo ferner das Biscuit hat im Weine ſchwimmen lernen und das Brot oder Butterbrot im Kaffee. „O you savages!" Deutſchland rümpft hierüber die Naſe nicht

Digitized by Google

allzu ſehr, ſich mancher ſolcher kleinen Sünden wohl bewußt. Wenn ich nun dem Kometen und den Behelfen noch einen irdiſchen Gefährten geben ſoll, ſo möchte ich Mignon dazu wählen; ſie war ja mit Knaben- oder Engel- oder Mädchenkleidern zufrieden, je nachdem es ihrer Laune oder der Gelegenheit paßte; ſie ſchoß umher in der Welt von Italien nach Deutſchland, wie ein Komet; in ihr iſt nichts Gemüthliches, nichts Comfortables, viel Künſtleriſches; ſie ſtarb einen frühzeitigen Tod. Meinetwegen mögen die Behelfe ſich begraben laſſen, wann ſie wollen.

Nun Adieu, Comfort, ruhe auf deinem Sopha, das Schooßhündchen zu deinen Füßen und einen Roman in der Hand, vor deinem hochflackernden Kohlenfeuer, welches ich hier mit wehmüthigen Andenkenthränen auslöſchen muß, — Adieu, Gemüthlichkeit, mit deinem Kinde auf dem Schooße, den Schlüſſelkorb zur Seite, umgeben vom Tabaksdampfe, — und Adieu, Behelfe, mit euerem kühlen Geſichte und euerer mageren Umgebung!

Handſchlag, Lippenkuß und Doppelkuß.

Dieſe drei ließen ſich auch noch gewiſſermaßen mit dem Obigen in Verbindung bringen. John Bull's Handſchlag hat etwas Nobles, iſt ſo einfach, natürlich, daß er gewiß ewig beſtehen wird. Ferner iſt er für Jedermann. Der deutſche Kuß auf den Mund iſt romantiſch, ſüßlich, nur für Lieblinge und Auserwählte be-

ſtimmt, — wo dieſe nicht ſind, giebt es deßhalb oft eine Mondverfinſterung, und da, wo man es recht ernſtlich meint, fehlt ſelbſt das gemüthliche Geräuſch nicht. Der franzöſiſche Doppelkuß, d. h. der auf beide Wangen, iſt am verſtändlichſten von den dreien, weder klaſſiſch, noch romantiſch, ſondern ganz künſtleriſch, denn man muß ſchon etwas Uebung darin haben, um ihn mit Anſtand zu geben und mit Beſcheidenheit den Mund in der Mitte zu vermeiden. Es laſſen ſich auch keine beſtimmten Geſetze darüber aufſtellen, er iſt capriciös und giebt ſich und nimmt ſich, wo man will, und verkriecht ſich nach Belieben. Er ſchämt ſich auch gar nicht, ſondern fliegt herum wie eine Kupfermünze, dick und ſichtbar genug, auf alte und junge Wangen, auf bärtige und milchweiße, unter Kindern und Nichtkindern. Er iſt Freundſchaftszeichen, Bekanntſchaftszeichen, Verſöhnungsgabe, Erkenntlichkeitsgabe. Alte Damen, die ſich ſelten ſehen und vielleicht wenig kennen, geben ſich gleichfalls dieſe Ehre, und wenn ein Paar etwas heftig mit einander disputirt und ſich dabei einigermaßen ereifert hat, ſo heißt es: „Allons, embrassez-moi, mon cousin, cela ne m'arrivera plus,“ und wenn ein Herr einer Dame einen Gefallen thun will, ſo frägt er ſie erſt: „Voulez-vous m'embrasser, si je le fais?“ Sie zögert auch nicht, dieſe Bedingung einzugehen, da ein ſolcher Wangen- oder Stirnkuß ſehr unſchuldig und kühl iſt.

Die Geſchichte erzählt, daß dieſer franzöſiſche Kuß ſeinen Wohnplatz öfters verändert habe. In den guten alten Zeiten, wo man ſchlecht und recht und herzlich war,

Digitized by Google

küßte man in Frankreich ſich ohne Weiteres auf den Mund; ſpäterhin, als die ſchicklicheren Zeiten kamen, wurde der ſchon beſprochene Wangenkuß daraus. Er iſt noch gäng und gäbe; aber moderner und beliebter iſt der Kuß auf die Stirn, auch ganz paſſend in unſerem aufgeklärten Jahrhundert, und ich muß in der That ſagen, ich ziehe ihn dem Doppelkuß vor, da er weniger Mühe macht, da er der Jungfrau Kuß, der Kuß der Unſchuld iſt. Er wird auf die Stelle gedrückt, wo die „couronne virginale“ ſitzen muß. Alſo hat dieſer Schalk ſein goldenes, ſilbernes und ehernes Zeitalter gehabt, und letzteres beſteht noch. „Das iſt kein Kuß, wenn ſich auf warme Lippen nicht warm die Lippe preßt,“ ſagt unſer Dichter und giebt dadurch dem franzöſiſchen Wangenkuß den Todesſtoß. Aber ſo verſchieden ſind die Ideeen zweier Nationen bei einem und demſelben Zeichen, daß eine Franzöſin einmal laut aufſchrie und ſich zornig von einer Deutſchen abwandte, als dieſe ihr einen warmen Kuß auf die Lippen drückte. „Oh fi done, quelle horreur!“ rief ſie aus, während jene verwundert ſie anſtarrte. „C'est comme cela que les amants s'embrassent,“ ſetzte ſie hinzu. Ging ſie vielleicht von dem tiefen, etymologiſchen Gedanken aus, daß das Wort „adorer“ das Wort „Mund“ (os, oris) enthält. Da nun „adorer“ vorzüglich und urſprünglich auf die Götter angewandt wird, ſo heißt es wohl ſoviel, als unſeren Mund nach Gott hin richten, ihn anrufen. Folglich iſt es eine Profanation, wenn unſer Mund dem einer anderen Perſon zu vertraulich naht. Der wahre Kuß iſt

nur beſtimmt für die Perſon, welche wir für unſeren Gott auf Erden halten.

Man wird ſich des Blattes in Retzſch's Umriſſen zur Glocke erinnern, welches die Zeilen illuſtrirt:

„Ach, daß ſie ewig grünen bliebe,
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe."

Eine Engländerin von meiner Bekanntſchaft hatte dieß Blatt vorſichtig mit dem vorhergehenden zuſammengeklebt, damit die Leute, welche das Heft auf ihrem Tiſche fänden, keinen Anſtoß daran nehmen möchten. Es war dieß in England ſelbſt. Ein Engländer hätte dieſe Scene auch wohl nicht gezeichnet.

Ein Franzoſe erzählte mir, wie es ihm aufgefallen ſei, als er in den Theatern von London geſehen habe, wie die Schauſpielerinnen ſich dort ohne Weiteres auf den Mund küſſen laſſen. „Une Allemande me donne toujours le désir de l'embrasser sur la bouche," ſagte derſelbe Monſieur, er beneidete alſo die deutſchen und engliſchen Schauſpieler und Herren ſehr, denen bisweilen dieſes Glück zu Theil wird.

Das Frühſtück eines franzöſiſchen Capitains en retraite, mit dem eines engliſchen auf halben Sold verglichen.

Die Außenſeite, die Oberfläche gilt dem Franzoſen in allen Dingen viel. Auf den Grund geht er der Sache nicht ſo leicht. Man bemerkt hier und da in Familien, die früher in brillanteren Umſtänden gelebt

haben und durch Schickſalslaunen heruntergekommen ſind, etwas, was ich ſchäbigen Glanz nennen möchte, oder einen gewiſſen unordentlichen oder ſchlecht angebrachten Ueberfluß, ſei es in der Kleidung, ſei es im Eſſen und Trinken oder in der ganzen häuslichen Einrichtung — bei großer Vernachläſſigung in Hauptſachen. In England würde dieß anders ſein, man würde dem Ganzen einen dem Einkommen ſich anpaſſenden Zuſchnitt geben, man würde ſich mit Wenigem begnügen, aber dieß Wenige in gewiſſer Vollkommenheit herſtellen.

Um dieſe Wahrheit mit einem Beiſpiele zu illuſtriren, will ich dich, lieber Leſer, hier einmal in einen franzöſiſchen Speiſeſaal, und zwar in den eines ſolchen obengenannten Individuums, und darnach in eines engliſchen Capitains Behauſung führen und dir da das Frühſtück auftiſchen laſſen. Du kannſt dann wählen, was deinem Gaumen am meiſten zuſagt.

„La salle à manger“ iſt nur ſehr oberflächlich ausgefegt. Es ſtehen noch leere Weinbouteillen von geſtern auf einem Seitentiſche, und verſchiedene trockene und zerbröckelte Brotrinden vom geſtrigen Mittagsmahle liegen auf dem Sideboard. Dieſe ſind freilich für die Kaninchen und Enten beſtimmt, aber eine wohlerzogene und ordentliche engliſche Magd würde ſie ſchon längſt in eine Schüſſel geſammelt und irgendwo bei Seite geſtellt haben. Wenn's Schickſal will, und dieß iſt nicht ſelten der Fall, ſo liegt auch noch ein polirter Knochen, den Minette, die Lieblingskatze, geſtern benagt hat, auf der Erde beim Kamin. Der Beſen der

Bonne hat ihn reſpectirt. Doch dieß geht dich nicht ſehr nahe an. Du ſollſt ja nicht davon eſſen.

Kein weißes Tiſchtuch ziert den Tiſch, der ſelbſt nicht blank geputzt, ſondern nur mit einem ziemlich blinden Wachstuche bedeckt iſt. Aber eine Serviette aus gröblichem Leinen (nicht Drell) mit einer grauen Linie als Einfaſſung iſt Jedem zu Theil geworden. Sie datirt ſich noch vom letzten Sonntage her, und jeder Gaſt, ſtatt, wie bei uns, ſie aufzurollen, ſchlingt einen Knoten hinein, wie man mit einem Kirſchenſtengel im Munde thut. „Que voulez-vous? Chaque pays a sa guise!“

An jedem Ende des Tiſches ſteht ein Salzfaß mit wenig glatter Oberfläche und ohne Löffel, eine Weinflaſche und eine Waſſerkaraffe, und in der Mitte erblickt man „des oeufs frits“ oder „des oeufs à la coque“ oder eine „omelette aux fines herbes,“ daneben „des côtelettes toutes bouillantes,“ oder „des saucissons, du hachis“ oder „fricassée,“ von Allem etwas, dazu allerlei Arten von aufgewärmtem Gemüſe, „des haricots, des choux-fleurs,“ oder die beliebten „artichauts“ und eine große Schüſſel mit Kartoffeln in der Schale, Butter, „du gruyère“ und endlich auch noch Brot.

Dabei geht nun Jeder eifrig zu Werke, denn es darf nicht vergeſſen werden, daß der Franzoſe gewöhnlich nur zwei Mahlzeiten einnimmt, das Frühſtück um halb zehn oder zehn und ſein Mittagseſſen um fünf oder ſechs Uhr. Den Teller kann man von der Bonne, ſo oft man will, gewechſelt bekommen, wenn

Digitized by Google

gleich der neue nicht immer viel reiner iſt. „Mais vous ne buvez donc pas à déjeûner, vous autres Allemands, c'est singulier ça. Vous ne *mangez* que votre café." So wird man angeredet, wenn man den kalten Wein und das kalte Waſſer ſo früh Morgens ausſchlägt. Ein deutſcher Magen freut ſich auch, wenn „Ende gut, Alles gut" die Kaffeemaſchine erſcheint und das erſehnte Getränk in einem kleinen Topfe für die ganze Geſellſchaft, freilich ſtark und gut, aber in ſo geringer Quantität, daß Jeder nur einige Tropfen bekommt, bereitet wird. Vom Zucker gebraucht man dagegen eine große Menge. Die Milch erſcheint in dem kleinen Tiegel, worin ſie gekocht wurde, und man löffelt das Ganze mit Eßlöffeln aus der Taſſe, als wenn es eine Suppe wäre. Und dieß iſt dann in der That auch die Krone des Werks.

Jetzt laſſet uns zu unſerem engliſchen „Half-pay-Colonel" mit ſeiner Familie und zu ſeinem „*breakfast*" uns geſellen. Er muß ſeine *Nüchternheit* etwas früher *brechen* als jener. Vielleicht um acht Uhr tritt er in ſein, von Reinlichkeit ſtrahlendes und duftendes „dinner-room," wo ſelbſt im Sommer, wenn es etwas kalt ſein ſollte, ein kleines helles Feuer im blankgeputzten „grate" leuchtet. Der runde Tiſch in der Mitte iſt mit einem ſchneeweißen Laken von hübſchem Drell geſchmückt. Darauf dampft die gemüthliche Theeurne und ſingt den Eintretenden den Morgengruß, der bräunliche „*toast*" iſt in Reih und Glied in ſeinem ſilbernen Behälter aufgeſtellt, der lockende

Digitized by Google

maſſive Rahm präſentirt ſich in zierlichen kleinen Töpfen und warme Milch in einem größeren dem curioſen Liebhaber, die goldgelbe Butter ſchwimmt als Schwan, Lamm, Blumenbouquet, Rolle oder Kugel im See der klaren Kryſtallſchale, und das ruderförmige Meſſer zum Auffiſchen befindet ſich daneben. Die großen weißen „breakfast-cups“ ſtehen auf bunten Tellern alle an ihrem Platze, Meſſer und Gabel liegen zur Seite. Ein Teller mit „muffins“ ruht vielleicht auf dem mit heißem Waſſer gefüllten „slop-basin.“ Zum Ueberfluſſe fehlt auch nicht ein Näpfchen mit Honig oder „Scotch Marmelade“ als Delicateſſe. Auf dem reinlichen „sideboard“ liegt das große „family-loaf,“ wovon ſich Jeder nach Luſt und Belieben rechts und links abſchneidet, und ihm zur Seite ein kalter Schinken oder ein kaltes Roaſtbeef Die Hausfrau nimmt ihren Platz vor der Theeurne ein, und wer erfüllt die „duties of the teatable“ mit größerer Gewiſſenhaftigkeit und mehr Anmuth als eine engliſche Hauswirthin, wenn auch nur eine angehende? Wer ſollte ſie nicht bewundern, wenn er ſieht, wie ſie den Theetopf, den Prinzen eines engliſchen „breakfast“ (denn die Theeurne iſt nun einmal unzweifelhaft der regierende Monarch), wärmt, — wie ſie das rechte Maß des aromatiſchen chineſiſchen Blattes zu finden weiß, — wie ſie den Boden jeder Obertaſſe vorſichtig in's heiße Waſſer des „slop-basin“ taucht, damit ſie bei'm Herumreichen auf der Unterſchale nicht hin- und herwackle, — wie ſie dann Jedem je nach ſeinem Geſchmack (und ſie weiß ihn ſchon auswendig) den chineſiſchen Nektar

ſtärker oder ſchwächer reicht, — wie ſie, wenn auch die Kaffeekanne in ihr Amt fällt, erſt den feinen weißen Sandzucker einlöffelt, dann die halbe Taſſe mit Rahm anfüllt und darauf den braunen Extract hineingießt, — wie ſie zuletzt erſt an ſich ſelbſt denkt.

Kommt dann zu guter Stunde Mouſtache, der Schooßhund, noch herein, ſo ſtreichelt und liebkoſt man ihn, ſetzt in einem Schälchen etwas warme Milch und Thee ihm auf die Erde, und er iſt ſo abgerichtet, daß er auch keinen Tropfen auf den makelloſen Teppich fallen läßt.

Einiges über die Tiſchetiquette.

„Oh cela me fait mal,“ ſagte Jemand zu mir, als ich die Gabel mit der linken Hand zum Munde führte. Man muß hier die Gabel in der rechten Hand halten, ſie alſo ſtets wieder in dieſe nehmen, nachdem man ſich ein Stückchen Fleiſch abgeſchnitten hat. „Cela a l'air si gourmand,“ rügt man, wenn Einer gleich, ſo wie er das Meſſer in der Rechten gebraucht hat, mit der Gabel in der Linken zum Munde fährt.

Daß der Deutſche ſein Meſſer ſo weit in den Mund ſteckt, und daß auch die Deutſche, die doch ſonſt keine ſo ſcharfen Waffen führt, dieſe Gewohnheit an ſich hat, das ſetzt den Franzoſen eben ſo ſehr in Verwunderung wie den Engländer. Es thut mir leid, daß ſie für dieſe Unart ſich nicht ſchon manchmal durch Vergrößerung der Mundöffnung ſelbſt beſtraft und dadurch ihr den Abſchied gegeben haben. Es liegt in den Augen der Eng-

länder und Franzoſen darin etwas ganz Barbariſches, um nicht zu ſagen Cannibaliſches.

Die Franzoſen haben dagegen die etwas vorſündſluthliche Idee des engliſchen Sprüchworts: „fingers were made before forks,“ und in ihrer Geſellſchaft fühlt man ſich nicht ſelten geneigt, mit jenem feingeſitteten Kinde auszurufen: „Take a spoon, pig,“ Worte, die, wohl zu merken, an ein vierbeiniges Schwein gerichtet waren. Wir ſprechen hier natürlich weder von den Bewohnern des Faubourg St. Germain, deren feine Sitten nur zur Nachahmung auffordern, noch von denen der Chaussée d'Antin, welche zu reich iſt, um nicht jede Nothwendigkeit und Bequemlichkeit zu beſitzen, ſondern von der „Classe bourgeoise.“ In dieſer trifft man — wer könnte dem widerſprechen? — Verſtöße ſonderbarer Art. Die Knochen werden da benagt und in die Hand genommen, den Salat, die gebratenen Kartoffelſcheibchen, die heißen „beignets“ und manche andere Sachen packt man ganz familiär mit den Fingern an. Wie bei'm Tranchiren des „gigot de mouton“ die Gabel ganz ignorirt und der Knochen, den man lang daran läßt, sans façon gehandhabt wird zum Händeln, ſo geſchieht es auch mit den Beinen eines Puters, einer Gans. Die Stücke, welche man von einem „rôti“ herunterſäbelt, werden ebenfalls nicht ſo proportionirlich geformt wie in England.

Die vorhergehende wichtige Bemerkung, daß in Frankreich die Gabel hauptſächlich Eigenthum der rechten Hand iſt, gilt aber auch von der Etiquette der vornehmen

und feinen Welt. Wichtig iſt dieſe Bemerkung, ſage ich, denn eben jener Herr, welcher mir die Gabelregel gab, ſetzte hinzu: „En France on observe en général plus l'étiquette que le moral." Nun, was kann denn wichtiger ſein? Ein ſolch hingeworfenes Wort würde recht gut zu einem Motto für's Volk paſſen. Es finden ſich übrigens ſonſt noch einige derartige Verſchiedenheiten zwiſchen der engliſchen und der franzöſiſchen Art und Weiſe zu eſſen. Die Engländer halten es z. B. für „vulgar, very vulgar," wenn man die Spitze des Suppenlöffels in den Mund ſteckt; man muß den See am Seitenrande ausſchlürfen. Bei den Franzoſen iſt dieſes Letztere „mauvais ton."

Auf den „bon ton" halten die Franzoſen ſo viel, daß ſie ſagen: „Canaille si vous voulez, mais mauvais ton jamais." Das iſt etwas energiſch ausgedrückt. Die Engländer legen ihr Serviettchen, wenn ſie eins haben, ſehr beſcheiden und halb zuſammengefaltet auf den Schooß, die Franzoſen lehren dem Fremden: „Etendez votre serviette, ce n'est pas bon ton en France de ne pas étendre sa serviette." Das heißt, man muß die große Serviette in ihrer ganzen Länge und Breite auf den Schooß legen, was einigermaßen an die Manier der Aelterleute in gewiſſen Städten erinnert; dieſe ſtecken, wie die Chronik erzählt, einen Zipfel ihrer Serviette vorn in den Buſen.

Im gewöhnlichen Leben haben die Engländer gar keine Servietten bei Tiſche, ſondern man wiſcht ſich den Mund, wenn man derſelben bedarf, an dem Ende des großen Tiſchlaken, welcher vor einem hängt; denn man be-

kommt jeden Mittag ein reines Gedeck. Die Franzoſen ſchaudern, wenn ſie einen Fremden dieß thun ſehen. „Ce sont les domestiques qui font ça,“ heißt es.

Die Engländer ſind durſtiger bei Tiſche als die Franzoſen, welche letztere nichts weiter bedürfen als ihr Glas Waſſer, mit etwas Wein geröthet. Das Weinglas wird nur von den Herren angerührt und auch von dieſen nur ausnahmsweiſe. „Un petit verre“ nehmen ſie vielleicht nach Tiſche, das iſt etwas Liqueur in einem Fingerhutglaſe.

Beim Brote lieben die Franzoſen nun wieder die Quantität. „Les Anglais mangent la pomme de terre au lieu du pain avec leur viande. En Angleterre on vous sert à diner de petits morceaux de pain gros comme le pain bénit dans nos églises.“ Doch rühre bei Leibe dein Brot nicht während der Suppe an; ſonſt wirſt du ausgelacht. Auch giebt es in der Suppe gewöhnlich ganz durchweichte „croûtons.“

Dem Zucker ſind die Franzoſen eben ſo hold wie die Engländer dem Salze. Sie behaupten, zu viel Salz mache die Menſchen mager und ſei ungeſund. Zucker halten ſie indeß für ſehr heilſam und die Verdauung befördernd.

„Le sucre ne fait du mal qu'à la bourse,“ ſagen ſie. Und in der That, der jährliche Verbrauch des Zuckers in einer franzöſiſchen Familie muß der Börſe ſehr empfindlich ſein. Man ſieht dieß ſchon an der Corpulenz der einzelnen Stücke in der Doſe und an der Liebhaberei der Finger — Zuckerzangen gebraucht man

Digitized by Google

in Frankreich nicht häufig — eins nach dem anderen davon zu erfaſſen und herauszunehmen.

Man ißt den weißen Zucker au naturel, vorzüglich nach Tiſche oder nach dem Frühſtücke. Diejenigen, welche keinen Kaffee trinken, tauchen doch wenigſtens ihr geliebtes Rieſenſtück Zucker in die Taſſe ihres Nachbars; ein ſolch getränktes Täubchen nennt man „un canard.“

Beträchtlich muß die jährliche Conſumtion des Zuckers in Frankreich ſein, wenn man zu Obigem noch den ſüßen See von „eau sucré“ rechnet, welchen Frankreich alljährlich austrocknet und der immer wieder gefüllt ſein will, — ferner alle die Gebirge von Bonbons und Confitüren, welche „wie Wachs zerſchmelzen“ vor den glühenden franzöſiſchen Augen, — all die Chocolate, welche in Kugeln in den Mund bombardirt wird oder in braunen Flüſſen in die körperlichen Tiefen hinabfließt.

Wer weiß, ob dieſe franzöſiſchen Zuckeralpen nicht beinahe ſo hoch reichen möchten wie die engliſchen Salzberge, an denen das Vieh auf den Weiden leckt, und womit mancher John Bull ſelbſt ſeine ſüßen Birnen würzt.

In allen anderen Eßſachen iſt der Franzoſe gewiß genügſamer als der Engländer; er neigt ſich ſchon zu den ſüdlichen ſobren Nationen. Eigentlich ſollten wir nur ſagen der Pariſer, denn — wie die Provinz immer und in Allem die Oppoſitionspartei von Paris bildet und allerlei Unarten an ſich hat, ſo iſt es auch in dieſem Puncte der Fall; dort ſollen nämlich die Kinnbacken vom Morgen bis zum Abend in Bewegung gehalten werden.

Selbſt außer den Faſttagen „maigre“ zu machen, fällt den Franzoſen, Männern und Weibern, gar nicht ſchwer. Dieſes Letztere wäre in dieſem Bezug nach Lord Byron's Sinne geweſen, der Fleiſch und Käſe als Gift in einem weiblichen Munde betrachtete und meinte, das zweite Geſchlecht müſſe nur von Fiſch, Honig und Obſt leben. Auch über den Geruch von „bread and butter“ hätte er ſich bei den Franzoſen nicht zu beklagen gehabt, denn ſie begünſtigen trockenes Brot mehr.

Dieſe äußerliche Verſchiedenheit der Tiſchetiquette abgerechnet, kommt es doch in den Hauptmomenten, oder dem Triumphzug der Kochkunſt, bei ihrem Todesſchlage und Guillotinirpunkte dahin, daß die beiden Nationen ſich wieder begegnen; es kann nämlich an beide der engliſche Witz gerichtet werden: „You move your jaws like a beggarman.“

Dieß iſt zugleich der Culminationspunkt aller Nationen und Stände und von dem Engländer ſehr gut ausgedrückt, denn es erweckt in uns ein demüthiges Gefühl, welches nicht ohne gute Früchte bleiben kann.

Die bärtigen Franzoſen.

O Peter der Große, haſt du denn Frankreich vergeſſen mit deinem Raſirmeſſer, oder ſind die Bärte ſeit deinem Verſchwinden wieder gewachſen, oder kehrt die capriciöſe Menſchheit zuweilen zurück zu einem Fragment des Barbarismus?

„La nature vous a donné des barbes, portez-les

donc,“ ſo hatte der Herzog von Orleans geſagt, wie uns ein ſchnurrbärtiger Reiſegefährte auf der Tour von Boulogne nach Paris erzählte. Doch ſcheint es nach dem Portrait des Herzogs, daß er nur ein beſcheidenes Beiſpiel gab, denn ein zierlicher Backenbart und ein hübſcher Mouſtache zierten das Geſicht des verehrten und viel beweinten Mannes.

Seine Nachahmer haben, wie aus Nachahmung leicht Uebertreibung wird, die Gränze überſchritten, ſo daß es bei Einigen ſchwer iſt, die menſchlichen Züge unter dieſem wuchernden Bartwuchſe herauszufinden. Schönheit iſt daran verloren, und Häßlichkeit verbirgt ſich darunter. Deßhalb erſcheinen einem Fremden im Anfange alle Franzoſengeſichter, denen er auf den Straßen begegnet, gleich. Bald aber fängt er an, ſie nach der Nuancirung, mehr aber noch nach der Form des Bartes als des Haupttheiles des Geſichts zu unterſcheiden, von den ächten zottigen Bärengeſichtern an bis zu den coquetten artiſtiſchen, ſpirituellen Schnurrbärtchen. Letzteren ſind auch die Damen von Deutſchland nicht abhold. Von den Bärengeſichtern will ich gar nicht ſprechen; ſie ſind ſchmuzig und gehören gemeiniglich zu den niederen Klaſſen, denen die Arbeit zur Abnahme des Bartes keine Zeit läßt, oder zu den Künſtlern, oder zu den Nachtſchmetterlingen, die um drei Uhr Mittags ihre Augen noch nicht weit genug öffnen können zum Raſiren. Aber da giebt es einige Bartgeſichter, deren Mund mich an die blaue Blume, welche man Jungfer im Grünen nennt, erinnert (die Lippen mögen auch zuweilen etwas bläulich ſein). Andere haben den türkiſchen Halb-

mond um's Kinn wohl abgezeichnet, ohne Schnurrbart darüber. Denke um Himmelswillen Niemand dabei an unſeren gewöhnlichen Backenbart, der wie ein Band die Perrücke feſtbindet, damit ſie nicht wie die John Gilpin's im Galoppe des Pferdes davon fliege, — nein dieſer iſt ein ganz ſelbſtſtändiges und viel coquetteres Weſen als jener.

Darauf kommt der Ziegenbart, der ſich unternehmend zuſpitzt und keck wie ein Schnabel gegen die Kehle umbiegt. Ein Schelm, der dieſen trägt, müßte ſich leicht faſſen laſſen, ſollte man ihn auf friſcher That ertappen.

Dann haben wir den beſcheidenen Schopf des Täubchens oder den Henri quatre mitten auf dem Kinn, und am Ende den Schnurrbart allein; bei all den anderen Klaſſen zeigt ſich letzterer oft als Zuthat, oft iſt er weggelaſſen. Allein ſtehend ſcheint er aber, wie es auch ſeiner actuellen Poſition angemeſſen iſt, zur höheren und vornehmeren Klaſſe zu gehören. Seine Länge und Breite und ſeine Krümmungen, Spitzen und Kräuſelungen laſſen ſich dann auch noch beſonders eintheilen; ſorgfältig iſt er aber immer gezeichnet, und ein deutſcher Schnurrbart hat in Vergleich mit ihm wenig Zierlichkeit in Form und Farbe.

Die Deutſchen eignen ſich gern alles Fremde an, ſie ſprechen z. B. lieber franzöſiſch, ſelbſt in Paris, wenn ſie unter Landsleuten ſind. Sie tragen gern einen Pariſer Bart, kein Bärtchen; denn auch hier ſind ſie es, die am meiſten übertreiben. Die Engländer, wie in allen Stücken, bleiben auch hierin Inſulaner, ſie

verachten die ſchmuzigen Bärte bis auf die kleinſte Anſpielung darauf. Auch die Amerikaner bleiben ihrem Backenbarte getreu, oder wenn Einer aus dieſen Nationen ſich einen Schnurrbart anſlickt, ſo ſieht man's gleich, daß er nicht zu ihm gehört, die engliſche Sprache paßt nicht dazu. Ihr Ziſchen verliert ſich in dem Gebüſch und wird ganz undeutlich. Manche Franzoſen laſſen, wie geſagt, aus Bequemlichkeit die ganze Bartſaat ungemäht ſtehen. Gewiß iſt es zu gleicher Zeit, daß das franzöſiſche Geſichtsfeld vorzüglich fruchtbares Land iſt.

Ein franzöſiſches, ein engliſches und ein deutſches Schlafzimmer.

Die franzöſiſche Schlafſtube iſt eine Kokette, die alle ihre Schwachheiten beim Tageslicht ſehr gut zu verbergen und zu behängen weiß, um ſich recht artig darzuſtellen und wohl im Stande zu ſein, Beſuche von Freunden zu empfangen.

Die engliſche Schlafſtube iſt eine ſchöne Prüde, die ihre praktiſchen, vortrefflichen Eigenſchaften nur für ſich und die Ihrigen behält. Biſt du ein Fremder, ſo hüte dich, ihr zu nahe zu kommen, ſie könnte dich ſonſt ſehr ſchnöde abweiſen.

Welcher Herr in Patis würde ſich beſinnen, zu einer paſſenden Stunde geradezu an dem Schlafzimmer einer Dame anzuklopfen? „Cela va sans dire,“ und ſelbſt des Abends empfängt man häufig noch zu

einer kleinen Soirée darin, weil man ſich dort gemüthlicher fühlt. Wir ſprechen nicht von der Caprice der Hautevolée, wo Mme. la Vicomtesse ceci et Mme. la Baronne cela und wie alle die Erzkoketten heißen mögen, ſelbſt im Bette Beſuche empfangen. „C'est assez commun," und auch, daß man ſolchen Damen Alles hingehen läßt, während eine „simple bourgeoise" arg verſchrieen werden würde, wenn ſie ſich Solches erlaubte.

Die Comteſſe, die Generalin, die Frau des Advocaten, ſie alle empfangen in ihrem Schlafzimmer Beſuche. Die franzöſiſchen Damen halten viel mehr darauf, daß ihr Schlafzimmer ſchön eingerichtet ſei, als daß ihr Salon elegant erſcheine. Das Bett iſt beſcheiden wie mit einem Schleier von Mouſſelin verhangen, wie Spinnengewebe ſo fein, mit einem goldgelben „couvre-pied" von Seide, worüber ein anderes durchſichtiges, geſticktes und reich garnirtes weißes „couvre-pied" ausgebreitet iſt. Das Kopfkiſſen wird nicht, wie in England, verdeckt, ſondern in Parade obenauf gelegt und ebenfalls mit einer geſtickten und bekräuſelten kleinen Decke geſchmückt. So ſteht dieſes Hauptmöbel in einem franzöſiſchen Schlafzimmer da, in ſeinem Tagesanzuge gleichſam die Zierde des Ganzen darſtellend. Ein franzöſiſcher Waſchtiſch iſt compact und wird bei Tage zugemacht, ſo daß nur ſeine glatte äußere Marmorplatte erſcheint. Und nun, da er wie ein gewöhnlicher anderer Tiſch ausſieht, da das Bette nichts weiter iſt als ein zierlicher Divan oder ein Thron mit Baldachin, auf dem aber zufälliger Weiſe Niemand Platz nimmt, wie könnte man da noch Anſtoß nehmen,

ein ſolches Gemach als Wohn- und Fremdenzimmer zu betrachten, um ſo mehr, da alles Uebrige auf dieſe Beſtimmung hinweiſt. Die Spiegel ſind eben ſo zahlreich und groß wie in einem Salon, die Zierathen über dem Kamin, zierliche Leuchter mit dicken Wachskerzen, allerlei Spielereien, eine ſchöne Pendüle in der Mitte u. ſ. w., wo möglich noch auserleſener, dann das Sopha, der Teppich und das übrige Ameublement damit correſpondirend.

„C'est une chambre à coucher.“ Mir däucht, der Name, welchen jede der drei oben bemerkten Nationen für ein ſolches Zimmer gewählt hat, bezeichnet ſchon gewiſſermaßen die Hauptverſchiedenheit derſelben in ihrer Einrichtung. „Une chambre à coucher“ — da ſtreckt man die müden Glieder nun des Nachts ein Bißchen aus, warum ſollte man nicht auch bei Tage darin ſitzen? — „A bed-room“ — hier ſpielt das präſentable vierpfoſtige Bette eine ſolche Hauptrolle, es nimmt einen ſo ungeheueren Platz ein, daß es alle zweibeinigen Geſchöpfe, außer ſeiner Herrin, verdrängt. — Wir Deutſchen ſagen immer die platte Wahrheit und nennen das Ding beim rechten Namen. Man hört euch ſchon ſchnarchen, meine Schweſtern und Brüder, beim bloßen Namen. Darum ſitzen wir auch nicht lachend und ſchwatzend in unſerem Schlafgemach, weder bei Tage im Staate wie die Franzöſinnen, noch in der ſpäten Abendſtunde im Negligée wie die engliſchen Miſſes. Verlören wir uns bei Tage dahin, ſo würden wir ſicherlich wider Willen einſchlafen, dem

Sprüchwort anderer Nationen zufolge, die uns zu wahren Siebenſchläfern machen.

Alſo laſſen wir das deutſche Zimmer dieſer Art hinter der Scene, und ſehen wir uns noch ein wenig im engliſchen Bedroom um, wo mehr Solidität und Nützlichkeit als franzöſiſcher Glanz zu finden iſt. Mit einem ſchneeweißen, dicken, aber hübſch ausgeprägten Quilt iſt das ganze Bett bedeckt, anſtatt jener Stickereien. Die Toilette und der Nachttiſch tragen alle ihre Werkzeuge, Kämme, Bürſten, Pommaden und große, rieſenhafte Stecknadelkiſſen, zur Schau. Die Spiegel ſind alle beweglich, und auf dem Kamingeſimſe ſteht man, anſtatt vieler Blumen und reichen Schmuckes, Theekannen, Medicingläſer, Pillenſchachteln und Nachtlampen.

Die franzöſiſche Geſundheit macht weniger Embarras. Man findet für dieſelbe als nothwendigen Apparat in der Chambre-à-coucher nur eine gefüllte Zuckerdoſe, eine Caraffe mit Waſſer, ein Glas und einen Theelöffel oder eine „petite cuillère“ dabei, und wenn die Nerven der ſchönen Bewohnerin beſonders ſchwach ſind, ſo ſteht auch noch ein buntes und verziertes Fläſchchen mit Fleur d'orange daneben, für ſchlafloſe Nächte.

So viel für die phyſiſchen Bedürfniſſe. Was die geiſtigen, d. h. die Bücher betrifft, ſo hat ein engliſches Bedroom der weltlichen wenige oder gar keine; man findet darin kleine Miniaturregale mit zierlichen Bänden in goldenem Schnitt, die nur Bücher enthalten, wie folgende: „The Pilgrim's progress, the Christian's companion, the common prayerbook, Hymnes“ u. ſ. w., die

Bayerische Staatsbibliothek München

Bibel natürlich nicht zu vergeſſen. Und häufig nimmt man von dieſen ein Bändchen in die Hand, legt ſich auf das große bequeme Sopha, das vor dem Bette ſteht, und lieſ't ein Kapitel oder einige Verſe daraus für ſich allein.

Fromm alſo und praktiſch und pflichtgetreu iſt das engliſche Bedroom, die franzöſiſche Chambre-à-coucher lebendig und geiſtreich. Der Schlaf hat für die Pariſer ſo wenig Bedeutung, daß ich glaube, ſie drücken die Augen nur zu und träumen, ſie hätten geſchlafen.

Redensarten.

Petit.

„Petit-à-petit l'oiseau fait son nid," ſo ſagt das Sprůchwort. Ein kleiner Zweig, ein kleiner Strohhalm, ein wenig Moos, — das Alles muß der Vogel zuſammentragen, bis ſein Håuslein fertig wird, fůr ihn und ſeine Kleinen. — Wie viele Tauſend Kleinigkeiten gehören aber wohl dazu, ehe ein ſolches Rieſenneſt wie Paris daſtehen kann! Das große ſchöne Paris! Ihr denkt wohl, es muß da Alles großartig und gigantiſch ſein! Weit gefehlt, ich kann euch verſichern, daß ſie ſich genug mit Kleinigkeiten abgeben, die Franzoſen. Sie ſind erſtlich eine kleine Race, und daher lieben ſie vielleicht Alles, was klein iſt, und legen ſo gern das Adjectiv „petit" einer Menge von Gegenſtånden bei. „Viens ici, mon petit chou," ſagt der Vater liebkoſend zu ſeinem Kinde, und „bon jour, mon petit père" ſind die Schmeichelworte, mit denen die kleine Tochter ſich an den Großpapa ſchmiegt, der ſie in ſeine Taſche ſtecken könnte.

„Petit-père“ und „petite-mère“ nennt man auch den Vater und die Mutter im Gegenſatz zum „grand-père“ und zur „grand-mère;“ dieſe letzteren haben dann wieder ihren „petit-fils“ und ihre „petite-fille.“

Dieſe Petite-fille gehört ſpäterhin vielleicht zur Rubrik der „petites demoiselles,“ das heißt ſolcher, deren Beutel mit goldenem Fette nicht allzuſehr geſpickt iſt, und die ſich nicht zu ſehr gelüſten laſſen dürfen nach den Schätzen der Boulevards, der Rue Vivienne u. ſ. w. Der Petit-maître läßt es ſich in dieſen Gegenden der Stadt indeß gerade recht wohl behagen, und ach! wie ſüß iſt es auch, „de faire la petite-maîtresse,“ die kleine Herrin zu ſpielen und wie eine Sultanin auf der Ottomane zu ruhen und huldreich alle die ergebenen Beſucher anzunehmen. Alle „petits plaisirs“ ſtehen ihr gleichſam zu Gebote; deſſenungeachtet bleibt die Schaar der „petites misères de la vie humaine“ aber auch von ihr nicht ganz fern; denn nicht einmal eine ſchöne Sterbliche iſt davon ausgenommen. Das greift aber Niemanden ſo an, wie die „petits esprits,“ denn ach! müſſen wir's denn geſtehen, daß Paris, trotz ſeinem Cyclus von großen Geiſtern, auch von jener Race manche Ueberläufer in ſeinen Mauern birgt? Ueberläufer, ſage ich, denn man kann doch nicht glauben, daß dieſe Kleingeiſter in dem liberalen Frankreich ſelbſt geboren und erzogen worden ſind. Jedoch giebt es in Frankreich, ja ganz nahe bei oder ſelbſt in Paris ſogenannte „petits pays,“ das heißt kleinſtädtiſche Klatſchländer — aus dieſen könnten jene „petits esprits“ vielleicht ſtammen. Der

Marais, die Banlieue ſind ſolche „petits pays," die ganze Provinz gehört unter dieſe Rubrik, ſie iſt ein großes Kleinland. Man verſteht unter dem Ausdrucke „petits pays" auch ſolche Gegenden, wo nichts von dem zu haben iſt, deſſen man zum Putz und Luxus bedarf.

Nicht immer liegt Schmeichelei und Verachtung in dem „petit," oft auch ſehr löbliche Beſcheidenheit. „Ah Madame, donnez moi un petit sou s'il vous plaît," ruft der kleine Savoyarde ſo kläglich auf der Gaſſe, daß man ihm dieſen kleinen Sou gewiß nicht verſagen kann. Beſcheiden iſt der Franzoſe auch in ſeinen ſinnlichen Genüſſen. „Un petit verre" nach dem Diner genügt ihm; dieſes kleine Glas iſt dann gewöhnlich mit dem allerauserleſenſten Liqueur gefüllt. Dafür hat er aber während der ganzen Eßzeit aus ſeinem großen Waſſerglaſe das Element getrunken, nur röthlich gefärbt vom „petit vin ordinaire." Nettigkeit und Wohlanſtändigkeit können wir auch noch zu den Tugenden des Petit rechnen, denn ſiehe da „un petit coup de fer" macht gleich aus dieſem Canezou einen ſchönen, ganz reinen Schmuck für das Griſettchen. Sie giebt daneben dem Rocke ihres lieben Eduard „un petit coup de brosse" — und fertig ſind ſie beide zu ihrer Sonntagsexcurſion.

„Je suis venue à Paris pour donner un petit air de ville à mes filles," ſagte eine Dame aus der Provinz, mit Wohlgefallen ihre beiden, von Geſundheit ſtrahlenden, etwas plump gekleideten Töchter anſchauend.

Seht, wie vieles angenehme Kleine man in Paris ſucht und findet. Das Allerangenehmſte unter dieſen

Kleinigkeiten für die Damen iſt aber wohl die tugendhafte Eigenſchaft der Herren, „d'être toujours aux petits soins.“ Das ſollte eigentlich das Hauptaugenmerk aller Männer jeder Nation auf dem ganzen Erdenrunde ſein. Denn dazu wurden ſie eigentlich geſchaffen. Die Frauenzimmer haben ohnehin ſchon ſo viel zu thun, „pour soigner leur petite santé,“ daß ihnen alle die kleinen Dienſte des ſtärkeren Geſchlechtes als ganz natürliche Tribute zufallen. So denken ſie zwar alle, aber die meiſten machen „la petite bouche“ und wollen mit der Sprache nicht heraus. „Mais c'est petit! c'est mesquin!“ ſo ſchüchtern zu ſein. „Quel est votre petit nom?“ Daß euch eine ſolche Frage in Frankreich nur nicht allzu ſehr erſchrecke, und ihr gar meint, es hafte irgend etwas auf euerem ehrlichen Namen. Ihr könntet nach unſerer Idee ſelbſt einen ſehr großen Namen haben, und es wäre doch nicht unrichtig, euch nach euerem kleinen Namen zu fragen. Denn jene Redensart bedeutet nichts Anderes als den Vor- oder Taufnamen einer Perſon. Eben ſo glaube man nicht, daß ein kleines Kleid nur einem Kinde paſſen müſſe. „Une petite robe“ iſt ein einfaches wohlfeiles Kleid, kann aber einer ſehr großen Perſon angehören. „Je me suis acheté une petite robe,“ wirft man hin, wenn man ſagen will, das gekaufte Kleid ſei nur für den gewöhnlichen Gebrauch beſtimmt.

Das Petit iſt nicht immer klein und unbedeutend; „la petite-vérole“ iſt z. B. eine ſehr ſchlimme Krankheit, und „la petite pièce,“ das kleine Stück, welches

ein Arbeiter oder Cicerone von euch wünſcht, wird um ſo lieber angenommen, je mehr es ſeinen Namen Lügen ſtraft. Die kleine Poſt, „la petite poste," welche den ganzen Tag durch Paris läuft, macht ſehr große und wichtige Geſchäfte.

Bedenkt man aber nun noch alle die „petites cuillères," mit denen die Franzoſen ihren Kaffee umrühren, — alle die kleinen Sachen, welche ſie eſſen, wie „petit-salé" (gekochten Speck), „petite oie" (Gänſeklein), „les petites légumes" (das grüne Gemüſe) — und alle die „petites affiches," womit ſie ſich abgeben, — das „petit-gris" (Grauwerk) — die „petits cols," mit denen ſie ſich bekleiden, — und was es ſonſt noch Alles von Petit giebt, ſo muß man ſich am Ende einbilden, ſie ſeien eine Liliputaniſche Race. Nun dem ſei, wie ihm wolle, die Petitesse des Körpers wollen wir ihnen nicht abſtreiten; daß es „petits esprits" giebt, haben wir freilich oben geſehen, aber ſehr häufig können die franzöſiſchen Geiſter doch nicht kleinlich verdreht ſein; denn wie könnten ſonſt ihre Tollhäuſer ſo klein ſein, wie könnten ſie „petites-maisons" genannt werden.

Einige übertriebene und nicht übertriebene Redensarten und Calembourgs.

„Il ouvre la bouche de sorte, qu'un âne chargé d'épines pourrait entrer," damit drücken die Franzoſen, meine ich, die Sache gewiß recht kräftig und verſtändlich aus.

Ein Eſel, mit Dornen beladen, der muß ſchon viel Raum haben, und wenn noch dazu, wie ſich's wohl denken läßt, die Dornen nicht ſtechen ſollen, ſo müſſen die Lippen ihre Thore weit öffnen. Ja und ein Sturmwind des Muthes oder Zorns fliegt heraus, ſo daß man ſich in's erſte beßte Mäuſeloch verkriechen oder ventre-à-terre davon jagen möchte. „Ventre-à-terre," was will man mehr? Einer größeren Ausdehnung ſind doch auf keinen Fall die vier geſtreckten Beine fähig, und hätten wir's nicht ſo gemacht, ſo bin ich gewiß, „oui, je suis sûre, il m'aurait mangé l'ame," jenes aufgeblaſene Großmaul. Unſere Seele aufgefreſſen! denkt nur, ihr Leute, was für ein reißendes Thier der Franzoſe iſt, wie er in ſeinem Zorne weiter geht als ſelbſt Shylok, der doch nur ein ganz natürliches Pfund Fleiſch wollte: „You'll ask me, why I rather choose to have a weight of carrion flesh, than to receive three thousand ducats: I'll not answer that." Er hat auch noch nicht geſagt, was er damit machen wollte; ich glaube, zum Aufeſſen war das Pfund Fleiſch wohl nicht beſtimmt. Dem Juden iſt Chriſtenfleiſch gewiß eben ſo verhaßt wie Schweinefleiſch. Schneewittchens böſe Stiefmutter hatte Gelüſte nach einem Ragout von ihrer Tochter Herz und Leber. Aber der Seele, unſeres höchſten Gutes, ſich zu bemächtigen und ſie, die wir weder erkannt, noch mit Augen geſehen haben, zwiſchen den Zähnen zu faſſen und zu zermalmen mit Haut und Haar — das klingt doch noch ärger. Und Chriſt dem Chriſten! Ich kann ſagen, mir ſchauderte, wie wenn ich Sand zwiſchen

den Zähnen gehabt hätte, als ich zum erſten Male den Ausdruck hörte: „Si O... savait cela, il lui mangerait l'ame.“ Ich glaube zwar nicht, daß dieß eine ſprüchwörtliche oder hergebrachte Redensart iſt, aber ſchon die Phraſe, welche der Einzelne ſich ſelbſt zuſchneidet oder im Augenblick hervorbringt, iſt charakteriſtiſch.

Bei uns im guten Deutſchland ſchläft man „wie ein Baum,“ wenn man ſo recht ſelbſtvergeſſen und traumlos ruht, — und das will ſchon etwas ſagen. Der Pflanzenſchlummer iſt tief und regungslos. Wenn ſie aber todt ſind und abgehauen, die Bäume, da ſchlafen ſie gewiß noch feſter, und wenn das biegſame Holz abgehobelt und durch allerlei Werkzeuge gepeinigt worden und in einen Schuh umgewandelt iſt, da kann wohl nicht viel Leben mehr darin ſein. Darum ſagen die Franzoſen: „il dort comme un sabot,“ und bezeichnen den tiefen Schlaf ſomit noch beſſer als wir. Ob ſie den Schlaf aber ſo ſehr lieben wie wir, das müſſen wir in Zweifel ziehen; denn ihr Sprüchwort ſagt: „Il est triste comme un bonnet de nuit.“ Eine Nachtmütze iſt bei uns eine ſchläfrige Perſon. Doch der franzöſiſche Ausdruck wird auf kluge wie auf dumme Leute angewandt; ich hörte jene Phraſe nämlich in Bezug auf Victor Hugo gebrauchen.

Wir denken bei unſerer deutſchen Nachtmütze gleich an den Schlaf ſelbſt, aber die Franzoſen finden, daß in dem „bonnet de nuit“ etwas Melancholiſches liege. Das mag nun auch wohl ſein. Es giebt gewiß wenige Perſonen, denen eine Nachthaube gut ſteht; ſie iſt weiß

wie ein Geſpenſt, ohne fröhliches buntes Band, die Nachthauben der engliſchen Neuvermählten ausgenommen, die ich mit roſenrothen Schleifen geſehen habe.

Es giebt unter den Franzoſen Leute, von denen man ſagt: „C'est un Jésus Christ,“ das iſt freilich ſehr viel, und ſo weit kann ſich auch nur ein Franzoſe in ſeinen exaltirten Ideeen verſteigen, und auch nur ihm können wir dieſen himmelhohen Enthuſiasmus verzeihen. Ja, hoch fährt er, unſer Jean Potage, — wenn ich ihn auf eine Minute ſo nennen darf — und tief ſteigt er dafür auch in den Grund, und tief dringt auch der Regen bei ihm ein. Wird er nicht gleich bis auf die Knochen durchnäßt — „je suis mouillé jusqu'aux os“ — während ein bedächtiger John Bull das Himmelswaſſer nur bis auf die Haut durchdringen läßt — „wet to the skin“ — und der ehrliche Deutſche, der Wahrheit getreu, einzig und allein von ſeinem „naſſen Hemde“ ſpricht. „J'ai été mouillé jusqu'aux os“ — die franzöſiſche Haut muß ſehr fein und das franzöſiſche Fleiſch ſehr dünn aufgelegt ſein, daß es ſobald eingeweicht werden kann. Mich wundert's noch, daß ſie die Regentropfen nicht bis auf das Mark gehen laſſen; denn dann könnten ſie doch nicht weiter. Und doch hat unſer Frenchman kaum ſo viel Regen in ſeinem Lande, als die beiden Anderen in dem ihrigen. Auch weniger Kälte hat er als wir Deutſchen, indeß fühlt er ſie bis tief in die Seele. „J'ai froid dans l'ame,“ ſagt er ſchaudernd und zitternd. Das iſt mir ein Florkörper, der die Kälte bis auf die Seele durchläßt; das kommt wohl da-

her, weil der Franzoſe alle ſeine Gucklöcher, die Augen, die Ohren und den Mund, zum Sprechen, Sehen und Hören immerwährend offen hält. Denn im Ganzen fürchtet er ſich doch nicht leicht vor einem Feinde. Es giebt bei ihm nicht ſehr viele „naſſe Hühner." Man nennt nämlich „une poule mouillée" einen Menſchen, welcher ſich leicht einſchüchtern läßt und keine Mittel zur Vertheidigung beſitzt. „Ein durchnäßtes Huhn," welch' ein bemitleidenswerthes Geſchöpf! die Flügel hängen ihm ſchlaff herunter, es ſcheint wie verrathen und verkauft.

„Il riait jaune," ſagt man von einem Menſchen, welcher durch ſein Lachen irgend einen Schmerz oder eine Verlegenheit zu verbergen ſuchte. Gelb iſt die Farbe der Falſchheit; dieß iſt aber nicht ſo gemeint, daß jenes Lachen im böſen Sinne als falſch genommen werden müßte, ſondern es ſoll damit nur ausgedrückt werden, daß es nicht aufrichtig ſein konnte, weil man in einer Stimmung war, die man Anderen nicht merken laſſen wollte.

Jener Ausdruck zeigt ein ſehr ſcharfes Auge an, wie die Franzoſen denn überhaupt die Farben oft viel genauer oder anders ſehen als wir; denn wenn Einer ſtark erröthete, ſo ſagen ſie: „Il rougissait jusque dans le blanc des yeux." Das Weiße des Auges habe ich bei plötzlichem Erröthen ſich doch noch nie verändern ſehen. Sie ſagen auch: „Elle est devenue verte," wenn Eine plötzlich blaß wird.

Von einer Sache, die ſehr ſchwer iſt, ſagen ſie: „Il ne pourrait pas le faire plus facilement que de prendre la lune avec les dents." Von Till's Leiter wiſ-

ſen die Franzoſen wahrſcheinlich nichts; ebenſo wenig ſcheint die Idee der Engländer, als ſei der Mond von grünem Käſe gemacht, alſo eine Subſtanz ſo recht zum Anbeißen, ihnen bekannt. Was drückt wohl eine unüberwindliche Schwierigkeit deutlicher aus als obige Phraſe?

„A quatre épingles“ giebt das Bild der Ordnung im Anzuge in ſehr klaren Worten; denn die meiſten Dinge haben vier Enden, und wenn jedes derſelben mit einer Stecknadel befeſtigt iſt, ſo ſteht keines davon hervor. Das iſt denn auch ſo recht die Maxime bei allen Pariſerinnen, von der Lionne bis zu der Griſette; es flattert nichts Unnöthiges, nichts Loſes um ſie herum; eine größere Nettigkeit iſt nicht denkbar. Sie und ihr Anzug ſcheinen aus einem Guſſe zu ſein.

Vier iſt überhaupt eine heilige oder ſehr nützliche Zahl bei den Franzoſen. Sie eſſen hier für vier — „manger à quatre“ — während wir es nur auf zwei gebracht haben.

Der Magen der Franzoſen ſcheint eine größere Elaſticität zu beſitzen als der der Deutſchen. Ihr Hals ebenfalls, da ſie eine ganze Katze darin bergen können. „Il a un chat dans la gorge,“ ſagt man, wenn Jemand ein Hinderniß zum Singen im Halſe hat. Wir bezeichnen dieß auf unſere nebelige Weiſe durch ein unbekanntes Etwas. „Ich weiß nicht, ich kann heute nicht ſingen, mir ſteckt etwas im Halſe.“

Doch wir kehren zu unſerer Vier zurück. „Un de ces quatre jours elle me dira,“ das heißt eines Tages, ſehr bald, in einem von dieſen Tagen. Die

Gränze iſt ſo genau beſtimmt, daß wir gewiß nicht lange werden zu warten brauchen. Immer aber nehmen die Franzoſen es mit der Zahl nicht ſo genau, wie bei den vier Stecknadeln, den vier Tagen und vier Magen; denn zuweilen kommt's ihnen auf ein paar Hunderte mehr oder weniger nicht an. So ſollte man zum Beiſpiel denken, daß ſie ſelbſt zu der Race der vielbeinigen Thiere, der „Centipèdes“ (Tauſendfüßler) gehörten, wenn ſie ſprechen: „Il courait à toutes jambes.“ Da ſieht man doch wenigſtens die Arme gleich mit im Spiele des Laufens begriffen; rund um ſchlägt das Rad der franzöſiſchen Maſchine. Ja bald werden auch alle ihre Beine nicht mehr hinreichen, ſie werden fliegen hoch über die Welt empor in ihren Ballons en cuivre und anderen Ballons; denn waren ſie nicht die Erſten und, einige John Bulls ausgenommen, bisher noch immer die Kühnſten, welche das Luftmeer durchſegelten? Ob ſie aber auf unbeflügelten Pferden ſo ſicher reiten wie auf den Ballons, das fragt ſich; denn gar oft hört man ſie ſagen: „Vous êtes mal monté aujourd'hui!“ (Wie biſt du heute ſo ſchlecht beritten!) Da iſt unter dem Pferde aber die Laune verſtanden, die immer gut gezügelt und eng gegürtet ſein muß, um nicht unbändig zu werden. Die franzöſiſche Laune iſt nun gar ein wildes Thier, das verwegene Sprünge machen kann, aus bloßem Muthwillen und aus Lebensfülle. Gern macht ſie ſich zum Meiſter ihres Herrn und weiß auch ſchon, daß die Franzoſen keine beſonders guten Reiter ſind, keine ſolche geborenen Centauren wie die Engländer, die mit ihrem

Never-mind-Syſteme und ihrer What-matter-Herausforderung das Thier in Ordnung zu halten verſtehen. Aber die Phraſe: „Vous êtes mal monté aujourd'hui!“ dient nur zur Erinnerung und Ermahnung, nicht zum Vorwurf. Gleich ſchiebt ſich der Andere wieder im Sattel zurecht, und nicht lange dauert es, ſo ſind nicht nur die Wolken des Mißmuths verflogen, ſondern der ganze Himmel der Luſt öffnet ſich wieder. Man lacht „à gorge déployée.“ Die Luſt wohnt im Herzen, und der Weg zum Herzen wie zum Magen führt doch wohl die Wendeltreppe des Halſes hinunter und ſteigt auch darauf wieder empor. Und die Franzoſen, um dieſer Lieblingstochter, der Luſtigkeit und Freude, die Mühe des Steigens zu erſparen, um ſie ſo ſchnell wie möglich mitten unter ſich zu haben, falten ihren Hals ſogleich ohne Weiteres auseinander, „ils rient à gorge déployée“ — und die Luſt iſt da in ganzer Fülle. Wenn ſie ſingen oder ſchreien, ſo thun ſie's auch ſo kräftig, daß der Kopf der Umſtehenden dabei in Gefahr kommt, „ils crient à tue-tête, ils chantent à tue-tête.“

Warum die Franzoſen ſich aber einbilden, daß die buckeligen Leute ſo ganz beſonders luſtig ſein müſſen, indem ſie ſagen: „Ils riaient comme des bossus,“ das iſt mir nie ganz klar geweſen. Bei uns lacht man ſich buckelig, und das iſt viel natürlicher; denn wie oft, um ſein Lachen zu verbergen, biegt man den Körper nach vorn über, was dem Rücken nicht ſehr vortheilhaft ſein kann. Auch die Blinden ſcheinen ſehr lebendig

bei ihnen zu ſein und ihre Stimme gern erſchallen zu laſſen. „Crier comme des aveugles,“ heißt es. Dieß läßt ſich daraus erklären, daß der Blinde nicht weiß, wie nahe ihm ein Gegenſtand iſt, und gern laut ſpricht, um jedenfalls verſtanden zu werden. Ich muß aber ſagen, daß eine Art von Malice in dieſen beiden Phraſen liegt. Warum die Buckeligen und Blinden überhaupt anführen? Wir ſollten ihren Naturfehler, ihr Unglück mit Stillſchweigen übergehen. Und nun läßt man ſie noch dazu ſo viel Geräuſch in der Welt machen.

Doch kommen den Franzoſen die Steine noch viel unglücklicher vor. „Malheureux comme les pierres“ iſt eine Phraſe, die ſehr gäng und gäbe bei ihnen. Sie läßt ſich eher erklären als obige. Die Steine des Straßenpflaſters haben ſehr viel zu leiden, Jeder tritt ohne Weiteres auf ſie, Pferde und Wagen trampeln und rollen über ſie hin. Aber die Steine überhaupt und im weiteren Sinne haben einen großen Schmerz. Es iſt der Schmerz des ewigen Juden. Sie vergehen nicht und ſehen dahin welken Geſchlecht auf Geſchlecht von ihren Brüdern und Cameraden. Die kurze Generation der Thier- und Menſchenwelt tanzt um ſie herum den ſchnellen Reigen, ſich feſt bei den Händen haltend; immer ſteht der letzte von ihnen in der Grube und reißt die anderen im wilden Taumel hinab. Weiter ſehen die Felſen, die Steine, nichts als dieſe lange luſtige Kette, umkreiſend den Erdball bis in's Grab. Und die hundertjährigen Eichen, ſie können ihnen doch nicht Trotz bieten, — und nun gar die kleinen Mooſe und Geſträuche, welche die Berge

an ihrem Buſen hegen, ſie eilen alljährlich hinter den Vorhang der Verweſung.

Sündfluthen ſind über die Steine hinweggezogen, Erdbeben haben ſie erſchüttert, ja von allem Unglück, das unſere Mutter Cybele je erfahren, können ſie erzählen. „Malheureux comme les pierres“ zu ſein, das will alſo viel ſagen. Und dazu verläumden wir Deutſche ſie noch ſo ſehr und ſchreiben ihnen kein Herz zu. Dieß iſt indeß mineralogiſch wahr, denn ſie haben gar keinen Raum zum Herzen, wie andere Leute im Herzen keinen Raum haben vor lauter Liebe. Ein Herz iſt das Schönſte, was es giebt. „Joli comme un coeur“ ſagt man nur von den allerhübſcheſten Perſonen. „Elle est jolie comme un coeur.“ Wenn ſie aber unglücklich ſind, die Steine, wie das Sprüchwort ſagt, ſo müſſen ſie auch empfinden, und dieß iſt, wie geſagt, um ſo ſchlimmer für ſie. Wozu müſſen ſie ſich nicht hergeben! Den Hammerſchlag und die Meißelcareſſen müſſen ſie ſich gefallen laſſen, ſeitdem Prometheus, der erſte Meiſter, es ſich einfallen ließ, einen unförmlichen Block zu beleben, ſeitdem von Pyrrha und Deukalion blindlings Steine zu Menſchen gemacht wurden; freilich als eine Nation von Helden und Göttern ſtehen ſie dann wieder auf, und inſofern feiern die Steine ihren Triumph, und da kann man ſie nicht unglücklich nennen. Sie werden auch wohl einmal zu Gaſte gebeten vom luſtigen Don Juan und können alſo auch etwas genießen. Dazu iſt auf einen Fels und Stein die Kirche der Chriſten gebaut. Petrus, der

Fels, aber wurde mit dem Kopfe zu unterſt gekreuzigt. So muß doch unſer Schluß ſein, daß im Leben und auf Erden alle Steine unglücklich ſind, und was man von ihrer Exiſtenz rühmen will, das müſſen ſie für „contes bleus," für blauen Dunſt, erklären; davon aber haben ſie genug rund um ſich her, den macht ihnen die ganze Welt vor. Und eben durch dieſen blauen Dunſt, durch dieſen Nebel, dieſen ewigen Schleier ſind die Felſen und Steine verhindert, all das Luſtige zu ſehen, welches auf der Erde vorgeht. Sie ſehen nicht alle die „amours d'enfants," die ſich darauf bewegen und merken nicht, wie dieſe ſich an ihrem Braten erfreuen, „tendre comme de la rosée," wie Thau ſo zart. Solch ein Braten muß Ambroſia und Manna ſein, Manna, das wie Thau vom Himmel fiel.

Logiſches und Bündiges.

„Voilà." — Der Vorhang fliegt auf, und die ganze Scene iſt ſogleich vor unſeren Augen.

Dieſen magiſchen Zauber bewirken die Franzoſen mit ihrem einzigen kurzen Worte: „Voilà!" Es iſt das Wort eines Volkes, für welches die Welt ein Theater, das Theater eine Welt iſt. „Voilà!" es iſt ein ſchöpferiſches „Es werde!" Man muß es dazu mit der Klarheit, der Beſtimmtheit ausſprechen, wie die Franzoſen es thun, und der Schleier der Phantaſie hebt ſich, und vor uns ſpielen alle ihre luſtigen Gebilde. Das „Vois" (ſieh!) öffnet unſere Augen, das „là" (da) feſſelt die Ge-

genwart. Wie das Bild ſich uns in ſeinem ganzen Sein dargeſtellt hat, ſo bleibt es auch noch lange vor uns ſtehen.

Die Kraft und Wirkſamkeit des „voici“ iſt minder groß, es iſt weniger in Gebrauch, aber deſſenungeachtet auch ſehr nützlich. Es bilden dieſe beiden Worte einen Vorzug der franzöſiſchen Sprache.

„Faire“ und „aller“ ſind zwei Verben, deren häufiger Gebrauch die Beweglichkeit und Unabhängigkeit der Franzoſen ausdrückt. Sie *machen* Alles, die Franzoſen: Kinder, Zähne, den Bart, die Küche, den Haushalt und die Träume. Sie machen ſelbſt ihre Oſtern, — „faire ses pâques“ heißt um Oſtern zur Beichte gehen. Ihre Hühner machen Eier. Ja das Wetter ſelbſt iſt ganz eigenmächtig und macht es uns hier ſchön oder ſchlecht, es macht Sonnenſchein, das erſte Mondviertel und Regen.

Und ſo wie die Engländer immer auf's Commandowort *wollen* und *ſollen* — „I *shall* go“ und „you *will* be sorry,“ ſo *gehen* die Franzoſen zu allen ihren Beſchäftigungen. „Il va donner un bal — vous *allez* vous tuer — *va* te promener“ u. ſ. w. Die Worte: „aller“ und „venir“ geben der Sprache eine große Beſtimmtheit, wie denn überhaupt die Schönheit der franzöſiſchen Sprache in ihrem regelmäßigen und kunſtgerechten Baue beſteht, welchen die Akademie für ſie errichtet und abgerundet hat. Ein Wort zu wenig oder zu viel, eine Sylbe verkehrt geſtellt, das wird hier ſogleich gefühlt und kann eigentlich gar nicht geduldet werden. „Je me ferai *encore une fois* religieuse“

(ich werde noch einmal zur Nonne werden) ſagte ich einſt. „Est-ce que vous l'avez déjà une fois été?“ entgegnete man mir.

Die franzöſiſche Sprache erträgt die Mittelmäßigkeit weniger als die engliſche, in der Ausſprache ſowohl, als im Styl. Die Franzoſen ſind nicht ohne Grund ſtolz auf ihre Sprache und erklären ſie für die beßte der Welt. Einmal hat die Univerſalſtimme ihr ja ſchon ziemlich deutlich und laut dieſes Vorrecht zuerkannt, weil das Franzöſiſche zur Weltſprache und ſelbſt in unſerem undeutſchen Deutſchland zur Sprache mancher vornehmen Coterieen geworden iſt. Sie iſt entſchieden der Liebling unter den Sprachen der franzöſiſchen und nicht franzöſiſchen Völker, und die Franzoſen ſelbſt ſprechen keine andere, aber ſie wiſſen ſie gut zu gebrauchen. Ferner kann man ſich gewiß nicht enthalten, dem Logiſchen, dem Klaren im Franzöſiſchen die Palme zu reichen. „Il y a confusion de langues dans votre Allemand,“ ſagen ſie uns. Jeder ſpricht in ſeiner eigenen Art, und dadurch entſteht eine Anarchie, die nicht erlaubt ſein ſollte. „Permettez-moi de dire que la liberté, que vous avez, de composer de nouveaux mots chacun à sa volonté, ne prouve rien moins que la richesse de votre langue, dont vous vous vantez tant. Ce n'est rien que de l'anarchie.“ So urtheilen die Franzoſen vom Deutſchen. Die Armuth ihrer Sprache wollen ſie auch gar nicht als Vorwurf gelten laſſen; im Gegentheile, ſie meinen, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß eben darin die Hauptſchönheit ihrer Sprache liege. „Puis

qu'il y a si peu de mots, il n'y a pas ce verbiage, ce brouillement et radotage; vous êtes obligé d'expliquer votre pensée clairement et nettement."

Wie viel Nettigkeit liegt nicht in dem Ausdrucke: „passer des nuits blanches." Die beſte, die geſundeſte und natürlichſte Nacht iſt eine rabenſchwarze, ohne Lichtſtrahl, ohne Laut, ohne Gedanken, ohne Traum, ohne Bewußtſein, ein tiefer, leerer, ſchwarzer Raum zwiſchen dem Zuſchlagen und Wiederaufmachen der Augen. Wenn mir aber Jemand erzählt: „J'ai passé une nuit blanche," ſo ſteht mir gleich die geſpenſterhafte Nacht mit aufgeſperrten Augen, eine wahre Regulus-Pein, vor den Augen. Auf die ſchwärzeſte Nacht folgt gewiß immer der hellſte Tag. Darum, guter Geiſt, ſende uns viele ſchwarze Nächte.

„Une page blanche" iſt eben ſo unfreundlich wie eine weiße Nacht. Eine ſolche Seite iſt wie ein Mund ohne Zähne, nach Göthe's Ausſage: „Geſchrieben Wort iſt Perlen gleich." Das beſte von den franzöſiſchen weißen Dingen iſt „la carte blanche"; wenn mir Jemand dieſe giebt, ſo bin ich frei wie der Vogel in der Luft; aber dieſer Reichthum von Freiheit führt mich eben auf das Gegentheil zurück, auf die Armuth. Wie wir den Franzoſen nicht ſelten die Armuth ihrer Sprache vorwerfen, ſo beſchuldigen ſie uns oft der Kargheit. „Quelle économie de mots," entgegnen ſie uns oft. „Ihr redet die Perſon, mit der ihr ſprecht, nie durch Madame und Monſieur an. Welche Unhöflichkeit! wie kann man da wiſſen, mit wem man ſpricht?" — Dieſe Nachläſſigkeit will ihnen gar nicht in den Kopf. Wahr-

iſt's, daß es einem Deutſchen nach einem längeren Aufenthalte in Frankreich auch wieder ſchwer wird, ſich der ſtummen Anrede zu befleißigen, welche bei uns der beßte Ton iſt.

Das Unlogiſcheſte in der franzöſiſchen Sprache iſt wohl der häufige Gebrauch des Conjunctivs da, wo Einem die Sache durchaus nicht zweifelhaft iſt. Ob die Akademie dieſen Modus darum ſo oft angenommen hat, um die Biegſamkeit der franzöſiſchen Verben in's Licht zu ſetzen, das weiß ich nicht. Die Franzoſen ſelbſt moquiren ſich darüber durch Uebertreibung, indem ſie die „alasse“ und „fasse,“ die „isse“ und „usse,“ die „assions, ussions, isses“ u. ſ. w. zum Scherze oft da ſetzen, wo ſie gar nicht hingehören, — aber ſie unterziehen ſich doch ſonſt ganz gehorſamſt dem höheren Gebote der Akademie, die, ſo zu ſagen, die despotiſche Königin der Sprache iſt. „Votre langue n'est pas fixée,“ ſagen ſie zu uns Deutſchen, und es iſt nur allzu wahr, daß unſere Sprache ein ſehr wackeliges Ding iſt. So wenig iſt ſie an feſte Grundpfeiler gewöhnt, daß ſie auch dem franzöſiſchen Sprachgebäude viele Splitter entriſſen hat, die ſie ganz verkehrt anwendet, und die uns in Frankreich, wenn wir auf unſere deutſche Weiſe damit herausrücken wollen, ziemlich bloß ſtellen.

Solche zerlumpte Ueberläufer ſind z. B. Redensarten wie folgende: „Er hat mir einen Tort angethan,“ „ich habe mich blamirt,“ „das iſt eine große Delicateſſe,“ „du biſt heute ſehr galant gekleidet.“ Das Wort: „délicatesse“ gebraucht man im Franzöſiſchen nur ab-

ſtract, nicht von Speiſen, während das Beiwort: „galant“ in Paris nur von Höflichkeit, Sitten (nämlich allzufreien) gilt.

Die Phraſe: „vous êtes un drôle,“ worunter wir vielleicht bloß drollig, komiſch verſtehen möchten, könnte den Angeredeten ſehr in Verlegenheit ſetzen, denn ſie bedeutet nichts mehr und nichts weniger als „vous êtes un fripon.“ Man kann wohl „vous êtes drôle“ ſagen, aber auch dieß wenden wir leicht im verkehrten Sinne an. „C'est drôle!“ iſt ſchon ein ſehr ſtarker Ausdruck. Wenn ein Deutſcher ihn braucht, ſo fragt man oft: „Was meint er?“ „O, er will ſagen: „c'est singulier!“ antwortet dann ein Sachverſtändiger.

„Cela m'a beaucoup diverti,“ darf nicht von einer Sache geſagt werden, die mir wirklich viel Vergnügen gemacht hat. Es hat immer den Sinn der Moquerie. „Cela m'a amusé“ iſt eine ſchwächere Schattirung von dem Nämlichen. Man muß ſagen: „Cela m'a fait beaucoup de plaisir.“

Es giebt eine Anwendung des „dans“ und „en,“ welche einen Deutſchen frappirt und die doch ſehr gut angebracht iſt. Man ſagt: „je suis dans mes meubles,“ d. h. ich habe meine eigenen Möbeln; denn ſehr oft wohnen einzelne Perſonen und Fremde in einem „hôtel garni,“ wo ſie alle Meubles zu ihrem Gebrauche bekommen. Eine „vieille fille“, oder ein „garçon,“ ein „étudiant,“ ſie ſagen mit vielem Stolze: „Je suis dans mes meubles,“ als ob ſie ſich darin recht behaglich hegten und pflegten. Auch von einer Arbeit, mit der man ſehr beſchäftigt iſt, gebraucht man das „dans.“ „Vous voilà toujours

dans les bas?" (Sie ſtopfen alſo immer Strümpfe?) Es iſt den Franzöſinnen keine ſo große Luſt, wie den deutſchen Hausfrauen, auf jene Weiſe in den Strümpfen zu ſein. Wenn man im Gegentheile ſo recht auf den Strümpfen iſt, das iſt unſerer Umgebung gewiß am angenehmſten.

„Prendre en amitié," dieß ſagt uns recht klar und deutlich, wie die franzöſiſche Freundſchaft ihren Gegenſtand mit all ihren hundert Armen umſchlingt; er ſitzt mitten drinnen, weich und warm. Es deutet auch auf den Enthuſiasmus der Franzoſen und ihren militairiſchen Sinn in jeder Sache hin. Sie nehmen die Perſon gleichſam mit Sturm ein, und ohne Weiteres, ohne ſie um Erlaubniß zu fragen. Weder die Engländer noch die Deutſchen können Jemanden in Freundſchaft nehmen.

Spaziergänge in und um Paris.

Eine Stunde im Tuilerieengarten.

Die Pariſer ſind wie die Schnecken, ſie tragen ihr Haus allenthalben mit ſich herum oder wiſſen doch überall, wo ſie ſind, ſich ſogleich häuslich einzurichten.

Wenn ich an einem Wochentage zwiſchen drei und fünf Uhr Nachmittags im Tuilerieengarten ſpazieren gehe, ſo kommt es mir vor, als ob ich wie ein „diable boiteux“ eine Stadt ſähe, wo alle Dächer abgedeckt ſind. Rechter Hand, wenn man vom Palaſte kommt, nach der Rue Rivoli hin, iſt bekanntlich der Hauptſammelplatz der frohen Jugend, der geſchwätzigen Ammen, der geputzten oder arbeitenden Damen, der leſenden Herren und der ſich bewundernden Dandys.

Da drängt ſich Gruppe an Gruppe. Welche Blüthe der Kleider entfaltet ſich hier, welche Luſt der Kinder ſchallt umher oder murmelt vielmehr ringsum! Denn nichts iſt laut, nichts ungeberdig. Vorn am Eingange in dieſen Kaſtanienhain iſt vorzüglich der Tummelplatz der Kinder

mit ihren Spielſachen, Müttern und Ammen. Weiterhin, an der Rue Rivoli hinunter, giebt es der müſſigen Herren und Damen mehr, wovon einige ſitzen, andere ſpazieren, converſiren und charmiren; das ganze Publicum iſt aber nicht ſtreng geſchieden; vielmehr miſchen ſich die Kinder mit den Erwachſenen. Und dieß iſt es eben, was dieſem Garten einen ſo eigenthümlichen Reiz giebt, hier iſt die Atmoſphäre der Mutterliebe. Eine Weihrauchwolke des Glücks ſcheint hier zum Himmel emporzuſteigen.

Wer wollte nicht in dieſem Augenblicke ein Pariſer Kind, oder eine Pariſer Mutter, oder ein Pariſer Politiker, oder ein Pariſer „Beau," oder eine Pariſer Schöne ſein! Jeder hat ſein beſcheiden Theil davon. Seht, wie die Pariſer Kinder, Mädchen oder Knaben, luſtig die Reifen laufen laſſen, zwei, drei, zwölf, einen nach dem andern; da fliegt der bunte Ball in die Luft und kommt auch nach Newton's Berechnung richtig wieder herunter. Da wird das lange Tau geſchlagen von der Mutter und der Bonne, und vier, ſechs, acht kleine Kinder in kurzen Kleidern und Höschen ſpringen alle auf einmal trotz den beßten Künſtlern und höher als die Taglioni, und Mutter und Bonne ſchlagen ſchneller und ſchneller, da muß eins oder das andere weglaufen, daß die Beine nicht behend genug ſind, und ſo bleibt am Ende nur eine, die den Triumph davonträgt. Sie iſt ſtolz.

Und viele Leute ſehen dieſem Spiele zu und lachen. Ein alter Herr auf jenem Stuhle hat ſelbſt den Conſtitutionnel bei Seite gelegt und wiſcht ſich, herz-

lich lachend, die Augen. Er denkt wohl an die Zeit, wo er auch noch im Flügelkleide im Garten der Tuilerieen herumſprang.

Aber das kurze Tau iſt noch mehr in Bewegung; denn das verſtehen die Kleinen ſelbſt zu drehen. Da können ſie alle ihre Kunſt à perfection zeigen, und wie vieler Variationen iſt ſie nicht fähig! Wir haben da „les doubles tours,“ wo die kühne Springerin ſich in der Luft hält, während das Tau zwei Mal unter ihren Füßen die Erde berührt hat. „Vinaigre“ iſt der techniſche Ausdruck für unſeren „Ritter“ oder „ſehr ſchnell“; ſehr natürlich, weil der Eſſig ſehr ſchnell läuft, wenn man ihn ausgießt. „De l'huile“ iſt das Gegentheil, aus dem eben ſo vernünftigen Grunde, weil das Oel langſam tröpfelt. Dann iſt „Salade“ ein ſehr bedeutender Kunſtgriff, wobei das Tau nach einer Seite hingehalten wird, während die beiden Enden zuſammenbleiben. Dieß ſoll wohl das Umrühren des Salats vorſtellen.

Jene Kunſtausdrücke ſind ſehr charakteriſtiſch, denn der Salat iſt ein Lieblingsgericht der Pariſer; auf dem Tiſche der Reichen darf er weder im Sommer noch im Winter fehlen, und die untere Klaſſe macht ihn zu einer großen Hauptſache. Gehe man nur vor den zahlreichen kleinen Cabarets in der Banlieue vorbei, und man wird immer dieſe hungrigen Blouſen ſich mit grünem, von Oel glänzendem Salat ausſtopfen ſehen, und wenn eine Landpartie verabredet wird, wo man „sur l'herbe“ zu ſpeiſen gedenkt, ſo darf auf dem vorher beſtimmten Küchenzettel niemals „une salade“ fehlen.

„Chou blanc“ iſt noch eine Variation der edlen Tauſpringekunſt, aber auch nicht übel gewählt, wenn man bedenkt, daß die Kleinen hier alles friſche Sprößlinge ſind, die ſelber gern den Schmeichelnamen „mon petit chou“ aus dem Munde ihrer Aeltern hören.

Etwas entfernter ſpielt eine andere Partie mit ihrer Bonne „aux quatre coins,“ welches Spiel unſer Kämmerleinvermiethen iſt. Die Pariſer Kinder ſpielen es nur zu fünf und zaubern ein Schlafzimmer mit ſeinen vier Ecken unter die Bäume, und das unglückliche Weſen ohne Ecke in der Mitte heißt „pot de chambre.“ Dieß iſt allerdings ſehr proſaiſch.

Dann ſieht man auch die Vaterlandsvertheidiger in spe. Stolz marſchiren ſie mit ihren Gewehren oder Säbeln einher, in Reih und Glied, und der Größte commandirt.

„Glückliche Kinderwelt!“ ſo denkt wohl die Mutter, die indeß auf ihrem Strohſtuhle ſitzt, ihre kleinen Schätze von dort im Auge behaltend und hütend, aber nicht müſſig. Denn ſiehe! ſie ſtickt eine elegante Pelerine für die nächſte Soirée, und ſo ſinnig, als ſei ſie in ihrem eigenen Zimmer. Eine Freundin ſitzt neben ihr, an einer ſchönen Blumenguirlande arbeitend, deren Farben mit denen im Parterre, nicht weit von ihr, wetteifern. Auf einem Stuhle zur Seite liegen die Hüte und überflüſſigen Handſchuhe und Shawls der Kleinen; ein Korb ſteht daneben, Bälle und andere Spielſachen, ein Buch oder eine Zeitung, auch wohl einige Früchte ꝛc. enthaltend.

Denn, wie geſagt, man läßt ſich hier ganz häuslich nieder und bringt mit, was man zum Amuſement für einige Stunden bedarf. Und da hier Alles „plaisir“ iſt, ſo ſehe ich auch als einziges Lebensmittel jenes leicht gerollte Backwerk, „plaisir“ genannt, herumtragen, welches dem norddeutſchen Krüllkuchen ähnelt.

„Plaisir! plaisir!“ für die Kinderwelt, und Arbeit, Arbeit für die Mutterwelt! Das iſt die Loſung hier, und Arbeit aller Art, denn der Geſchmack der Mütter iſt verſchieden.

Eine ſorgt für den Putz ihres Körpers, ſie ſtickt ein Taſchentuch ſo fein und zart, daß es faſt einem Schleier gleicht; die andere liebt die Eleganz und den Comfort ihres Salons; unter ihren zaubernden Händen blühen Blumen auf, an die ſie einſt ihren Rücken lehnen wird.

Noch eine andere iſt für das Nützlichkeitsſyſtem; ſie ſtopft Strümpfe oder näht einen einfachen Saum.

Auch der leſenden Mütter giebt es viele; ſie haben ein Buch auf dem Schooße, von dem ſie kein Auge verwenden, während die Amme ihnen zur Seite ihren in ſchneeweißes Mouſſelin gehüllten Säugling wiegt. Dieß ſind die ganz jungen Mütter, deren Erſtlinge noch nicht ſo viele Sorge und Aufmerkſamkeit bedürfen. Dann ſehen wir wohl auch eine literariſche Dame mit Feder und Papier und einem Hefte, deſſen Blätter ziemlich zerleſen zu ſein ſcheinen, auf den Knieen. Ich glaube, ſie überſetzt.

Der Väter bemerkt man nicht viele, — nur einzelne,

die ſich ihr Stuhlhäuslein etwas entfernter gebaut haben und ihrer beſſeren Hälfte vorleſen; dieſe ſind nicht mehr ganz jung. Alſo Kinderluſt, Mutterarbeit, Ammengeſchwätz.

Und dieſem Ammengeſchwätze möchte ich unſichtbar zuhorchen. Hier ſitzt ein ganzes Dutzend auf einem Haufen; das geht wie eine Klappermühle. Welche wichtigen Geheimniſſe, welche Familienverwickelungen, welche eclatante Urtheile müſſen hier nicht verhandelt werden! Welche Bedenklichkeiten, welche Prophezeihungen, welche Seufzer entſchlüpften hier! Hätten dieſe Stühle doch Gedächtniß! Ich ſetzte mich gleich nachher darauf, und ſollte ich dadurch in eben ſo ſchmerzliche Convulſionen gerathen, wie die Prieſterin auf dem Delphiſchen Dreifuße.

Vor drei Klaſſen der Tuilerieenfreunde ſind wir alſo vorübergegangen. Es bleiben uns aber noch eben ſo viele oder mehr, und dazu gehören erſtlich die Politiker, die nahe bei den kleinen Leſepavillons ihr Revier aufgeſchlagen haben. Aber wer kann wiſſen, in welche weitläufige Speculationen dieſe verſunken ſind. Sie ſehen mir faſt ſo trocken aus wie ihr Blatt Papier; auch mögen ſie nicht gern geſtört ſein.

Wir laſſen ihnen ihre eingebildete Ruhe und miſchen uns nun unter die „belles“ und „beaux.“ Ach da wird das Blut in der Ader der Eitelkeit in Aufregung gebracht! „Quel cachemire superbe, et voilà un chapeau de toute beauté!“ Man hat ſeine liebe Noth, ſich zwiſchen dieſen vielen Falten hindurchzuwinden; man ſpaziert, man ſteht ſtill und ſpricht, man ſitzt zu

beiden Seiten. Dieß iſt der Stolz der „modistes,“ dieß der Triumph der Pariſer Schneider, denn die reichſten Toiletten, die ſich nur erdenken laſſen, ſind hier umſonſt zu ſehen.

Laſſet uns aber bei unſerer Claſſification auch die Bücherleſer nicht vergeſſen, die hier und da, an das Geländer eines der Blumengärten gelehnt, ſich höchſt maleriſch darſtellen; laſſet uns die ſchwarzen und weißen Bedienten betrachten, die an jenen Baumſtämmen ſtehen, beladen mit den Säbeln, Peitſchen und Gewehren ihrer kleinen Herren. Das iſt die faſhionable Welt des Gartens.

Oeffnen wir nun aber unſere Pupillen etwas weiter und überſehen wir das Ganze. Dieſer Schwarm, deſſen Summen wir eben zugehorcht, macht freilich bei weitem den belebteſten Theil aus, aber keineswegs den größten. Hier ſcheint ſich alle Kraft geſammelt zu haben, aber deſſenungeachtet ſind auch andere Puncte nicht unintereſſant. An einer Ecke nahe bei dem Palaſte ſitzen auf einem Tritte der Terraſſe beſcheidentlich ein paar alte Frauen, weil ſie ihren Stuhl nicht bezahlen können, und klöppeln Spitzen. Auf der anderen Seite des dunkelen Blätterdachs, jener Modewelt oder dem Hauptſchwarme gegenüber, ſummen noch einzelne Bienen, auf ſteinernen Bänken arbeitend oder im Gehen leſend. Andere gehen raſch durch die mittlere Hauptallee, ſie wollen nicht lange verweilen. Die ſogenannte „petite Provence,“ nahe der Place de la Concorde, bildet dann noch eine eigene Welt für ſich. Nichts als Säuglinge ſieht man hier in der Ammen Armen, die ſich hier an

der Mauer der Terraſſe ſonnen. Das Klima iſt hier beſonders warm, daher der Name „petite Provence.“

Soviel für die Lebendigen. Denn der Jardin des Tuileries hat auch ſeine Geiſterwelt und ſeine ſteinernen Gäſte. Für wen wären denn die hübſchen Blumengärten beſtimmt, die vor dem Palaſte, mit niedrigen, aber engen Gittern umgeben, freilich nicht den Blick und die Naſe, aber doch die Füße der Lebendigen ausſchließen. Sind dieſe ſchmalen Wege etwa leer? Nein, ſie ſind es nicht oder höchſtens für den, der, in ſein Buch vertieft, nichts ſieht. Aber ich merke die leiſen Fußtritte der Geiſter, es ſind die Engel der Blumen. Wie könnten ihre Zöglinge ſonſt ſo friſch, ſo geſund ſein? Hier ſtreifen ſie mit leichter Hand ein welkes Blättlein ab, wie wir verſtohlen, daß ſie's ja nicht merkt, ein graues Haar unſerer jungen, melancholiſchen Freundin aus den Locken ziehen. Dort entfernen ſie ſorgfältig auch den kleinſten Gamin, der ſich in Geſtalt eines Unkräutchens einführen will. Einige ſticken mit jenen Damen um die Wette die roſenrothen Malven, andere gießen aus zierlich vergoldeten Flacons Monſieur Honbigond's ſüßeſte Parfums über das Geisblatt und die Roſen aus. Noch andere amüſiren ſich und laufen hinter den Schmetterlingen her, und wieder andere ſitzen ſtill, auf die Kniee gebeugt, und weinen über ein zartes blaues Blümlein, das vertrocknen will, und dieſe Thränen der Liebe beleben es wieder.

Nun haben wir zuletzt noch die Gäſte zu beſuchen, die weder beweglich, noch unſichtbar ſind, nämlich die

ſteinernen Gäſte. Sie ſind die einzigen permanenten, denn wie die lebendigen dort ſchon nach 9 Uhr nicht mehr zu finden ſind, — man ſchließt die Tuilerieen im Winter ſchon eine Stunde früher zu, — ſo haben auch unſere Blumengeiſter natürlich hier keine bleibende Stätte im Winter. Doch unſere ſteinernen Freunde, wenn einmal der Meißel des Künſtlers ſie aus der Schattenwelt wieder hervorgerufen hat, ſind weder an die Stunde, noch an die Jahreszeit gebunden, und wer kann die Millionen zählen, die noch vorübergehen oder bewundernd ſtill ſtehen werden, ehe der Zahn der Zeit auch hier mit raſtloſer Mühe ſein Geſchäft vollendet hat?

Jetzt aber iſt Theſeus noch immer im Kampfe mit dem Minotauren begriffen. O ſollten nicht alle die verführeriſchen Ariadnen dort drüben ihnen Muth genug einflößen, zu kämpfen bis an der Welt Ende? Noch immer liegt Prometheus an den Felſen geſchmiedet, aber ſchon hat der Pfeil den Geier getroffen, und die Wunde iſt nun auf ewig geheilt. Könnten wir nur ſeine Feſſeln löſen! Aber der Künſtler hat ſie zu feſt geſchmiedet, und dieſe Orangenbäume, ſo hoch ſie auch ſind, ſchützen Prometheus doch vor der Sonne nicht. So bezahlen wir Sterblichen oft mit ewiger Qual einen Götterfunken, vom Olymp geholt!

Worauf ſinnt Perikles? Da liegen ſchon neue Pläne, auf Papier gezeichnet, hinter ihm. Louis Philipp von den Fenſtern ſeines Palaſtes aus erräth gewiß ſeine Gedanken und läßt ſie zur Ausführung bringen, denn auch er hat ſeine Phidias, die noch immer harmoniſch ihre

Meißelmuſik erſchallen, wenn gleich jener dort unbeweglich den Hammer in der Hand hält. — O holder Friede, ſüße Eintracht, weilet, weilet lange über dieſer Stadt, damit der eherne Klang der Waffen, vom Genius des Krieges am Arc de l'étoile aufgeregt, nicht den heiteren Kunſtklang verſcheuche. Aber welche traurige Prophezeihung leſe ich unter jenem Laboureur, der, auf ſeinen Pflug gelehnt, ausruft: „Un jour le laboureur entendra retentir les casques des héros!“ Spartacus, was blickſt du ſo düſter und mit drohender Geberde nach dem Palaſte hinauf, die Muskeln noch krampfhaft angezogen von der Gewalt, mit der du eben deine Ketten zerriſſen? Nimm dich zuſammen, laß deine Wuth nicht ausbrechen, denn du fandeſt deinen Platz hier nur wenige Tage vor der Julirevolution, und die hat nun das Ihrige gethan. Hat Louis Philipp dich gefürchtet und dich verweiſen wollen? Aber er iſt ja nur ein Bürgerkönig. — Gott erwecke uns zur Zeit der Noth einen Themiſtokles, wie wir ihn dort ſtehen ſehen, ſtolz auf ſeine Thaten. Auf ihn trauend reihen ſich in Luſt und Genuß die Nymphen und Jäger, die Diana, Venus und Flora unſerem Griechen gegenüber und vor dem Palaſte, als ſeien ſolche Göttinnen ſeine treueſten Wächter, und wer wollte ſie auch anfechten? Sollte es ja einem einfallen, ſo haben wir unmittelbar vor dem Eingange der Tuilerieen auch noch den Sichelſchleifer von Bronce. Wie lange ſitzt er ſchon ſo und ſchleift! Dieſe Schärfe würde gewiß Jedem Angſt machen. Die Venus Pudica auf ihrer Schildkröte ſitzt ihm gegenüber,

ihr langes und naſſes Haar mit den Händen kämmend. Sie ſind von Keller gegoſſen. Laſſet uns muthig noch einer anderen Broncegruppe am ſüdlichen Eingangsthore nahen, ich meine den Löwen von Barye. Er zeigt zwar ſein ganzes Gebiß, er ſchäumt, er bäumt ſich, aber er denkt nicht an uns, denn er hat ſo eben einen furchtbaren Feind bezwungen, eine Schlange, die ſich noch unter ſeinen Tatzen krümmt, und Angſt, Freude, Triumph, Kraft, dieß Alles drückt die Geſtalt und Phyſiognomie des Löwen aus.

Spaziergang in den Champs Elysées am Sonntag-Abend.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmliſche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode ſtreng getheilt,
Alle Menſchen werden Brüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Ja, feuertrunken vom flackernden Gaſe fliehen wir dir nach, o Freude, in allen deinen mannichfaltigen Geſtalten durch die langen Alleeen deines Mutterlandes weiter und weiter. Hier ſchiffen wir uns ein mit dir in der „flotte aérienne;“ hoch fliegen die bewimpelten Schiffchen, auf und nieder wirft uns die Luftwelle. Lampenſterne über uns. In dichten Reihen ſteht das Volk und giebt deinen Wiederſtrahl zurück, o Himmliſche!

Digitized by Google

Aber ehe noch die Luftſeekrankheit dich ergreift, ſchnell den Fuß auf die kleine Luftbrücke geſetzt, die Treppe hinunter geſchwebt. Dir nach, dir nach!! Und ruhig dein Köpflein neigend, ſtehſt du vor einem jener Feenpaläſte, hier Cafés genannt, inmitten der runden Tiſche und Stühle, wo von rothen Mündchen und bärtigen Lippen Limonade und der beliebte Abſynth geſchlürft wird, wo weiße Hände die Brioche brechen und das Hutband gelöſt iſt, um den tonbewegten Luftwellen deſto freieren Eingang zum Ohre zu verſchaffen. Da ſtehſt du und horchſt aufmerkſam dem leiſen Harfen- und Guitarrenconcert zu, das von einer erhöhten Tribune herab klingt, — Nachtigallengezwitſcher auch miſcht ſich darunter, aus der Kehle eines fetten, breiten, männlichen Körpers bringend. Da plötzlich geht ein großer Stern aus tauſend Lichtern vor dir auf, deine Augen werden geblendet, und du eilſt hinweg zu einem noch ſchöneren Tempel dieſer Art, in das Café des ambassadeurs, wo eine rauſchende Militairmuſik vom Balcon herunter alle anderen Töne ertränkt. Unter Cypreſſen und grünen Sträuchern werden dieſe Töne geboren und fallen auf die zahlloſen Gruppen der Gäſte vor dem Hauſe und auf die horchenden Ohren der Eis eſſenden, Limonade trinkenden, Kaffee ſchlürfenden Menge, die innerhalb der Einfaſſung des Café ſitzt, und ergötzen den dichten Haufen, der ſtehen geblieben iſt, um das Stück zu Ende zu hören, oder die lange Reihe Derer, welche in der Hauptallee ſelbſt ſitzen. Hier iſt dein heiliges Zauberband feſt geknüpft, o Freude, hier ſind deine

Töne Niemandem verwehrt, hier ſtreift die Blouſe dicht an dem Florkleide vorbei.

Die Dämmerung iſt noch nicht ganz vorüber, und ſo lange ſie dauert, lehnſt du, wie du ſchon den ganzen Nachmittag gethan, dich an die weichen Kiſſen der offenen Chaiſe, in weißes Mouſſelin gehüllt, mit Roſen geſchmückt, kurz wie eine Sultanin. Auch den Zügel der Pferde leiteſt du mit deiner ſanften Hand, ganz langſam, nach Luſt und Gefallen. Nun ſeh' ich dich wieder in langem, flatternden Reitergewande, deines Pferdes Schläfe geſchmückt mit Roſetten, himmelblau wie deine eigene Cravatte, von den ſtattlichen Cavalieren umgeben, dahinfliegen. Hier wird dein ſanfter Flügel zum Galopp, du ziehſt deine Schweſter, die Wonne, mit fort, hinein in das Bois de Boulogne, wenn's nicht ſchon zu ſpät iſt.

Aber ſelbſt in einem Fiacre magſt du wohnen; heute braucht das beſcheidene bürgerliche Paar ſeine Beine nicht anzuſtrengen, um die Luft deines Gefildes zu genießen. Aber, o du Schalkhafte, da ſeh' ich dich in einem Omnibus, denn auf einem der ſechszehn beſetzten oder nicht beſetzten Plätze mußt du doch wohl ſein.

Was hör' ich? Peitſchengeknall, Pferdegetrappel. Es iſt die Mallepoſt; in raſtloſem Galopp geht dieß immer und ohne Aufhören; ſoll da die Freude nicht auch ein Eckchen haben, wo man ſo bald am Ziele ſeiner Wünſche ſein wird? Aber wir laſſen den breiten Fahrweg und kehren zurück zu den volkreichen

Alleeen, die jetzt ſchon der goldgeſtickte Schleier der Nacht deckt. Wo biſt du nun, du flatterhaftes Kind? Ja ein Kind biſt du und bleibſt du; denn ich finde dich ja zwiſchen den Reihen der Kleinen, die im Halbkreiſe mit offenem Munde vor dem Pulcinello-kaſten ſitzen. Welche Luſt! Auch große Leute erfreuen ſich daran, und viele Soldaten ſtehen rings umher. Nun meinſt du wohl, all das Galoppiren zu Pferde, das Treiben in den Equipagen, das Rundum in den Carrouſels, das Schiffen in der „flotte aérienne," das Stehen vor dem Café des ambassadeurs und dem Café Morel, das Lachen vor'm Theater u. ſ. w. könnte dich mager gemacht haben und ſchwach. Darum ſchnell, um dich zu beruhigen und deines Gewichtes zu verſichern, nimm hier die Einladung an: „Venez, Madame," und ſetze dich in dieſen eleganten hängenden Lehnſtuhl im Hinter-grunde. „A la juste balance" iſt der Titel und die Empfehlung. Allons! du wiegſt noch immerhin deine 100 Pfund, darum können wir's wohl noch etwas länger machen. Doch vorerſt noch verſuche die Kraft deiner Muskeln. Hier bietet dir der Dynamomètre pulmonaire eine Gelegenheit dazu. Schlag mit deiner Fauſt kräftig auf dieß hohe Kiſſen, und es wird ſich erweiſen. Der Zeiger weiſt auf ....

„Allons! Faites une partie de rouge et noir, Madame, pour gagner des macarons. Deux coups pour un sou." — „Je veux bien." — Du biſt al-lenthalben dabei. „Le rouge." — Die Kugel iſt los-gelaſſen und ſchießt auf dem bunten durchlöcherten Brete

umher, neckend in einem ſchwarzen Loche ſtillhaltend und dann doch noch weiter ſchießend bis zu deinem rothen, „car c'est sûr, le rouge gagne toujours.“ Da gewinnſt du ein halbes Dutzend Makronen, luftig auf Papier getröpfelt. Noch einmal! Die Kugel fliegt und ruht am Ende wieder in einem rothen Neſtlein. Noch ein halb Dutzend Makronen. Du hätteſt auch ein Bild dafür haben können, die Portraits des Prinzen Albert und der Königin Victoria, oder eines anderen königlichen Paares, wie ſie hinten in reicher Auswahl am Rücken des Zeltes hängen; aber beinahe immer biſt du gierig und zieheſt Eßwaaren vor. Vielleicht gelüſtet es dich auch noch nach einem der „pains d'épice“ unter jenem Zelte; ſie ſind ja mit Mandeln geſpickt und ſehen gar lachend aus. Oder willſt du ein Stück „sucre d'orge“ oder kernfeſtes „Nougat“ vom bärtigen Griechen?

Iß dich ſatt und dann mach' dir eine kleine Bewegung. Hier kommt eine reizende kleine Kinderchaiſe, mit vier Ziegen beſpannt, eben in deinen Weg. Du bezahlſt vier Sous und ſetzeſt dich hinein und haſt dazu einen Kutſcher en miniature, der, von einem vernünftigen Manne geleitet, dich recht bedächtig durch die Reihen der Spaziergänger hindurchfährt. Es giebt zwei ſolcher Chaiſen mit Ziegengeſpann in den Champs Elysées und außerdem einen Omnibus en miniature. Dieß hat die Freude gut eingerichtet für die Kinderwelt.

Wohin führen dich aber die munteren Ziegen? Zu Franconi, damit du dort noch wildere Thiere ſeheſt? Dahin kann ich dir nicht folgen, du Nimmerſatt wirſt

mir zu lange bleiben, und dann ſehe ich auch die lange Queue vor der Thüre, die mich abſchreckt; ſo ſtehl' ich mich denn für heute Abend aus deinem Bunde.

Die Champs Elysées am Morgen.

Am frühen Morgen ſind die Champs Elysées nüchtern, man könnte ſagen, ſie ſchlafen bis ſpät in den Mittag hinein; ihre eigentliche Toilette legen ſie erſt gegen drei Uhr an, und im Abendputze ſind ſie am glänzendſten.

Wer erkennt die kokette Schöne in der Morgenhaube wieder? Ihre Wangen ſind eben deßhalb ſo blaß, weil ſie ſich am Abende zu ſehr angeſtrengt, zu viel gelacht, zu laut muſicirt, zu viel converſirt hat. — Die langen Alleeen ſind leer, nur hier und da ſieht man einen Arbeitsmann mit einem Stücke Brot unter'm Arme. Auf dem breiten Fahrwege werden die Reitpferde der hohen Herrſchaften eingeübt, und Breakers, wie man ſie in England nennt, zeigen ſich mit ihren Neulingen, die ſich gegen ihr Joch ſträuben. Man begegnet wohl auch einer einzelnen Bürgerfamilie, die eine weite Landpartie beabſichtigt, einer Frau im reinlichen Sonntagskleide mit einem großen Cabas über dem Arme, einem Mann mit einer kurzen thönernen Pfeife im Munde und einem oder zwei Kindern. — Hier öffnen ſich die Thüren Franconi's, und die ganze Pferdegeſellſchaft ſpaziert heraus, um die gerade und natürliche Linie einmal für die gewöhnte runde zu vertauſchen.

Die Springbrunnen haben ihren rieſelnden Mund noch nicht aufgethan, Alles iſt todt und ſtumm. Es iſt wie eine Windſtille auf dem Meere.

Aber bei der großen Fontaine im Rondpoint iſt etwas Leben. Die Arroſoirs ſtehen im Halbkreiſe umher, und man iſt ſehr geſchäftig, ſie zu füllen. Wohlthätiger Gedanke: „à bas la poussière!“

Die Straßenfeger gehören ferner zu den Geſchäftigen, und wer wollte ihnen nicht dankbar ſein? „La flotte aérienne“ ruht mit ihrem bunten Segelſchiffchen in der Luft. Laßt ſie ſchlafen! Hat ſie nicht geſtern manch „Liebchen und uns bis an der Welt Ende“ getragen? — All die Zelte ſind nur Gerippe; aber dort ſehe ich ſchon einen Schiebkarren ankommen, beladen mit Reifen, Peitſchen, Bällen, Puppen u. ſ. w. für die Pariſer Jugend und die Tuilerieenkinder. Die Frau dort hängt alle Morgen ihre lockende Waare aus, und wer weiß, wie lange noch die Kleinen peitſchen, laufen und jubeln werden ohne Ende, fort und fort wie ihre Reifen. — Die beiden hübſchen Cafés ſind nun gar wahre Todtenkammern; ich wette, alle Garçons ſchlafen noch. — Sind dieß die ſummenden, ſingenden, blaſenden Bienenkörbe von geſtern Abend? War hier mein Auge geblendet vom Lichterglanze? Drehten ſich hier die funkelnden Sterne? Leer ſtehen die runden Tiſchlein, wo die Limonade und der Abſynth gequollen und die Brioche geblüht. Gleich Thürmen ſind die Stühle auf einander gepackt, die uns ſo viel erzählen könnten, hätten ſie nicht Stroh

im Kopfe. Dieſe kleinen Strohſtühle flößen mir einen ganz beſonderen Reſpect ein, und ich glaube, auch den Dieben geht es ſo; denn hier ſtehen dieſe Stühle nicht allein in dem offenen Vorplatze oder Vorhofe der Cafés, ſondern auch ohne alle Einzäunung allenthalben in den Champs Elysées die ganze Nacht hindurch, ohne angetaſtet zu werden. Es iſt wohl ihr geringer Werth, der ihre Exiſtenz ſichert, und eben weil ſie ſo klein und einfach ſind, verwundert es uns ſo, die elegante Welt darauf Platz nehmen zu ſehen. Wer kann leugnen, daß, ſo klein ſie auch ſind, ſie doch eine bedeutende Rolle in der Pariſer Welt ſpielen. — Dieſen Morgen aber ſind es, wie geſagt, ſtumme Stuhlberge, ſeelenloſe Gerippe. Wahrlich es kommt uns vor, als ob das Café mit ſeinen bunten Inſchriften von „Punch à la romaine, glaces et sorbets, déjeûners et soupers, billard“ ſich über ſie moquire. Oder meint es, damit jenen Chiffonnier einzuladen, der dort fleißig den Kothhaufen mit ſeinem Haken (croc) umwendet? Aber nein; er ſieht auf nichts als auf ſeine Papierſchnitzel, — ich habe immer bemerkt, daß der Chiffonnier der allerfleißigſte Arbeiter iſt, — und zudem findet er etwas, was ſeine Zunge anlockt, ja, er beleckt ein Papier. Unglücklicher! es iſt vielleicht ein Stück „sucre d'orge“ darin eingewickelt geweſen oder Makronen haben darauf geklebt, die immer etwas zurücklaſſen. „O misère!“ — Doch laßt uns die düſteren Gedanken verſcheuchen; denn da ſind wir auf der Place de la Concorde angelangt, und die glänzt immer wie eine große Sonne.

Im Bois de Boulogne.

Die Champs Elysées, der Jardin des Tuileries, der Jardin du Luxembourg und der Garten des Palais Royal ſind alle Stadtkinder, obgleich an Blumen und Beſuchern reich; wer reinere Luft genießen will, der muß ſich ſchon etwas hinaus jenſeits des Arc de l'étoile bemühen. Dort ſind die grünen Bäume des Bois de Boulogne, und unter ihnen fehlt es niemals an Leben und Bewegung, vom Sonntage nicht einmal zu ſprechen, denn da möchte der Staub uns verhindern, deutlich zu ſehen. — Ich ziehe es vor, an einem Wochentagsmorgen mit meinen Freunden und einem Buche in dieß Gehölz zu gehen. Dort nimmt man im erſten beſten Café einen Stuhl für zwei Sous, ſetzt ſich im Schatten unter einen Baum und lieſt, ohne den einzelnen Spaziergängern oder den Gruppen, die ſich oft nicht fern von uns in's Gras lagern, viel Aufmerkſamkeit zu widmen. Denn was finden wir da? Blaukittel, die uns bei Tage nicht erſchrecken, deutſche Handwerker, deren Jargon uns, mit dem Klange des civiliſirten Franzöſiſch im Ohre, ziemlich unangenehm berührt, dann Mütter mit ihren ſpielenden Kindern, oder auch eine Dame, die wie wir auf einem Stuhle ſitzt und lieſ't, neben ihrem Manne, welcher im Graſe liegt und ſich auf andere Weiſe ſo gut wie möglich kurzweilt oder langweilt, „c'est selon!“

Die Kuchenhändler, die wie Kometen unerwartet allenthalben unter den Bäumen hervorſchießen, fertigen wir mit kurzen Worten ab: „Je n'aime pas les gauffres,

merci.“ — „Ah c'est bien malheureux“ iſt die Antwort — und wir leſen weiter, bis die Stunde der eleganten Welt ſchlägt, zwiſchen zwei und drei Uhr. Nun ſpeien die elyſäiſchen Felder ihre Cavalcaden aus — darunter engliſche Amazonen — und ihre offenen Equipagen, die langſam vorüberziehen und tiefer im Gehölz ſich oft ihres Inhalts entladen, damit ſich die zarten Füße ein Bißchen ſtrecken können.

Das Bois de Boulogne verzweigt ſich in viele Wege und Stege; es ſind nicht mehr die ſteifen Alleeen der vorhin genannten Städterinnen, und darum hört hier aller Zwang auf. In der That, man ſieht hier große Wildheit. Damit will ich auf die privilegirten Reiter dieſes Ortes anſpielen, die bei der Porte Maillot aus dem verſammelten Haufen von Gäulen und Eſeln ſich einen auf eine oder zwei Stunden ausſuchen und dann den größtmöglichen Nutzen aus ihrer Zeit ziehen, indem ſie die kleinen Thiere eine Allee im Galopp hinunterjagen und die andere wieder hinauf. Es giebt auch Damen oder „soi-disantes,“ die dieſes Manöver auf ihren Eſeln nachahmen, und in dieſem Augenblicke ſehe ich ein himmelblaues Gewand flattern, einen Roſahut, nur mit dem Bande am Halſe ſich anklammernd, weit hinterher fliegen und einen weißen Shawl den Schwanz des Eſels umſchließen.

Unter den Reitern des Bois de Boulogne giebt es der Carricaturen genug, denn die Pferde, die man dort findet, ſind von keiner noblen Race, und die Reiter oft nicht viel beſſer.

Es giebt komiſche Scenen genug, wenn ein ſolches unglückliches Thier, mit der Peitſche angetrieben, muthig ausſetzt und dem noch unglücklicheren Reiter den blaſſen Tod in die Wangen jagt, denn er hat vielleicht nie zuvor ſo hoch gethront. Es geht dann freilich weiterhin gelaſſeneren Schrittes; aber wenn unſer Mann dennoch, trotz ſeinem Unverſtande und des Thieres Eigenſinn, ſeinen Kameraden folgen will, ſo giebt es manchen ganz intereſſanten Sturz. Am luſtigſten iſt es, die Kinder auf ihren Eſeln zu beobachten, wie ſie laut ſich freuen und wie ſie die weite Allee im Zickzacke durchtraben. Man ſieht auch wohl eine Mutter mit ihrem kleinen Kinde auf dem Schooße ſich eine ſolche Bewegung machen, auf dieſe Art, wenn man den Führer als Joſeph nehmen will, das Bild der ägyptiſchen Flucht darſtellend. Eine andere Mutter geht eilenden Schrittes im Seitenwege, damit ſie ihr Söhnlein, das ihr voran trottirt, nicht aus den Augen verliere. Sie iſt in Schwarz gekleidet und der Knabe ihr einziger Troſt. — Dort trägt ein Schimmel eine blaſſe Dame, bedächtig und ruhig; ſie will ſich durch dieſe Bewegung in der reinen Luft des Gehölzes die friſche Farbe der Geſundheit wieder verſchaffen.

Vor dem nicht ſehr eleganten erſten Café mehren ſich die Gruppen um die runden Tiſche, die Garçons kommen in Bewegung und laſſen ihre Bierflaſchen paſſen, die kleinen Körbe mit „brioches“ und „flûtes“ fliegen umher, und hier langt vielleicht eine ganz zarte Hand hinein, während in kleiner Entfernung davon die kurze

thönerne Pfeife im Munde ſchwebt. Weiter hinauf im hübſchen Pavillon, von deſſen oberen Fenſtern man eine entzückende Ausſicht hat, ſieht man durch die Bäume Geſellſchaften an langen Tiſchen unter fröhlichem Geſchwätze ein Diner al fresco einnehmen. Und noch weiter hinauf giebt es noch immer viel Leben und Fahren und Reiten bis zur Dämmerung. Schlägt man aber einen von den vielen ſich ſchlängelnden Fußpfaden ein, ſo darf man nicht darüber erſchrecken, ganz unverhofft einen Blaukittel in tiefem Schlafe liegen zu ſehen. Man weicht ihm immer weit aus, wenn gleich das Geſicht, das der Erde zugekehrt und noch mit dem Arme bedeckt iſt, ganz ehrliche Züge haben mag. Der Ruf der Blouſenmänner iſt einmal dahin, und Nachts könnte dieſes ehrliche Geſicht ſich leicht in ein mörderiſches verwandeln. Indeß iſt es noch weit von der Geiſter-, Diebes- und Mörderſtunde, und die Kinder können noch ein Weilchen „au génie" ſpielen, eine Art Verſteckenſpiel, wobei der, welcher ſich verſteckt und von den Anderen geſucht werden muß, „le génie" heißt. Ich liebe das Spielchen ſchon des Namens wegen und noch mehr wegen der Luſt, welche es den Kleinen einflößt. Der Genius verſteckt ſich ſo weit abwärts wie möglich, während alle Anderen wegzucken. Nachdem er ihnen ein Zeichen gegeben, fliegen ſie nach allen Seiten hin, ihn zu ſuchen und ihn vom Platze des Rendezvous abzuhalten. Oft erſcheint er lange nicht; endlich kommt er hervor und bemüht ſich, alle ſeine Kameraden zu fangen. Wir Vernünftigen ſehen dem Treiben von einem kleinen Hügel herab zu,

und ich contraſtire in meinem Geiſte mit dieſem Genius und den rennenden kreiſchenden Kindergeiſtern die böſen Nachtgenien des Bois de Boulogne, die hartnäckigen Pferde- und Eſelgenien, die ſchmauſenden Genien, die wohlerzogenen und eleganten Genien, von denen einer nach dem anderen unter demſelben Zenith paſſiren mag. Wenn ein ſolcher Punkt ſichtbar wäre wie ein Stern, ſollte er nicht wechſelsweiſe erblaſſen und ſich höher färben, abwechſelnd erbeben und milde, ruhig blicken, von der Bewegung elektriſirt, die ihm von unten mitgetheilt wird?

Aber ein deutſches Lied erhebt uns, wenn es möglich iſt, noch über den irdiſchen Zenith hinaus, und ſo kehren wir im Angeſichte des Mont Calvaire um und ſingen zweiſtimmig: „das menſchliche Leben eilt ſchneller dahin als Räder am Wagen, als Räder am Wagen u. ſ. w.," während die eleganten Equipagen an uns vorüber eilen, und die, welche darinnen ſind, leider vom Getöſe ihrer Räder verhindert werden, unſere heilſame deutſche Philoſophie zu vernehmen. Und ſo geleiten uns eine nach der anderen alle die trauten Heimathstöne. Wäre die Luft getreuer und könnte ſie unſere Strophen bewahren, ſo würden vielleicht die nächtlichen Beſucher dieſes Ortes, dieſen unſchuldigen Worten Gehör gebend, ihre böſen Gedanken bei Seite legen.

La Place du Trône et le Bois de Vincennes.

Wir hatten uns heute vorgenommen, die Place du Trône, die ſich ſo rund und keck auf unſerem Plan de Paris darſtellt, und das benachbarte Bois de Vincennes zu beſuchen. Es gehört ſchon etwas Muth dazu, an einem heißen Morgen von dem Arc de l'étoile aus dieſe Tour zu unternehmen, denn die Barrière du Roule, wo man ſich in den Omnibus ſetzt, liegt am äußerſten Nordweſten von Paris, und die Barrière du Trône, wo man wieder ausſteigt, im eigentlichen Südoſten. Man traverſirt alſo Paris buchſtäblich von einem Ende zum anderen, und das für ſechs Sous, mittels der Correſpondenzeinrichtung. Ferner gehört Muth dazu für drei Damen, ſich allein in das berüchtigte Bois de Vincennes hineinzuwagen. Es ſei dort ſelbſt am Tage nicht geheuer, ſagt man. Und klang es uns nicht noch ganz friſch in den Ohren, was wir neulich in dem Wachsfigurencabinete auf dem Boulevard du Temple gehört hatten: „Voilà le petit garçon, qui a été assassiné dans le bois de Vincennes.“ — „L'homme, qu'on a trouvé tel et tel jour tué dans le bois de Vincennes.“ Alſo das Bois de Vincennes iſt eine noch viel ſchlimmere Mördergrube als das Bois de Boulogne, und dieß iſt kein Wunder, denn es lehnt ſich an das alte Paris, wo jetzt die niedrigſte Volksklaſſe wohnt, während das letztere eine Fortſetzung des faſhionablen Theils iſt. In dem einen promenirt, fährt und reitet die elegante Welt, in dem anderen bewegt ſich die niedere Volksklaſſe. Sie

ſind alſo die beiden Antipoden oder Pole von Paris. Indeß iſt das Gehölz von Vincennes keineswegs unintereſſant. Mir ſcheint ſelbſt, daß es romantiſchere Partieen aufweiſen könnte als das berühmtere und hochgefeierte Rivalgehölz.

Aber laßt uns vorerſt ſehen, wie wir dahin gelangen. Wie geſagt, der Weg iſt lang, und mannichfaltig ſind die Gegenſtände, die vor unſerem Auge vorüberfliegen. Da geht es die Rue du faubourg du Roule hinunter, vor dem Hôpital Beaujon und der Kirche St. Philippe du Roule vorbei, dann in das Faubourg St. Honoré und die Rue St. Honoré an den ſchönen Läden vorüber, wo man, wenn man aufpaßt, einen Blick vom ehrwürdigen Invalidendome und vom Obelisken haben kann, während man zur Madeleine hineinbiegt, wo an der Station eine Metamorphoſe der Omnibuseingeweide vorgeht. Wir bleiben aber ſitzfeſt, denn die Boulevards dürfen uns heute nicht verleiten, und wir laſſen es uns gefallen, wieder in die nimmer endende Rue St. Honoré zurückzukehren, um vor der Place Vendôme Napoleon unſere Verbeugung zu machen und auf der anderen Seite durch Nebenſtraßen einen grünen Hoffnungsſtrahl aus den Gärten der Tuilerieen zu bekommen.

Endlich geht's neben der Place du Carrousel in eine enge Gaſſe; dort müſſen wir unſeren Omnibus du Roule verlaſſen und mittels unſerer „billets de correspondence“ einen anderen auf der Place Carrousel beſteigen.

Bei dieſem Wechſel der Omnibus kommt es darauf an, ſchnell zu ſein; ein zögernder Schritt kann dir deinen Platz rauben, denn wer zuerſt kommt, wählt zuerſt. Es geht Alles nach der Nummer. Und wie langweilig iſt es, wenn man ganze zehn Minuten in der Office auf den folgenden Wagen warten muß! Endlich haben wir unſeren Platz gefunden und kutſchiren oder chaſſiren — denn in einem ſolchen Fuhrwerke geht's ja immer von der Seite — wieder an dem Triumphbogen vorbei, der hier den Eingang des Tuilerieenhofes bildet. Hier brennt die Sonne am heißen Mittage ohne Erbarmen; hier klopft ja auch die Herzader von Paris zwiſchen den drei Paläſten (den Tuilerieen, dem Palaisroyal und dem Louvre). Doch laßt uns dieſe Carrouſelhitze mit dem Anblicke der Seine abkühlen, es geht auf den Quai du Louvre hinauf vor dem Pont des arts vorbei. Dann kommt der Pont neuf, der nach der Isle de la Cité führt, und hier fängt Paris an, ein anderes Geſicht zu zeigen; es iſt nicht mehr das freundliche lächelnde Antlitz der Champs Elysées, das der Place de la Concorde, der Tuilerieen, der Madeleine, des Louvre, des Palais royal u. ſ. w., es iſt ein faltenreiches, altergraues und düſteres. Hier beginnt das ächte Gewimmel, die Straßen werden ein unentwirrbares Netz, und da winden ſich die Mystères de Paris herum. Wir aber bleiben einſtweilen auf dem Quai de Messagerie, nachdem wir die Reiterſtatue Heinrich's des Vierten und die verſchiedenen „écoles de natation“ an dem belebten Pont neuf haben liegen laſſen, blicken

nach der düſteren Conciergerie hinüber und ſchenken der unglücklichen Marie Antoinette, die hier ihre letzten Stunden verbrachte, ein mitleidiges Andenken.

Notre-Dame ſendet uns einen ehrwürdigen Gruß, und links laſſen wir das Hôtel de Ville auf dem Place de la Grève, revolutionairen Andenkens, liegen. Nachdem wir den Pont Louis Philippe paſſirt, verlaſſen wir den Lauf des Fluſſes und biegen in die Rue St. Antoine ein, ſehen im Vorüberfluge den Eingang auf die Place royale mit ihren rothen Backſteinhäuſern und gehen nun gerade auf die Place de la Bastille zu. Dort giebt es nun nichts mehr zu erſtürmen, wohl aber zu klettern bis zum Genius der Freiheit, der leicht und luftig ſich ſchwingt über dem Grabe der Opfer, die er gefordert hat. Sollte wohl, damit er nicht zu hoch fliege, der ſchwerfällige und erdegefeſſelte Elephant von Gyps ſich dort unten halten? In ſeinem eigenen Schutthaufen ſteht dieſer Koloß, der zu einer Fontaine beſtimmt war, da. Man möchte Louis Philipp bewegen, die Idee Napoleon's auszuführen, ehe dieſes Modell ganz zu Grunde geht. Ein Rieſenelephant als Fontaine, das Waſſer aus ſeinem Rüſſel emporwerfend, ſcheint mir eine gar hübſche und neue Idee, wenn gleich ſie Manchem hätte kommen können, der ſich aus ſeiner Kindheit der Geſchichte des Schneiders und des Elephanten erinnerte. Wir könnten dann den letzten Theil derſelben an manchem ſchönen Kleide wiederholt ſehen. Und den Thurm des Elephanten zu beſteigen, würde gewiß kein geringes Vergnügen ſein.

Es iſt noch eine gute Strecke Weges bis zur Place du trône durch die Rue du faubourg St. Antoine, die nicht ſchön iſt; der goldene „Génie de la liberté“ begleitet uns treu.

Die „Chantiers“ (Holzhöfe) von Paris fielen mir immer auf, doch ganz beſonders feſſelte der bei der Place de la Bastille meine Aufmerkſamkeit. Höchſt ſyſtematiſch und künſtlich in allerhand Figuren iſt das Holz in allen dieſen Chantiers aufgebaut. Man ſieht Sterne oder Namenszüge u. ſ. w. darin, durch Querbalken gebildet. In einem der Haufen waren einfache Quarrés formirt, und in der Mitte war eine Niſche oder Oeffnung gelaſſen, in welcher Napoleon's Büſte ſtand, ebenfalls aus Holz geſchnitzt. Alſo auch die Holzverkäufer in Paris haben Kunſtgeſchmack und Heldenliebe.

Nun ſind wir auf der Place du trône angelangt. Place du trône, das klingt ſehr glänzend, aber der Platz iſt eine wahre Wüſte. Zwei große Säulen ſehen wir da mit einem Gerippe von Gerüſten rings umher, da man jetzt beſchäftigt iſt, ſie zu ſculptiren, und kleine Bäume am Rande, unter denen Blouſenmänner liegen. Einige ſagen, daß ein Bronce-Elephant nach dem oben erwähnten Modelle hier placirt werden ſoll, und mir däucht, er würde hier wohl an ſeinem Platze ſein, und man könnte dann die Barrière du trône mit einigem Rechte als Pendanten zu der Barrière de Neuilly nehmen, wo der Arc de triomphe de l'étoile ſich befindet.

Mir fällt eben ein, daß es ſehr viele ſolcher Pendants in Paris giebt, z. B. den Place royale und

das Palais royal, die Vendômeſäule und die Juliſäule, den Tuilerieen- und den Luxemburggarten, die Chambre des Députés und die Chambre des Pairs, Notre-Dame und die Madeleine, das Bois de Boulogne und das Bois de Vincennes, Montmartre und Père Lachaise.

Die Avenue de Vincennes erinnert etwas an die Avenue de Neuilly und iſt doch ſo verſchieden von derſelben, wie nur möglich. Im Weſten (Avenue de Neuilly) breiten ſchöne Alleeen, lachende neue Häuſer, Reihen von Wagen und Beaumonde, die nach der Porte Maillot, dem Eingange des Bois de Boulogne, oder weiter hinaus nach Neuilly ziehen, ſich aus. Im Oſten, in der Avenue de Vincennes, giebt es noch größere breite Alleeen, aber die Bäume ſind ganz grau vom Staube, — Fuhrwerke, aber nichts als Omnibus, „Accélérés, Chars-à-banc," — auch einzelne Häuſer mit Gärtchen zwiſchen den Schänken, aber ſie liegen tief und ſehen altmodig, halbzerfallen aus, die Gärten ſind unordentlich, mit kleinen Grotten, chineſiſchen Tempeln und affectirten Labyrinthen verſehen, hier und da iſt Alles mit handhohem Staube beladen, nichts Anziehendes. Der Fußgänger ſind hier wenige, die Anzüge der armen Kinder mit ihren abgetragenen Sammetſpencern und ihren verblichenen ſeidenen Kleidern erinnern an den Temple; ſie ſind gewiß von dieſem Trödelmarkte, der nicht gar fern von hier.

Von Weitem ſieht man große Felder mit Kürbiſſen. Man ſollte ſagen, hier wären Rieſenſchlangen geweſen und hätten ihre Köpfe zurückgelaſſen. Nie habe ich ge-

ahnt, daß Kürbiſſe einen ſolchen Umfang erreichen könnten, wie es hier der Fall iſt. Allenthalben ſieht man ſie in den Fruchtläden von Paris ausgeſtellt, und die geringen Leute laſſen ſich ein Stück für einen oder zwei Sous herausſchneiden, aus dem ſie ſich eine Suppe kochen.

Der Eingang in das Bois de Vincennes iſt lange nicht ſo großartig als die Porte Maillot. Doch nun ſind wir da und haben Schatten. Wir ſpazieren weiter und finden es recht hübſch hier, trotz aller Mordgeſchichten und trotz der verdächtigen Phyſiognomie, die jeder arme Blouſenmann, dem wir begegnen, in den Augen meiner Begleiterinnen hat. Ueber eine kleine Pforte gelehnt, die nach einem ſchlängelnden Feldpfad führt, finden wir einen Herrn und eine Dame, welche die maleriſche Ausſicht betrachten, und ein niedriger Thurm zeigt ſich zwiſchen grünen Bäumen ziemlich nah; es iſt das berühmte Château de Vincennes, und von neun anderen Thürmen iſt dieß der einzige übrig gebliebene. In der Geſellſchaft dieſer Neugierigen traten wir nun unſeren Spaziergang zum Schloſſe ſelbſt an. Der Wald entwickelt ſich und zeigt romantiſche Stellen. Es hält hier eine leere Equipage, und die Beſitzer derſelben ſpazieren daneben, wie man es in dem Bois de Boulogne thut. Von Weitem hört man die Schüſſe der Artilleriſten, die ſich auf dem großen Platze vor dem Schloſſe üben, das jetzt zu einer Caſerne für die Artillerie umgewandelt worden iſt. Allerlei Wälle mit Geſchützen ſind auf dieſem Platze errichtet. Das Schloß oder Fort iſt ein weitläufiges Gebäude; es iſt viel Neues hin-

gefügt worden, und noch arbeitet man an ſeiner Erweiterung. Wir ſahen mit Sehnſucht zu den Zuſchauern hinauf, die oben auf der Plateforme des Thurmes ſich die ſchöne Ausſicht gefallen ließen, denn man wollte uns ohne Billets nicht einlaſſen. Leider hatten wir uns nicht damit verſehen und mußten uns alſo heute damit begnügen, wie die Katze um den Brei herumzuſchleichen, ſowie in den Graben hineinzuſchauen, wo der unglückliche Herzog von Enghien erſchoſſen wurde. „C'était dans ce fossé, dans cet angle, où il fut fusillé dans la nuit, une lanterne attachée à son épaule.“ So erzählte man mir. Hier wurde er begraben, und ſein Monument befindet ſich in der Kapelle, deren gothiſche Spitzen und Formen wir von außen, ſo weit wir ſehen konnten, bewunderten. Alſo traurige Erinnerungen erweckt dieſe Feſtung, beſonders wenn wir noch dazu nehmen, daß ſie die Lieblingsreſidenz des grauſamen Ludwig's XI. war, und daß Heinrich V. von England — „the warlike Harry“ — hier ſtarb.

Aber die heitere und ſchöne Erinnerung, welche dieſes Gehölz erweckt, iſt Ludwig der Heilige, der hier unter einer Eiche ſeine Geſetze gab, in welchem Actus man ihn häufig auf Bildern und Fenſtermalereien dargeſtellt ſieht.

Das Champ de Mars.

„Oh que ce Paris est beau!“ So rief ich aus, als ich auf der Terraſſe vor der Brücke von Jena ſtand und ringsum das herrliche Panorama betrachtete, das

ſich vor meinen Blicken ausbreitete. Zur Linken der Montmartre mit ſeiner Häuſermaſſe und ſeinen antiken Erinnerungen, dann das breite Dach des niederen Madeleinentempels, welcher von fern an die ſündbewußte Demuth der Madeleine erinnert, während ſeine Pracht in der Nähe der Triumph dieſer Heiligen iſt, ziemlich verſteckt die Kuppeln der Tuilerieen, die beiden Thürme von Notre-Dame und weiterhin noch deutlicher die höheren von St. Sulpice, darauf das Pantheon, weiß wie Schnee im Sonnenlicht, das ſich ganz dicht, aber etwas ſchief an die Invaliden-Kuppel anzulehnen ſcheint, und nun der ehrwürdige Dom der Invaliden ganz nahe vor uns, an deſſen äußerſter Spitze noch ein goldener Erinnerungsſchimmer ſchwebt von dem Glanze und der Herrlichkeit, die einſt die ganze Kuppel bedeckten, endlich das Champ de Mars dicht vor uns in ſeiner ganzen Länge und Breite mit der Ecole militaire im Hintergrunde, auf dem ſchon die harrende Menge verſammelt iſt, — zur Rechten Grenelle mit all ſeinen Fabriken und hohen rauchenden Schornſteinen, als eine kleine Erinnerung an Mancheſter, und zu unſeren Füßen die ſich ſchlängelnde Seine mit ihren Brücken, — dieß Alles lag im prächtigſten Sonnenſchein vor unſeren Augen, denn es war ein heiterer Tag des bei uns ſogenannten Altweiberſommers, einer Jahreszeit, die ungefähr mit dem hieſigen „été de la toussaint“ zuſammentrifft. Die Sommerfäden hingen an allen Hüten und ſchwebten Meilen lang hinterher und ſchimmerten auf den Rücken Derer, die mit uns die Treppe der Terraſſe hinunterſtiegen.

Ueber die Brücke von Jena bewegte ſich die Municipalgarde zu Pferde und zu Fuß, und weiterhin auf dem Champ de Mars, dem Schauplatze des heutigen Wettrennens, jagten Huſaren hin und her. Es fehlt hier bei öffentlichen Vergnügungen nie an zahlreichem Militair zur Aufrechthaltung der Ordnung, und man ſollte überhaupt ſagen, daß die Franzoſen ſehr zum Gehorſam und zur Disciplin geneigt ſeien, wenn man ſie irgendwo in den Queues und bei ähnlichen Gelegenheiten ſich drängen ſieht, ohne daß eine auffällige Unordnung ſich kund giebt. Hier auf dem weiten Champ de Mars iſt Raum genug für Viele, und wer weiß, wie groß die Zahl aller Derer iſt, die ringsum auf der Erhöhung zerſtreut ſind. Roth und Blau ſind, wie immer, die hervorſtechenden Farben.

Für die Renner iſt eine Bahn gleich an der Ecke durch Seile abgetheilt, und ein anderes Seil weiter im Inneren bezeichnet die Diſtance, bis auf welche die Privatequipagen und Reiter zugelaſſen werden; Fiacres ꝛc. bleiben außerhalb des Feldes ſtehen, wo ſie ſich ihrer Bürden entledigen, die dann auf den am Walle oder Abhange aufgeſtellten Stühlen Platz nehmen. Nahe beim Ziele ſind zwei Pavillons, in denen ſich die hohen Herrſchaften, die Eigenthümer der Pferde und ſolche Perſonen befinden, die durch Billets begünſtigt ſind.

Die vornehmſte Perſon, welche dem Schauſpiel beiwohnte, war der Herzog von Nemours; was aber ſonſt noch auf den eleganten Kiſſen der offenen Chaiſen ruhte, weiß ich nicht.

Aber ſchon erſcheinen die bunten Jockeys, roth, blau,

weiß, violett, gelb u. ſ. w., auf ihren mageren, ſchlanken Pferden, die ſie ein Bißchen hin und her gehen laſſen.

Aller Augen ſind auf die beiden Stangen, deren eine am Ziele, die andere im Vordergrunde des Feldes aufgeſteckt iſt, gerichtet, um zu beobachten, wann die gelbe Fahne ſich zeige, denn dieß iſt jedes Mal das Zeichen des Anfangs. Sechs Kämpfer ſind ſchon auf dem Wettplatze.

Achtung! die gelbe Fahne weht, und ſie fliegen davon. Wie nun die Hälſe ſich ſtrecken, und die Köpfe, ſie verfolgend, ſich drehen, wie Jeder ausruft: „Ah le rouge, le rouge est le premier! — mais non le bleu va l'avancer tout de suite! — ce pauvre homme est tout en arrière! Ja, aber es wird auf die Ecke ankommen, man kann noch nichts darüber ſagen!" Und wunderbar, wie ſich das Schickſal hier capriciös zeigt, es iſt eine Illuſtration des Lebens. Einer, an den man zuvor gar nicht gedacht, gewinnt plötzlich einen Vorſprung und wird nun das Ziel der Aufmerkſamkeit.

Aber bei all den Ausrufungen hinter und vor mir hörte ich von keiner einzigen Wette, weder zwiſchen Herren, noch Blouſenmännern, noch Soldaten, noch Collegiens. Ich dachte an England, wo jeder Knabe von acht Jahren ſich nicht enthalten haben würde, ein Mal über's andere auszurufen: „I bet you any thing that he 'll win!" und wo Viele in vernünftigeren Jahren ſich unvernünftiger Weiſe an einem ſolchen Tage durch eine hohe auf's Spiel geſetzte Summe ruinirt haben würden. Die Pferderennen, wie vieles Andere, ſind hier nur ein

Schauſpiel, die Regierung veranſtaltet ſie, während ſie in England eine Ader des Volks, ein Stück freier Exiſtenz ſind. Nehme man den Engländern ihre Kampfſpiele, ihre Wettſtreite, ihre Jagden, ihre Schießübungen — und ſie ſind nicht mehr Engländer.

Geſchrei ertönt von allen Seiten. Ich hätte wiſſen mögen, ob es unter den bunten Zelten eben ſo laut herging, wie unter den Zuſchauern im Freien.

Nun fliegen die Pferde auf der anderen Seite vorbei, ſie erſcheinen wie eben ſo viele wagerechte Linien, — Beine, Schweif, Kopf, Alles in derſelben Richtung. „C'est le bleu!" rufen ſie hier, „c'est le rouge!" dort, ſich auf den Jockey beziehend. Das würde in England nicht der Fall ſein, denn da iſt es weiter nichts als der Name des Pferdes, der in Aller Munde ſchwebt: „Now look at Drummer." Jeder weiß ihn auswendig, denn die Pferde ſind es ja, die den Preis gewinnen. Ein Schweif von Wagen und Reitern, worunter auch einige Reiterinnen, bewegt ſich nun ſtracks über die Mitte des Feldes auf die andere Seite hin. Und immerfort geht es in geſtrecktem Galopp, ſie haben eine weite Strecke zu umlaufen, zwei Mal rings um das Champ de Mars, welches zwei Kilometer oder 6000 Fuß mißt, alſo vier Kilometer im Ganzen, und die gegebene Zeit iſt 2 Minuten 19 Secunden. So geht's vor der Ecole militaire vorbei. „Voilà le rouge qui gagne! fichtre!" aber das Pferd wird dießmal nicht ſtill gehalten, denn die zweite Tour bleibt noch übrig, „le rouge" oder „Nativa" immer voran, und „le bleu" oder „Drum-

mer" dicht dahinter, zu Zeiten ſeinen Vorläufer einholend und am Ende — den Sieg gewinnend.

Das Hurrah erſcholl, doch nicht ſo laut wie in England bei einer ſolchen Gelegenheit. Auch flogen nicht ſo viele Hüte in die Luft. Indeß im Centrum des Spiels mochte ein größerer Enthuſiasmus walten.

Wer nun die Pauſe benutzen will, um ſich durch einige gebratene Kaſtanien, oder ein Pain d'épice, ein Stück Sucre d'orge, ein Stück Sucre aux pommes, eine Brioche oder ein Echaudé oder dergleichen zu ſtärken, der findet wieder Alles vor, was das Herz (als ob das Herz „gourmand" wäre!) nur wünſchen kann. Oder weſſen Ohr ſich an einem deutſchen Liede erquicken will, der höre jenen ſchreienden Elſaſſerinnen zu. Mancher aber thut ſeinen kalten Füßen und ſeinem rothen Geſicht lieber den Gefallen, ein wenig herumzuſpazieren, und ſtellt ſich nun, da die gelbe Fahne zum zweiten Male in der Luft flattert, an eine Ecke hin, um dort den Flug der Pferde zu beobachten. Und dießmal iſt es die Muse des Mr. le baron de Rothschild, die den Preis von 6000 Francs davon trägt.

Dann trugen auch uns unſere Beine davon und über die Brücke hinweg auf jene Terraſſe, wo ich noch ein Mal mich jener herrlichen Ausſicht erfreute, die nun freilich ſchon etwas umnebelt war, die mir aber noch immer heiter in der Erinnerung vorſchwebt. Als ich nach Hauſe kam und bei Tiſche denſelben Ausruf über die Lippen gleiten ließ: „Oh que ce Paris est beau!" fand aus einem anderen Munde er leider nur das Widerſpruchs-Echo: „Oh

que ce Paris est laid!“ So entgegnete mir nämlich ein alter Herr, der am ſelbigen Tage ſich im Omnibus durch die engen, ſchmuzigen und düſteren Gaſſen des Marais bis zur Rue St. Martin hindurchgewunden hatte, und in der That, Paris enthält ſolcher Contraſte viele.

Einzelne Theile und Gebäude von Paris.

Durchflug durch die Boulevards, von der Madeleine bis zum Boulevard du Temple, am Abend.

Ihr, die ihr das Feenreich den Kindern ſchon eingeräumt habt, ihr, die ihr ein Utopien nur in Träumen ſucht und meint, daß Wunder längſt aufgehört haben, kommt und durchfliegt mit mir die Boulevards an einem Sommerabend. Kommt, ihr Erleuchteten des neunzehnten Jahrhunderts, und ſeht. Was iſt euer Licht gegen dieſes? Ihr Nabobs von Indien alle, vergeßt hier euere Berge von Flitterwerk, von Gold und Caſchemirs. Kommt, ihr Menſchenfeinde, und miſchet euch hier unter die tauſend leichten Herzen und laſſet auch eueres ihnen froh entgegenſchlagen. Weß Lebensflämmchen im Entglimmen begriffen iſt, der komme hierher; hier wird es wieder angefacht werden. Wer zweifelt noch länger, daß das Perpetuummobile ſchon erfunden ſei? Hier iſt es leibhaftig und zweifellos. Wer

läuft nach Panoramen und Schauſpielen? Hier giebt es das allerbunteſte der Art und umſonſt. Bei der Madeleine fängt es an. Stärkt euch, ihr Geſichtsſterne, denn hier, da wir im Dunkeln ſind, wage ich Schiller zu widerſprechen und ſage: „daß ihr Schöneres zu empfangen hat, als von euch zu ſtrahlen." Hier ſeid ihr bloß zum Empfangen eingerichtet, ihr mögt rechts und links aus dem Fenſter ſehen. Auf den Trottoirs wogt die Menge zu beiden Seiten, Damen in Schmetterlingsgewändern und Dandys daneben, beide an ihrer Perſon die Abzeichen tragend, daß ſie nicht immer ſo gleichgiltig an all der Herrlichkeit der Mode vorübergehen wie heute Abend, wo ſie im Geſpräch vertieft ſind. „Ach, hätte das Schickſal mir ein heiteres Loos beſchieden", denkt Manche, die ſich hier hindurch windet, „da wäre ein Schleier für mich, da Hüllen und Spitzen ſo weiß und klar für meine ſterblichen Glieder, da Ringe und Gehänge, meine Lieben noch enger an mich zu ketten, da Blumenſchmuck für meine Jugend, da reizender Zierath für mein Zimmer, da — da — da —." Doch wer erdreiſtet ſich, in dieſer Schatzgrube zu wünſchen, laßt euch mit dem Bewundern genügen.

Suchet all euere Sinne hübſch bei einander zu behalten; denn wird das Auge verblendet, ſo betäubt das Gemurmel der Menge, das Klingeln der Limonadiers, das Raſſeln der eleganten Equipagen, Fiacres und Omnibus das Ohr völlig. Freilich laſſen ſich die Pariſer durch nichts dergleichen ſtören. Frauen und Mädchen ſitzen vor den Thüren ihrer Läden, nett und geſchmack-

voll gekleidet. Sie arbeiten mit der größten Emſigkeit, ob es gleich ſchon ſpät am Abend iſt, und plaudern dabei eben ſo emſig. Jetzt ſind wir vom Boulevard Madeleine und Boulevard des Capucins bis auf den Glanzpunkt dieſer Milchſtraße, den Boulevard des Italiens, gelangt. Schaut dort Tortoni und daneben das Café de Paris. Zwei ſo große Celebritäten ſo dicht neben einander, das ſcheint ſonderbar; doch ſehen ſie ſich nicht neidiſch an. Tortoni bewahrt ſeine Schätze drinnen in ſeinen eleganten Sälen; das Café de Paris hat alle ſeine Gäſte nach außen gekehrt. Wie die Stühle in allen Richtungen vor demſelben ſich kreuzen, mit Herren und Damen, welche leſen, trinken, converſiren, umherſchauen, die Beine gekreuzt, oder nachläſſig zurückgelehnt! Dieß iſt ein buntes und lichtes Blatt in der Boulevard-Geſchichte. Weiter rutſchen wir und ſehen hinauf nach dem belebten Balcon, auf deſſen Gitter „Café du grand Balcon“ mit großen goldenen Buchſtaben geſchrieben ſteht. Dann finden wir die ſchwebenden Gärten und die Bains chinois. Fußgänger über uns und tief unter uns, denn die Boulevards haben ihre Berge und Thäler. Wer zählt aber alle die Wunder und die Theater und die Panoramen, und wer könnte die Farben und die Lichtmaſſe malen. Jetzt ſind wir vor der Porte St. Martin vorbeigekommen. Wir ſteigen aus. Hier biegt man um zum Boulevard du Temple, wo eine andere Welt beginnt. Hier laßt uns gehen und die große Fontaine, das „Château d'eau,“ anſchauen. Wohl mag es ein Waſſerſchloß heißen. Welch ein Umfang des

Baſſins, welch eine Waſſermaſſe, welch ein Waſſertoben! Man könnte es auch das Armenſchloß nennen. Rund umher auf der ſteinernen Einfaſſung ſitzt ein Kranz von Volk, Männern, Kindern, Frauen. Sie kühlen ſich ab nach des Tages Hitze. Hier ſitzen ſie, geſchützt vor dem Lärmen der Boulevards, aber ſie ſehen die bunte Scene noch aus der Ferne und von der Seite an. Welch ein koloſſaler Contraſt! Sei mir geſegnet, du Waſſerſchloß! dich verlaß ich ſo bald nicht wieder. Hier hab' ich euch wieder, ihr traulichen Elemente. Mond, du mein Freund, da ſchauſt du voll und rund und makellos herab und ſpielſt in der Waſſerglocke oder dem Waſſerthurme dort oben, und kryſtalliſirſt und verſilberſt die fallenden Tropfen; du zeigſt uns hier Waſſerſchleier, Waſſerjuwelen, Waſſerblumen. Weg, du Wagengeräuſch und Gemurmel, Wogengelispel umſpielt mich. Weg, ihr geputzten Leute, hier ſind die Armen im Wochentagsgewande. Hier iſt die blaue Blouſe und der Foulard um den Kopf gewunden. Weg, du Gott der Welt, hier in dieſer Ecke habe ich Zeit, in dem Einzigen, dem Wahren zu verſinken. Wie die acht Löwen weit ausſpeien, als verachteten ſie das Getreibe da drüben.

Nur ein paar Schritte, und wir ſind wieder im vorigen Getümmel auf dem Boulevard du Temple. Dieſes iſt der Spaziergang der Bewohner des Marais. Der Bewohner des alten Paris kommt hieher, um ſeine alte thönerne Pfeife zu rauchen, ſeine Partie Billard oder Domino zu ſpielen. Dieß iſt ein Stück vom Volksleben. Auf jenen Boulevards war nur „la vie

factice.“ Hier fangen nun alle die Curioſitäten an, die kleinen Theater für's Volk (es giebt deren wenigſtens ſieben) und die Cafés unterſter Claſſe. Dieſe Schauſpielhäuſer tragen die Namen: „Les Folies,“ „La Gaité,“ „Les Funambules,“ „Théâtre des Délassemenls,“ „Le Spectacle Lazarine.“ Ich ſah vor einem ein Stück angezeigt: „Le spleen anglais,“ vor einem anderen: „Pierre le Rouge ou les faux monnayeurs.“ Man moquirt ſich alſo und ſtellt Schreckensſcenen dar. Blouſen und verdächtige Geſichter drängen ſich umher; hier iſt die Göttin Vergnügen in minder glänzende Flitter gehüllt. Auch Cabinete mit Wachsfiguren giebt es hier, und wir traten in eins hinein. Dort ſahen wir die ganze königliche Familie um eine Tafel gereiht, die Hochzeit des Herzogs von Nemours feiernd. Nicht weit davon zeigte ſich Napoleon's Schatten zwiſchen den Bäumen auf der Inſel St. Helena und daneben eine Figur in ſchwarzem Sammet auf den Knieen, mit gen Himmel gehobenen Händen, Frankreich nämlich, ſeinen Verluſt beweinend. Sodann fanden wir Napoleon in verſchiedenen Lebensmomenten, und viele andere gekrönte Häupter, z. B. Friedrich den Großen, — belorbeerte Stirnen, wie Voltaire, — vor allen aber eine große Anzahl von Mördern und Perſonen, die im Bois de Vincennes und an anderen Orten ermordet worden waren. Es ſcheint, als ob die Wachsfiguren-Cabinete es beſonders mit den Fürſten dieſer Erde und mit Mördern zu thun haben. Warum dieſe Zuſammenſtellung? möchte ich fragen. Die Könige jetziger Zeiten tödten doch die Ruhe und die Freiheit der Unterthanen nicht

mehr. Die Erklärungen des demonſtrirenden kleinen Knaben, eines ächten Pariſer Gamins, voll phyſiſcher Kraft, Unverſchämtheit und Gutmüthigkeit, war das Beßte und Witzigſte von der Sache.

Nahe bei dem Théâtre des Funambules ſahen wir zu dem Fenſter hinauf, von wo Fieschi ſeine „Machine infernale“ auf den König der Franzoſen anlegte. Hier erklärt ſich's ſchon, warum Mörder und Könige oft bei einander gefunden werden. Im Jardin turc und Café turc ſieht man die emſigen Dominoſpieler an ihren Tiſchen ſitzen. „Ceci est un type particulier, ce sont les gens du Marais et de la Province qui viennent ici. Il y a de ces vieux citoyens qui viennent ici depuis vingt ans, trente ans tous les soirs, pour faire leur partie. Et à neuf heures précises la montre à la main ils retournent chez eux. Sans cela leurs femmes se fâcheraient; car à dix heures tout doit être couché dans le Marais,“ ſo erzählte mir mein freundlicher Cicerone. Dieſe guten Dominoſpieler tragen das Gepräge der Pünktlichkeit, Ruhe und Wohlhabenheit auf ihren ſimplen Phyſiognomieen. Doch bringen wir ferner ein in dieß Geheimniß. Welch ein Netz von Bosketen! Wie Turbanlabyrinthe kommen mir dieſe bald hohen, bald niedrigen Buſchlabyrinthe vor; luftige Hecken ziehen ſich um dieſelben herum. Da ſitzt ein Paar ſo verſteckt und einſam, als ſei hier der „Hermite de la chaussée d'Antin“ verdoppelt. Pagoden und Tempel mit bunten Glasſcheiben ſind hier und da an der Seite. „Cela a vraiment quelque chose

d'oriental.“ Die Mitte des Gartens bildet ein großes Rund mit einem kleinen Springbrunnen. Statuen tragen die Lampen, und mein Feeenbaum, die Akazie, entzückt auch hier durch ſein friſches Grün. Hier fühlt ſich mein Fuß gefeſſelt. Die Boskete ſind in der That wie eben ſo viele Ringe zur ſclaviſchen Kette an einander gereiht. Darum müſſen wir uns hier niederlaſſen und ein Glas Eis einſchlürfen. Am Café ſelbſt läuft eine lange Arkade voll Spiegel hinunter. Da ſehen wir das Abbild des türkiſchen Gartens. Aber zu unruhig ſind die Uhren in Paris, und immer rufen ſie: Weiter, weiter! Da führt uns der Strom des Volks bei einem Hotel vorbei. „C'est le Quadran bleu. Ici on donnait autrefois des parties fines.“ Dieſer Ausdruck bezeichnet ſolche myſteriöſe Soupers, wozu ſich eine gewiſſe Art von Damen nur zu gern einladen läßt. Ihre Beſchreibung überlaſſe ich Paul de Kock.

„C'est le Boulevard des échaudés.“ Die Echaudés, eine Art Heuchler, werden hier am beßten gemacht. Wie konnten wir unſere Neugierde überwinden, ihren Ruf eigenmündig in einem Conditorladen zu prüfen! Auch die Galette, welche ihn viel eher verdient, wurde nicht vergeſſen. Nun ſind wir beim Boulevard des filles du Calvaire angekommen, wo wir wieder in unſeren Wagen ſteigen, der uns durch ein Gewinde von Straßen vor dem Temple vorbeiführt und endlich zum Palais royal bringt. Es iſt ein erſtickender Gedanke, ſolch eine Maſſe von Gebäuden, engen Straßen, Gas und Volk an einem warmen Auguſtabende.

Vom Palais royal flogen wir weiter durch das ganze neue Ende der Stadt vor der Madeleine, St. Roche ꝛc. vorbei bis zu unſerem ſtillen Domicile.

Da legten wir uns zu Bett und träumten von einer langen Schlange, die das Herz von Paris umgürtete, ſehr glänzende Schuppen hatte, und auf welcher Ameiſen krochen.

L'ancien Paris.

„Ceci est l'ancien Paris", ſagte meine Begleiterin, als wir nicht weit vom Tempel ausſtiegen.

Dieß Quartier heißt „le Marais," und hier wohnen die Rentiers von Paris. Nahe beim Tempel hat es ein düſteres Anſehen, was der Erinnerung an den unglücklichen Louis XVI. wohl angemeſſen iſt. Auf dieſem Schauplatze der großen Tragödie treibt jetzt bunter Handel ſein Weſen, denn der Tempel iſt zum Trödelmarkte geworden. Statt der Ritter des Ordens, ſtatt der Staatsgefangenen, ſtatt eines geopferten Königs — bunter Flitterſtaat, Schmuck, abgetragenes Gold, verbleichter Sammet und Atlas. Hierher bringen die Schauſpielerinnen und die Untergebenen von hohen Herrſchaften ihren überflüſſigen Putz, und da ſieht man nun all den Hofſtaat, all die goldgeſtickten Tunikas ausgebreitet, welche mit den hellen Luſtres um die Wette geglänzt haben, all die reizenden beblümten Pantöffelchen, die auf Sammet und Seide geruht, unter dem Kleiderſaume coquettirt und wer weiß wie viele Bewunderung erweckt haben.

Dort hängen die Blumen und Federn, die in der Atmoſphäre der Großen dieſer Welt ſich bewegten. Solche Damen, die gern ſchöne Sachen wohlfeil kaufen, bemühen ſich ebenfalls an dieſen Ort.

Es iſt natürlich nicht bon ton, nach dem Tempel zu gehen; doch thut dieß wohl manches Dämchen von gutem Ton heimlich oder ſchickt in der Stille ihre Kammerjungfer hin, aus Mitleid mit ihrer Börſe, denn man kauft dort ſelbſt neue Sachen für einen Spottpreis, wie z. B. Schuhe für 20 Sous, die aber auch wenig dauerhaft ſind.

Der Tempel iſt in verſchiedene Hallen eingetheilt, in eine für Schmuckſachen, eine andere für Wäſche, eine dritte für Hüte; dann giebt es für Bettzeug, Schuhwerk beſondere Quartiere. Alle Schauſpielerinnen aus der Provinz kommen um Oſtern, wenn ſie ihr Engagement erneuern, hierher, um ihre Garderobe aufzufriſchen. Das iſt die Hauptblüthezeit des Tempels.

An jedem gewöhnlichen Morgen beſtehen die Hauptkäufer aus einer beſonderen Claſſe von Pariſer Damen. Dieſe ſieht man flüchtig durch die engen Gänge oder Zwiſchenräume ſchlüpfen, entweder um zu erhandeln oder zu verhandeln oder zu tauſchen. Ach, da könnte manches Sammetkleid, manches Armband eine intereſſante Geſchichte erzählen. Wer weiß, wie oft und unter welch verſchiedenen Umſtänden es Zuflucht in dieſen Hallen gefunden hat! Wer weiß, wie viele Thränen an jener Goldkette hangen, ob jener Ring nicht für ein Stück Brot, jenes Sammetkleid nicht für einen Sack vertauſcht wurde.

Ja, eine Stunde im Plunderſtaat und Ruinenkram des Tempels zuzubringen und dem Treiben dort zuzuſehen, iſt in ſeiner Art intereſſanter, wenn gleich nicht ſo wohlthuend, als auf den friſchen, glänzenden Boulevards herumzuſchweifen.

Auch die Verkäuferinnen in dieſen Trödelhallen ſind charakteriſtiſch, ſehr geſprächig, ſehr verliebt in alle ihre Sachen und laſſen ſich mit ihren Preiſen bis auf's Viertel herab, damit man nur nicht, ohne zu kaufen, fortgehe. Wer es verſteht und Luſt hat, mit ihnen zu handeln, kann für einen Spottpreis oft herrliche Schätze, z. B. getragene Blumen und alte Spitzen, mit nach Hauſe bringen. Sie bleiben in ihren offenen kleinen Buden unter einem großen gemeinſchaftlichen Dache den ganzen Tag bis zu einer gewiſſen Stunde des Abends, und nehmen alſo ihr Diner hier ein. Deßhalb giebt es Verkäufer von Briochen und Galetten und allerlei anderen Victualien, und auch der Marchand de coco durchzieht die engen Gänge. Neugierig hält ſich hie und da ein Gamin auf und macht eine impertinente Bemerkung. Ein Springbrunnen in der Mitte des Ganzen fehlt natürlich ebenfalls nicht.

Die zu dem Tempel gehörende Kapelle iſt jetzt zu einem Kloſter (des dames bénédictines de l'adoration perpétuelle du St. Sacrement) eingerichtet. Von da erreicht man bald den Boulevard du Temple, und hier findet man noch einige Häuſer, die tief hinein gehen, mit Gärten davor. Dieß ſind noch Ueberbleibſel aus den alten Zeiten. „Autrefois elles étaient toutes comme

ça, mais l'envie de marchander a fait remplir tout ceci de boutiques."

Wir beſahen das Innere eines ſolchen alten Hauſes unter dem Vorgeben, daß wir uns dort einmiethen wollten, und fanden hohe Dielen, ſteinerne Treppen, alterthümliche Betten und Schränke, Spiegel von oben bis unten. „Regardez bien cette maison de brique-à-braque (ſo nennt man diejenigen Läden, wo Antiquitäten aller Art, Porzellan, Bilder, Uhren, Möbeln, kurz alle möglichen Dinge, verkauft werden ꝛc.). C'est ici, où demeurait le fameux Cagliostro, qui croyait avoir découvert la pierre philosophale. Il a prétendu d'avoir trouvé l'or potable, de sorte, qu'il ne manquait jamais d'argent. Il avait un crédit incroyable à la cour et chez tous les banquiers. On ne savait pas, d'où l'argent lui venait. On disait aussi qu'il ne mourrait jamais, et quand on questionnait les domestiques, combien de temps ils avaient été là, ils disaient: eh très-peu de temps, c'est peut-être 200 ans . . . . ."

Dieß war das faſhionable Quartier unter Ludwig XIII. und XIV. Hier wohnte Madame de Sévigné mit vielen anderen Celebritäten jener Zeit. Dieſes iſt alſo der Luftkreis, der die liebenswürdigſte, vollkommenſte Converſation, die jetzt exiſtirt, aufgeſogen hat.

An einem Eckhaus des Boulevard Beaumarchais angekommen, fuhr meine Freundin fort: „Ceci est le fameux pavillon de Ninon de Lenclos." Und wir ſahen an den geſchloſſenen Perſiennes des ſchmalen Hauſes hinauf, als ob dahinter noch der Geiſt der Ninon ſchwe-

den müßte, der Ninon, die nicht allein die berühmteſte Schönheit und Coquette ihres an Schönheiten nicht armen Zeitalters war, ſondern die auch durch ihre Talente und ihren Geiſt ſo ſehr glänzte. Es möchte aber gefährlich ſein, ihr Lob zu ſingen, und mir genüge nur, zu wiederholen, was mein lebendiger und beredter Commentar dabei bemerkte: „Vous vous souvenez, que son fils s'est tué dans ce petit jardin, puisqu'il était amoureux d'elle. Elle avait alors près de 60 ans. Aussi ne cachait-elle pas son âge, l'année et le jour de sa naissance étaient mis sur sa pendule. Tellement il est vrai, que pour la femme belle, aimable et spirituelle il n'y a pas d'âge. Voici une ou deux anecdotes d'elle, qui prouvent sa délicatesse dans certaines choses, et son caractère franc. L'abbé de la Châtre, son amant, au moment de partir, fit signer un billet de fidélité par Ninon, en même temps il mit 25,000 francs au dépot chez elle. Vingt-quatre heures après elle fut infidèle, et alors elle se mit à rire comme une folle, en disant: „Ah le bon billet qu'a la Châtre!“ Et lorsque l'abbé revint, il crut, que son argent était perdu aussi bien que le coeur de Ninon. Il se présente à elle, et elle lui dit: „Cher abbé, voilà vos 25,000 francs, car si j'ai perdu la mémoire du coeur, je n'en ai pas moins conservé celle de la pensée.“ — Une jeune mariée de la Province, curieuse de voir Ninon, lui fit demander de vouloir bien la recevoir. Ninon accueille sa demande d'un air bien gracieux. Lorsque cette dame se présente,

la beauté va jusqu'au bord de son escalier, escortée de tous les chevaliers, qu'elle avait chez elle, et lui dit: „Vous désirez voir Ninon, Madame, mais n'allez pas plus loin, n'entrez pas chez elle.“

Von dieſem Pavillon kommt man in die Rue Tournelle, wo der Eingang des Hauſes der Ninon zu finden iſt. „C'est dans cette rue, où le marquis de Villarceaux venait tous les jours la voir.“ — „Venez vite dans cette rue des Tournelles, qui vous fut si chère,“ heißt es am Ende eines Briefes der Ninon an dieſen Chevalier. (Correspondance secrète.)

Dann geht es in die Rue des Minimes vor einem alterthümlichen Gebäude vorbei, das mit rankenden Blumen und Vogelbauern geſchmückt iſt. Früher ein altes Kloſter, iſt es jetzt eine Caſerne der Municipalgarde. Das Gras wächſt hier in den Straßen. Und nun hatten wir das Palais des Tournelles vor uns, wo jene Maskeraden und Turniere berühmten Andenkens gehalten wurden, und wo dem Könige Heinrich II. jener unheilbringende Schlag vom Grafen Montgomery gegeben wurde, und von hier tritt man in die Place royale ein. Dieß war früher der Sammelplatz, nicht allein der beau monde, ſondern auch der haute noblesse. Unter dieſen Arkaden ſpazierten die Hofdamen mit ihren ſchleppetragenden Pagen. Das Palais royal und die Place royale, welch ein Contraſt! Das Eine elegant, reich, modern, die Andere klein, düſter, ehrwürdig. Das Erſtere der Tummelplatz aller modigen Kinder, oder noch mehr aller modigen Herren, mit einer ſtets gedrängten, leſen-

den oder ruhenden oder ſich ergehenden Bevölkerung; auf der Letzteren nur wenige Ammen mit ihren nicht ſehr geſchmückten Kindern, einige ehrbare alte Bürger, die wie Ueberreſte des vorigen Jahrhunderts erſcheinen. „C'est peuple par ici," ſagte meine Begleiterin. Das Palais royal mit Läden eingefaßt, die Alles darbieten, was ſich nur Schönes denken läßt. Die Place royale, zierlich mit Quaderſteinen ausgelegt, welche regelmäßige Figuren bilden, mit hohen Häuſern aus rothen Backſteinen, deren Fenſter alle bis auf den Fußboden herabreichen, was man ſonſt in Paris nicht viel ſieht, und deren Balkone mit Blumen beſetzt ſind. Die Luft ſcheint hier geſund, und in dieſer Einſamkeit möchte man ſich eine Wohnung wünſchen. „Mais il faut être riche, pour demeurer ici; les chambres hautes et les grandes fenêtres coutent beaucoup de chauffage en hiver." Darum hat Victor Hugo die ſeinige wohl hier gewählt, wo er nicht weit von ſeiner Notre-Dame iſt.

La Place de la Bastille gränzt nahe an die Place royale, aber wir vermeiden ſie heute und ſehen uns nur die Reiterſtatue Ludwig's XIII. an, die ſich in der Mitte derſelben befindet. Wir fragten einen Gamin, wen die Statue in der Mitte darſtelle, und ſeine Antwort war: „Ma foi, Madame, je ne sais pas, je ne suis pas de ce temps-là."

Spaziergang in der Cité.

Wir gingen den Quai d'Orsay entlang, wo alle die Bücherläden al fresco ſich an einander reihen, — wo

man Wiſſenſchaft und Unterhaltung in lateiniſcher, italieniſcher und franzöſiſcher Sprache in großer Auswahl für wenige Sous kaufen kann, — wo man oft vor den Kupferſtichen, die draußen hängen, vor Scheffer's Mignons, die ſich nach dem Citronenlande oder nach der Himmelsheimath ſehnen, vor Napoleon mit ſeinem ſchlafenden Sohne, den Madonnen Murillo's und den Portraits der großen Männer dieſer Zeit, ſtehen bleiben muß, — wo man im Vorübergehen die Vaſen des Alterthums, das bunte Porzellan des fernen China und die ausgeſtopften Vögel Amerikas bewundert, — wo auf der anderen Seite der Seine die beiden verbrüderten Paläſte ſich hin ziehen, — wo endlich eine ganze Welt ſich ausdehnt, bis wir zur Académie de France kommen, dem Punkte, der die ſehnſüchtigen Blicke der gelehrten Köpfe des ganzen Europa ſammelt und an ſich zieht.

Wir gingen über den Hof der Akademie in die Bibliothek, die klein, aber hübſch iſt, à l'Italienne mit vielen Büſten verziert. Im Saale der Bibliothek ſaßen die Gelehrten um den Tiſch, den Kopf in die Hand geſtützt, mit Büchern, Federn und Papier vor ſich. Bücher an den Wänden von oben bis unten, Büſten von Denkern in den Ecken, und in der Mitte gigantiſche Erd- und Himmelsgloben und eine hübſche Sammlung von Modellen antiker Gebäude aus Sicilien und Spanien, das Alles nahmen wir im Vorbeigehen wahr, und mit dieſem ſchweren Sandkörnchen gingen wir von hinnen und weiter die Quais entlang über den Pont neuf; hier wurde das erſte Trottoir von Paris gelegt, und hier war in früheren

Zeiten der Platz, wo alle die Zauberer, Geſchichtenerzähler und ſonſtigen Wundermänner ihre Künſte der neugierigen Menge vormachten. Jetzt ſind aus ihrer Aſche die Décrotteurs und Tondeurs de chiens auferſtanden, und dieſe machen Leben genug. Hier iſt ihr Hauptſammelplatz, und Heinrich IV. hat ein nobles Publicum um ſich herum. Von ſeinem hohen Pferde herab beherrſcht er ſie. Dieſe Statue ſoll, ich muß es im Vorübergehen ſagen, die erſte geweſen ſein, die einem Könige in Paris errichtet worden. So kommen wir zum Palais de Justice, wo früher Könige ihre Wohnung hatten, und wo jetzt Recht geſprochen wird, und die Gefangenen ihr Urtheil erwarten. Hier von der weiten Treppe hinab ſchenkt man dem Platze einen Blick, wo die armen Sünder früher am Pfahle zur Schau ausgeſtellt wurden. Links erhebt ſich „la sainte Chapelle“, jetzt umgeben von Stellagen, weil man beſchäftigt iſt, ſie wiederherzuſtellen. Jetzt kann man nicht hinein trotz aller Neugierde; über Schutt und Steinhaufen und Werkzeuge der Arbeiter muß man ſich bis zu einigen verſchloſſenen Thüren hindurcharbeiten, durch deren Spalten man Haufen zerbrochener Statuen gewahrt und Säulen und gothiſche Verzierungen ahnt.

Dieß iſt Alles, was man jetzt von der heiligen Kapelle ſehen kann, in der Ludwig der Heilige die theueren Reliquien aufbewahrte, die er vom Kaiſer von Konſtantinopel erkaufte, ein Stück vom Kreuz, den Schwamm u. ſ. w.

Um doch ſo lange wie möglich bei dieſem alters-

grauen Monumente uns aufzuhalten, erſtiegen wir den engen Thurm und ſandten einen verſtohlenen Blick aus einer Oeffnung zur Seite über die Stellagen und über eine Ecke von Paris. Aber es war nicht ſehr geheuer, hier lange zu hauſen oder zu thürmen, und wir ſtiegen die Treppe wieder hinunter, den weißen Staub und Schutt hinter uns her fegend und vor den Sonnenſtrahlen vorbeiſtreifend, welche die engen Oeffnungen hereinließen.

Nach dieſer Thurmexpedition ging's gerade in den Palaſt der Gerechtigkeit, und dort wandelten wir unter dem reizenden Plafond und zwiſchen den zierlich geſchmückten bunten Wänden der Galerie, welche zur Cour de cassation führt. St. Louis reſpectable Naſe beherrſcht den Hintergrund, und die Portraits mehrer Staatsräthe und berühmter Rechtsgelehrten ſchmücken die Wände nahe vor dem Eingange des Caſſationshofes. Dieſe Galerie iſt vor ungefähr drei Jahren gebaut und, in dem Styl der Kapelle hinter dem Hochaltar von St. Denis, bunt an Farben und zierlich in Form. Man erfreut ſich an den ſteinernen Blättern und Blumen, die hier unverwelklich blühen. Vermag nicht die Menſchenhand mehr als die Natur?

In allen Gängen und auf allen Treppen begegnet man hier den Advocaten in ihren ſchwarzen Talaren und Kappen, die ſie ſtatt der engliſchen Perrücken tragen.

Im „Salon des pas perdus“ iſt das größte Leben; denn hier ſpazieren alle Diejenigen auf und nieder, welche den Ausgang ihrer Sache erwarten, und der Name dieſer großen Halle ſpricht deutlich genug die Aengſtlichkeit

der guten Leute aus und die Wahrheit des Sprüchwortes: „attendar e non venire."

Wir verloren nicht viele Schritte hier, ſondern wendeten ſie in einige jener engen und durch die Mystères de Paris berühmt oder berüchtigt gewordenen Gaſſen, wie la Rue aux fèves, wo man ſeinem Nachbar gegenüber mit Bequemlichkeit die Hand aus dem Fenſter reichen könnte, wären nicht die Bewohner hier nach Eugène Sue ſo friedlichen Zeichen und Bewegungen abgeneigt. Nichts Erfreuliches begegnet hier den Sinnen, dem Auge Halbdunkel und Lumpen, dem Ohre zankende Töne, der Naſe — o Glück! wenn man den Schnupfen hat. Hier iſt's anders als auf den Boulevards, anders als im Faubourg St. Germain, anders als in den Champs Elysées. Dieß iſt die Welt der Canaille, hier ſchaudert Einem und man dankt Gott, daß er uns in der gebildeten Klaſſe einen Platz eingeräumt hat. Und dieſe armen Leute, fühlen ſie ihren Abſtand eben ſo ſehr wie wir? Haben ſie nicht dieſelbe Sehnſucht, dieſelben Entzückungen, dieſelben Bedrückungen wie wir? Doch Gott iſt gerecht und hat darum Jedem ſeinen Lohn und ſeine Bürde nach Gebühr auferlegt. Aber eine große Lehre der Dankbarkeit predigen uns ſolche Straßen und ſolche Häuſer. Wohin führte uns dieſes Labyrinth endlich? Dahin, wo jedes Labyrinth des Herzens und der Gedanken ſich auflöſt, dahin, wo alle Klaſſen ſich begegnen, wo alle Verſchiedenheit der Stände aufhört und ſich ausgleicht, — zur Liebe, zur Freundſchaft, zur Treue. — Eine ganz enge Gaſſe fanden wir, „la Rue

des Ursins“ genannt. Hier ſtand mein Führer mit mir vor einem Hauſe ſtill und hieß mich hinaufſehen. Ich las die Inſchrift: „Abélard et Héloise, des amants fidèles souvenir précieux.“ Hier war es, wo der grauſame Onkel Heloiſe's wohnte. Dieſe Ueberraſchung hatte man mir mit Fleiß bereitet. An einer ſolchen Stelle bleibt man gedankenſtill und wortlos ſtehen. Wir traten in den kleinen Hof, wo man noch einmal die beiden verſchwiſterten Namen in goldenen Buchſtaben an die Mauer gezeichnet ſieht unter eiſernen Wappenbildern.

Alles war ſtill, nur aus einem Fenſter des hohen Hauſes tönte ein Geſpräch hernieder; aus einem anderen hingen Lumpen zum Trocknen herab. Neugierig guckte ich in jedem Winkel umher, aber weiter fand ich keine Spur. Ueberall Armuth, Verfall und Unordnung. Doch befriedigt und in mich gekehrt verließ ich dieſe Stätte. Ich hatte nun ein Stück aus dem Leben wie aus dem Tode jenes ewig verehrten und betrauerten Liebespaares.

Das Pflaſter in der Rue des Ursins iſt noch ſo tief, wie es früher allenthalben im alten Paris war. Der daranſtoßende Quai erhebt ſich weit höher und verbirgt uns die Seine. Und ſo wandelten wir immer in der Atmoſphäre von Notre-Dame — worin mir, ich geſtehe es, allemal ganz eigen ſchauerlich und ehrfurchtsvoll zu Muthe iſt — über den langen Pont Louis Philippe, der die Isle de la Cité mit der Inſel St. Louis und dieſe wieder mit dem Feſtlande verbindet. Hier ſuchten wir die alte Kirche St. Gervais auf, worin

ſich ein ſchönes Gemälde von Albrecht Dürer befindet, das im Kleinen die ganze Leidensgeſchichte Jeſu vorſtellt mit der Kreuzigung als Hauptſtück in der Mitte. Welch einen Verein frommer Geſichter, welche Treue und Wahrheit konnte ich hier finden. Man möchte lange, lange vor einem ſolchen Bilde verweilen und alle Einzelheiten deſſelben erwägen und verſtehen. Die anderen Bilder der Kirche verſchwinden vor dieſem. Sie hat indeß viel ſchöne Fenſtermalerei, und unter einem großen Gemälde fanden wir an der Wand in altem Franzöſiſch mit deutſchen Lettern die Einweihungsgeſchichte der Kirche angeſchrieben. Sie iſt ſeitdem durch einen Selbſtmord, der hier kürzlich begangen wurde, entweiht worden, und man hat ihr von Neuem die Conſecration gegeben. Sonderbar, als ob der Mörder ſeine Seele in heiligen Mauern ſicher wähnte, oder wenigſtens ſeiner That das Unrecht zu rauben glaubte, wie ſonſt in England die Könige und Königinnen, um ſich vor Verfolgungen zu ſchützen, in die Kirchen flohen. St. Gervais iſt von engen Straßen und Schmuz umgeben.

Ueber den Pont Louis Philippe fanden wir unſeren Weg wieder zurück nach Notre-Dame. Der leere Platz, auf welchem früher die Wohnung des Erzbiſchofs ſtand, erinnert an die Barbarei, mit welcher die koſtbare Bibliothek in die Seine geworfen wurde. Hier iſt auch ein Sammel- und Sonnenplatz für die Kinder der Cité, wie es der Jardin du Luxembourg für die Kinder des Quartier Latin und der Tuilerieengarten für die eleganten Kleinen der Chaussée d'Antin und des Faubourg St. Germain iſt. Dieſer Platz iſt mit jungen Bäumen bepflanzt Heute

aber war es zu kalt, um viele dort zu ſehen. An einer Seitenthüre von Notre-Dame fanden wir eine alte und halbverwitterte lateiniſche Inſchrift, welche das Datum des Baues im 13. Jahrhundert angab. Alle Thüren, wie die Hauptportale, ſind voll allegoriſcher Hautreliefs, die man Jahre lang ſtudiren könnte.

In die große Thüre traten wir ein. Die Sonne hatte alle Säulen und Säulchen zum Abſchiedsgruße umarmt, und ſo athmeten wir Entzücken, Seligkeit und Gebete aus und ein.

Darauf ſtiegen wir die dunkele Wendeltreppe des Thurmes hinan, ſchauten uns auf der Galerie um, die um die beiden Thürme herumläuft, und wo man über das Dach der Kirche und über die vielen Spitzen und Bogen hinausſieht, wo man auch die vielen kleinen hervorſtehenden Knöpfe am Thurme aufmerkſam betrachtet, auf denen Quaſimodo während ſeines myſteriöſen Lebens hier im Thurme immer auf- und abkletterte, um zu ſeiner geliebten Glocke zu gelangen. Und iſt es nicht, als ob ſein Geiſt hier noch walte?

Es iſt eine Luſt, im Windgeräuſch um die düſteren Thürme herumzuflattern und ſich mit all den merkwürdigen Formen und phantaſtiſchen Geſtalten zu verkörpern, die außen angebracht ſind. Da giebt es Haſenköpfe, Geierköpfe und andere in langen Reihen, welche das Regenwaſſer in die ſchrägablaufenden Röhren ſpeien, Tiger, die ſich mit einer Pfote hinter den Ohren kratzen, und andere Ungeheuer, mit glotzenden Augen allenthalben wachſam aus der Thurmmauer herausguckend,

und dazwiſchen windet ſich die ſteinerne Flora der Blätter und Blumen, Alles alterſchwarz.

Es wird mir ordentlich bange hier auf der Galerie, die um die beiden Thürme herumläuft, und um die ich allein herumkrieche, während die Anderen auf einer Bank in der Mitte, dort, wo man das ganze Dach der Kirche und die kleinen ſpitzen Nebenthürme überſieht, ausruhen. Quaſimodo ſcheint mir in allen Ecken zu ſtecken. Wenn man noch eine Unterhaltung mit ihm haben könnte; aber er iſt ja taub! Mir däucht, als ſähe ich ſeine Fußtritte noch auf den Treppen, die ohne Geländer über das Dach weglaufen und an den Seiten der kleinen Thürme hinaufſteigen. Armer Quaſimodo! dein Körper war das Grab der Liebe, aber deine Seele ein treuer Altar. Wo Quaſimodo aber wirklich zu finden iſt, das iſt die Thür der Kammer, wo die Führer ſitzen. Da hat man ihn hingemalt, aber ſo unähnlich, daß, wenn ſein Name nicht darunter ſtände, mit der Verſicherung, er ſei nach dem Portrait, wie es ſich in den Archiven der Kirche befände, treu copirt, man ihn nicht erkennen würde. Ich fragte nach der Kammer Quaſimodo's, in welcher er die Esmeralda ſo wohl verwahrt und ſo treu gepflegt hat. Die Antwort war, daß man ſie nicht mehr zeige.

Es hat alſo ein ſolches Weſen wie Quaſimodo wirklich exiſtirt. Dann gab es auch ohne Zweifel eine treue Djali mit ihren goldenen Hörnern. Und ich muß geſtehen, daß dieſe beiden Weſen mich am meiſten intereſſiren in Victor Hugo's Notre Dame de Paris, mehr noch als die Heldin ſelbſt.

Welch ein Labyrinth von Bogen, Spitzen und Kanten zunächſt unter mir! Notre=Dame, dich umarme ich, an deine Mauern ſchmieg' ich mich an. Du ſtehſt feſt, aber feſter noch ſteht die heilige unbefleckte Jungfrau über dir, der du geweiht biſt und zu der die Gläubigen täglich aufſehen. Notre=Dame iſt ein Gedanke in Stein, ein Gedanke, worin man Unendliches lieſt, und der aus der Menſchenſeele anſchwillt, bis hinauf, wo er in der Gottheit ſeinen Ruhepunkt findet. Hier iſt die ganze Theorie der Religion. Zuerſt ergreift uns die Zerknirſchung und Erkenntniß der Sünde, wenn unſer Fuß ſich an das Kreuz ſchmiegt und unſere Kniee darauf niederfallen. Dann haben wir Beiſpiele zur Nachahmung in den Bildern von dem Leben der Jungfrau und der Heiligen vor uns. Darauf erwacht die Sehnſucht und ſchwingt ſich in den Tönen der Orgel auf, und mild begegnen ihr von den Roſenfenſtern herab das Licht und der Farbenglanz der Hoffnung. So geſtärkt wandeln wir den finſteren ſteilen Pfad des Lebensthurmes hinauf. Zwiſchendurch giebt es Lichtblicke, und oben auf der Galerie angelangt, hat man ſchon eine weite Ausſicht über das Leben errungen und einen großen Theil der Freiheit der Kinder Gottes. Die Qualen und Trübſale erſcheinen klein; wir ſind hier mitten im Labyrinth des Gottesgebäudes und ganz in die heiligen Myſterien eingeweiht. Nicht ſchrecken uns mehr die vielen grimmigen Köpfe der Ungeheuer, die, wie ich mir denke, den befleckten Sünder warnen ſollen, ſich dieſen heiligen Mauern zu nähern. Aber dieß iſt noch nicht die Hälfte unſerer Pilgerreiſe, und

tieferes Dunkel als zuvor müſſen wir noch durchdringen — da thut ſich denn am Ende das Himmelslicht uns auf, die freie Luft umweht uns, und hier fühlen wir uns als die Herrſcher der Welt, hier ſind wir unſerem Zenith näher, bis hierher ſteigt nicht mehr der Hauch der Grüfte, die Welt iſt vollkommen!

Das Hôtel Dieu liegt gerade unter uns, man überſieht den Garten und die beiden Häuſerreihen, welche dieſe Anſtalt ausmachen und durch eine Brücke verbunden ſind. Vieles Andere noch beherrſcht unſer Blick, aber um Paris bequemer als Augenkönig beherrſchen zu können, müſſen wir noch höher ſteigen. Im Hinaufklimmen beſucht man die große Glocke, „le Bourdon,“ man kriecht in ihren weiten Bauch hinein. Dann geht es noch weiter bis auf die Spitze des einen Thurmes. Welch eine Häuſermaſſe! Der ganze Umkreis von Paris liegt zu unſeren Füßen, und wir ſuchen nun die einzelnen hervorſtehenden Punkte auf, den Arc de l'étoile am äußerſten Weſten, die Tuilerieen, den Pont de la Concorde, les Invalides. Ganz in unſerer Nähe erblicken wir das Quartier Latin mit ſeinem Pantheon und dem Thurme von St. Etienne du Mont, dann das Marais und den Jardin des Plantes. Wir überſehen das ganze neue Paris, das Faubourg St. Germain mit dem Luxemburg, mit St. Sulpice und ſeinen Hospitälern. Auf der anderen Seite zeigt ſich der Montmartre mit ſeiner Häuſermaſſe und ſeinen Windmühlen, nahe unter uns die düſtere Cité mit dem Palais de Justice u. ſ. w. Wir wenden uns und bemerken die l'Isle St. Louis, wo wir mit den Augen das Hôtel

Lambert ſuchen, wo die Fürſtin Czartoryska wohlthuend weilt. Drüben haben wir den weißen Thurm von St. Denis wieder näher, die Juliſäule und die Säule des Place Châtelet. Den krummen Lauf der Seine ſehen wir entlang, und dicht unter uns ſchauen wir ſo recht tief in das rege Leben des Greve-Platzes und in das Getreibe längs der Quais hinunter. Es iſt ein bewegliches Panorama. Die Mondſichel über uns ſieht von ihrem blauen Himmelsthron Alles freilich noch beſſer als wir; aber da kommen die neidiſchen Schneewolken an und werden bald ihr Auge verſchleiern. Wundervolle Lichtpunkte zeichnen ſich aus in dieſen Häuſerreihen. Aber der Wind ſchneidet uns in's Geſicht und treibt uns die ſteinernen Stufen hinunter zu der Galerie, wo, trotz oder eben wegen des Verbots, etwas anzuſchreiben, die Namen der Beſucher dicht gedrängt ſtehen. Wie viele ſtanden wohl ſchon vor uns hier und welche Tauſende werden noch nach uns hier ſtehen? Wer kann zählen die Lande, aus denen die Fremdlinge hierher kamen, und wer hat alle die fremden Töne gehört, die in dieſem Luftkreiſe verhallten? Die meiſten dieſer Beſucher ſind längſt höher geſtiegen und ſchauen auf das ganze Weltpanorama hernieder, wie wir jetzt auf Paris. Ich merke, ſie lächeln über unſeren Pygmäengeſchmack.

Nun ſind wir wieder unten im heiligen Säulenhain, und vor dem Hochaltare liegt ein Mann mit ſeinem ganzen Körper auf die Erde geſtreckt; ſo durchdrungen von Andacht und voll Gebet war er, daß ein Theil davon auch in Die überging, die bei ihm vorbeigingen.

Mit dieſem Gebetſtrahl verließen wir nun auch dieſe Hallen und kehrten zurück über den Markt nahe bei der Morgue; mir däucht, ich möchte die hier gekauften Früchte oder Gemüſe nicht eſſen, ſie ſind zu nahe bei der Verweſung ausgeſtellt. Aber die Bewohner der Cité nehmen's wohl nicht ſo genau. Einer von unſerer Geſellſchaft hatte Neugierde oder Wißbegierde genug, dem unbekannten Körper, der dort ausgeſtellt war, einen Blick zu ſchenken; aber wir Anderen begnügten uns mit der bloßen Vorſtellung.

Darauf wandelten wir weiter am Quai hinunter, die düſteren Thürme der Conciergerie im Auge. Der Pont neuf führte uns von der Inſel wieder auf's Feſtland und eröffnete uns den weiten Proſpect am Louvre hinunter.

Die Fenſter der Tuilerieenſeite, welche die Königin bewohnt, funkelten wie lauter Abendſonnen; hinter uns ſpielte die Cité in verſchiedenen Farben, in Roth, Grün und Blau. Doch es hatte ſechs Uhr geſchlagen, und das iſt die Stunde, wo der Pariſer Alles mit dem Rücken anſieht, ſeine „soupe grasse“ und den „pot au feu“ u. ſ. w. ausgenommen.

Le Marché des Innocents.

Dieß iſt der große Markt für alle Bedürfniſſe der täglichen Nahrung. Für Geflügel, für Wild, für Fleiſch, für Kartoffeln und Zwiebeln, für Eier und Butter und Käſe, für Fiſche, für Gemüſe u. ſ. w. giebt es beſondere Abtheilungen. Er wird alle Tage gehalten,

und jede anſpruchsloſe Bürgerfrau, manche von ziemlich gutem Stande, geht ſelbſt dorthin mit ihrer Bonne, um ihre Einkäufe zu machen. Dieß iſt alſo das Reich der „Dames de la Halle,“ geſchichtlichen Andenkens.

Ich war neugierig, ſie zu ſehen, und hatte mich mit unſerer Bonne, welche verſchiedene Haushaltungsartikel einkaufen wollte, dahin begeben. Zärtlichkeit und Hochmuth oder Verachtung ſind die Haupteigenſchaften der Dames de la Halle. Wenn ſie dich anrufen und einladen, o da iſt Alles Honig und Süßigkeit: „Voyez, ma petite chatte, qu'est-ce que vous demandez?“ — „Venez ici, ma chérie, cherchez ce que vous voulez.“ — „Une jolie carpe, ma mie, ma fichette, voyez, une anguille?“ — „Voyez, ma belle.“ — Kurz, es wird dir ganz warm und heimiſch zu Muthe, du wandelſt hier ja im Reiche der Liebe und Zärtlichkeit. Aber wenn du nichts von ihrer Waare kaufſt und ihnen den Rücken kehrſt, ſo wendet ſich die Medaille um und es heißt: „Ah la belle chalande!“ — „Qu'est ce qu'elle a perdu?“ — „Elle n'a pas le sou!“ — Dieſe und viele andere ſchöne Redensarten entſtrömen ihrem Munde, als ob ſie erwarteten, daß man den ganzen Markt aufkaufen ſollte.

Den eigentlichen, wahren Typus der Dames de la Halle zeigen die auf dem Fiſchmarkte, die da unter dem Schutze ihres Daches auf ihrem erhöhten Stuhle ſitzen. Die Arme in die Seite geſtemmt, das bunte Tuch um den Kopf gewunden, vergoldete Ohrgehänge in den Ohren, ein Korallenhalsband um den Hals, den Rock vorn aufgeſchürzt — kräftige Geſtalten — ſitzen ſie wie Königin-

nen, d. h. als Fiſchköniginnen, Hansdudeldei=Gemahlinnen, da und bieten dir ihre Unterthanen mit jenen Honigworten an. Hier ſchwimmen die Karpfen und Hechte lebendig in großen, ſteinernen Waſſerbecken, in die ein ſteinerner Froſch unermüdlich friſches Waſſer ſpeit und ſprudelt. Dort ſieht man nichts als Haufen von jenem Seeungeheuer mit langem dünnen Schwanze und breitem Bauche, „Raie“ (Roche) genannt, dem alle Deutſchen, auch wenn er in ſeiner Butter ſchwimmend auf den Tiſch kommt, noch ein ſchiefes Maul ziehen. Auf einer anderen Seite giebt es nichts als Stockfiſch (morue salée), und weiterhin alle die anderen Arten von Fiſchen vermiſcht. Dabei haben die Verkäuferinnen die eigene Mode, eine große Stecknadel mit ſchwarzem oder buntem Kopfe in die großen Fiſche zu ſtecken, welche dazu dient, um zu bezeichnen, wie groß das Stück, welches man nehmen will, ſein ſoll.

Hier herrſcht die größte Lebendigkeit; dieſe Damen führen eine höchſt lebhafte Converſation unter ſich, wobei ſie ſich ebenfalls jene Schmeichelnamen geben, welche mit ihren koloſſalen männlichen Figuren, die unter einem anderen Himmel als dem franzöſiſchen geboren zu ſein ſcheinen, merkwürdig contraſtiren. Sie haben ſich kürzlich, wie bekannt, auch wieder auf der politiſchen Bühne gezeigt, indem mehre von ihnen mit jenem Zuge hinüber nach England gingen, um dem Herzoge von Bordeaux ihre Aufwartung zu machen. So vermeldeten wenigſtens die Zeitungen, wenn ſie ſich nicht moquirt haben, denn ich begreife dieſe plötzliche politiſche Umwandlung jener ſonſt ſo ausgelaſſenen Revolutionärs nicht.

In der Fleiſchhalle findet man nicht dieſelben energiſchen Geſtalten, aber ein ähnliches Leben; hier giebt es auch Männer. Ich war zur Fütterungsſtunde der Menagerie da und bemerkte, wie ſogleich ein immenſes Stück Fleiſch im Rachen eines Tigers oder Löwen wie ein Stück Zuckerbrot verſchwand. Paris kam mir vor wie ein ſolches gieriges Thier, als ich hier dieſe Fleiſchhaufen liegen ſah, dieſe Hunderte von bleichen Kalbsköpfen, dieſe unzähligen blutigen Schafsköpfe, einen auf den anderen gehäuft, dieſe Herzen, Lebern, Fraissures u. ſ. w. Das Alles ſpaziert alſo in das beredte franzöſiſche Mundthor hinein! O grauenhafte Kannibalen, die wir ſind! das Alles zerreißen wir mit unſeren Zähnen, wir, die wir eine unſterbliche Seele haben?

Die Schlächterladen in den Straßen von Paris haben ein appetitlicheres Anſehen als dieſe Fleiſchreihen. Sie ſind ſelbſt eine Zierde unter den Läden. Mitten zwiſchen dieſen rohen Fleiſchbergen giebt es aber eine ganze Reihe von Läden, wo ein ekelhaftes gekochtes Gemengſel verkauft wird, das aus Reſten von Fleiſch und Gemüſe, allerlei Zuſammengeſcharrtem, beſteht. So unkenntlich war es mir, daß ich mich erkundigen mußte, was es ſei. Dafür wurde mir die naſeweiſe Frage, ob mir davon etwas zu meinem Diner gelüſte.

Der Marché aux volailles gefiel mir beſſer. Todte Haſen und Kaninchen mit ihrem weichen Fell über den Rippen erſcheinen uns immer niedlich, wenn wir ſie auch bedauern. In ſolchem Ueberfluß wie hier bekommt man ſie nicht leicht wieder zu ſehen. Auch der Schweinefleiſchmarkt

hat ein beſſeres Anſehen; hier ſind die Bauern geſchäftig, und die Charcutiers laden ihre appetitlichen Schweine auf, die alle halb durchgeſchnitten ſind.

Es giebt auch einen eigenen Auſternmarkt daſelbſt. Aber die franzöſiſchen Auſtern haben mich nie ſehr angezogen.

Auf dem Buttermarkte war die Waare nicht ſo zierlich ausgeſtellt wie anderswo; ohne grüne Blätterverzierung erhoben ſich hier die Butterberge, nackt und kahl, in ihren verſchiedenen Schattirungen von Gelb und Weiß. Wenn man ſich nun dabei alle Wieſen denkt, welche grünen, alle Butterblumen, welche blühen, alle Kühe, welche blöken und weiden, alle Hände, welche melken, buttern und kneten mußten, um dieſe enorme Quantität dieſes Products zuſammenzubringen und das Gemüſe der Pariſer wohlſchmeckender zu machen, denn Butterbrot eſſen ſie nicht, und dazu alle die kleinen Pachthöfe, worin die Hühner gackerten, deren Eier hier in hohen Körben aufgehäuft ſind, ſo hat man ein noch lebhafteres und mannigfaltigeres Bild vor ſich.

Auf einer Seite giebt es auch Blumen; Veilchen und Goldlack duften, und Brautkränze aus künſtlichen Orangeblüthen mit Silberblättern und Immortellenkränze, die allenthalben in Paris ein Memento mori predigen, hängen nachbarlich neben einander. Inmitten des eigentlichen Gemüſemarktes fällt das Waſſer ernſt und monoton von der alterthümlichen berühmten und edlen Fontaine herunter und bildet einen großen Contraſt mit dem bunten ſchmuzigen, modernen Leben ringsum.

„Voilà le marché des Innocents!“ Sonſt war dieſer Markt ein Kirchhof; jetzt iſt er ein Lebensſpender. Todte Thiere und Immortellenkränze müſſen auch dazu helfen.

Das Erwachen von Paris auf den Boulevards.

Was gehört nicht Alles zur Toilette einer koketten Schönen! Wenn man ſie in ihrem Putze ſieht, ſo freut man ſich ihrer, man bewundert ſie und denkt wohl kaum darüber nach, wie viele Hände dazu erforderlich waren, um ſie zu dieſer Vollkommenheit zu bringen, wie viele Geheimniſſe angewendet werden mußten, und wie nüchtern ſie ausſah, als ſie eben aus dem Bett ſtieg. Paris iſt eine ſolche kokette Schöne, und vorzüglich das Paris der Boulevards. Wir dürfen nicht glauben, daß durch Zauberei alle die funkelnden Sachen vor die Fenſter gebracht werden. Tauſend fleißige Hände regen, helfen ſich in munterem Bunde. Um ſechs Uhr reibt ſie ſich die Augen, die Jungfer, nach ihrem kurzen, durch Wagengeraſſel unterbrochenen Schlafe, und nun fangen alle ihre Diener an zu waſchen, zu bürſten und zu ſtäuben. Es geht hier ſo unermüdlich und geſchäftig her, wie in einem Ameiſenhaufen. Kein Fenſtereckchen bleibt unabgewiſcht, kein Knöpfchen unpolirt; es iſt, als ob alle Ladenbeſitzer um die Wette eiferten „à qui mieux mieux.“ Hier werden die Stühle in einem Café in Reihe und Glied geſtellt, dort die weichen Sophas und Lehnſtühle ausgeklopft. Hier baut man die künſtlichen Thürme der Bonbons und Zuckerſachen in einem Con-

ditorladen auf, — wie muß man über die Geduld und die Zierlichkeit der Finger erſtaunen! — dort entrollen ſich die ſchweren Seidenſtoffe und werden als Draperieen vor die Fenſter gehängt. Hier blüht in einem wahren Hutgarten eine Blume nach der anderen auf, dort enthüllen ſich die Goldſchätze und Perlengruben eines Juwelenladens. All den Ketten, den tauſend Armbändern und Ringen wird einzeln ihr Plätzchen angewieſen. Es ſcheint mir, daß Einige ſie für die Nacht mit Papier bedecken, anſtatt einer Nachtmütze; aber auch dieſes abzunehmen und Alles zu ordnen, iſt mühſam genug.

Die Bücherladen, welche ſich draußen auf offener Straße befinden, werden etablirt und die Bilder an den Mauern aufgehängt. Wie mir däucht, liegt in der Geduld des Kaufmanns mehr Weisheit, als in all ſeinen Bänden ſteht. Nichts iſt für mich ſo rührend, ſo großartig als das tägliche Einerlei.

Es würde eine ſehr gewandte Feder dazu gehören, um dieß Alles wiederzugeben; auch müßte man, wenn man ganz nach der Natur malen wollte, Gefahr laufen, hier und da ein Paar weiße Strümpfe zu eclabouſſiren und ein rein gewaſchenes Morgengeſicht durch Staub zu verunreinigen. Denn jetzt nehmen ſich dieſe Leutchen wenig in Acht, da noch keine Elegants und Käufer über die Trottoirs trippeln. Es ſind meiſtens Geſchäftsmänner, die ſich eiligen Schrittes nach ihren Comptoirs wenden, es ſind Näherinnen mit großen Paqueten unterm Arme. Auch wandelt hie und da ein Dämchen mit

dem Gebetbuche unter dem Arme zur Meſſe; es hat zu fromme Gedanken im Herzen, als daß es ſich über ein Bißchen angeworfenen Schmuz erhitzen ſollte. In vielen Leſezimmern ſind ſchon die ſtummen Politiker verſammelt, eifrig die neueſten Neuigkeiten verſchluckend, man könnte dort jeder Fliege Fußtritte hören, und auch in manchem Putzladen ſitzt ſchon ein nett gekleidetes Frauenzimmer, emſig arbeitend, nicht achtend des Staubaufſtandes rings umher.

In der Passage du Panorame geht es nicht anders her als auf den Boulevards, derſelbe Reinigungseifer, dieſelbe Putzſucht. Es iſt gewiß die allermühſamſte Stunde der guten Leute, und die Verkaufszeit muß ihnen dagegen als eine Erholung erſcheinen. Man wünſcht ihnen von Herzen einen Zulauf von Kunden, damit ſie morgen nicht wieder ſo viel aufzuhängen und hinzulegen haben; aber ach! da wird es ja gleich wieder etwas Neues geben, denn ein leerer Fleck würde ſich nicht ſchicken. So iſt denn auch hier auf den Boulevards die ewig ſich treibende Wellenbewegung.

Gegen neun oder zehn Uhr iſt unſere Schöne dann völlig gewaſchen, — wer zählt alle die Waſſer, mit denen ſie ſich parfümirt, als: „eau de roses, eau de milles fleurs, eau de lavande, double extrait d'eau de Cologne“ u. ſ. w., und alle die Seifen für ihre Hände und ihren Nacken, als: „savon ponce, savon au cacao, savon à la mousseline, savon britannique, savon au musc, savon Guimauve, à l'ambre, à l'héliotrope“ — oder die „pâte d'amandes,“ die „pâtes veloutines,“ die „farine de

noisettes pour blanchir les mains“; — ſie iſt gekämmt, wer nennt alle die Pomaden: „pomade à la rose, à la vanille, au jasmin, à la violette“ und „bandoline fixateur pour fixer et lisser les cheveux“ — und ſie ſtrahlt und glänzt in all ihrer Schöne, mit Blumen und Bändern geſchmückt. Und nun kommt, ihr Leute, und bewundert ſie, bringt aber auch einen vollen Beutel mit, denn umſonſt kann man dieſe Putzdame wohl ſehen, aber man geräth immer in Verſuchung, ihr ein Häublein, oder ein Kräglein, oder ein Schürzlein, oder ein Bändlein oder ſonſt etwas zu entwenden. Da muß man denn ſingen können: „J'ai de l'argent, j'ai de l'argent, ah que c'est encourageant!“ ſonſt bleibe man lieber zu Haus; denn für einen ſchwindſüchtigen Beutel taugt das Paris der Boulevards nicht.

Und was beweiſt all dieß eitle Weſen? Ach du liebe Zeit! weiter nichts, als daß Paris, der Sohn Priam's und der Bruder jenes beweinten Helden, noch immer der alte iſt. Mit Helena hat er's am liebſten zu thun und ſitzt den ganzen Tag in den Gemächern der Weiber und ſchmückt ſich.

Un Hôtel garni (Hôtel d'étudiants).

(Faubourg St. Germain.)

In der Rue T . . . 7, nicht weit von der Ecole de médecine iſt ein Hotel, und vor der Portecochère dieſes Hotels hängt ein Schild, und auf dem ſchwarzen Schilde ſteht mit goldenen Buchſtaben: „Ici on loue

des appartements meublés, sans et avec cuisine. On prend des pensionnaires.“ Biſt du eben von Deutſchland angekommen über Hamburg und Rouen, oder in einer anderen Direction, und willſt du einen Freund in dieſem Hotel beſuchen, ſo tritt raſch ein, denn die Thüre ſteht bei Tage immer offen. Es iſt hier zu viel Aus- und Eingang. Der Arm des Portiers würde lahm werden vom ewigen Ziehen des Cordons, die Portecochère, ſo ſtark wie ſie iſt, würde nicht lange in ihren Angeln hängen bleiben, vom Hammerſchlage würden dazu noch Wunden in ihrem Holzfleiſche entſtehen. Nun biſt du im Hofe; linker Hand iſt die Loge des Portiers, ſie iſt nicht elegant, aber eine Uhr, eine Reihe von Schlüſſeln mit den Nummern daran, Briefe und Paquete vor dem Fenſter, eine emſig nähende Frau und ein müſſig ſcheinender Mann, die gewöhnlichen Attribute einer ſolchen Loge, ſind auch hier bemerkbar. Der Portier iſt ein wichtiger Mann, Aufſchluß kann er geben über Alles, Freude oder Kummer kann er verbreiten durch einen Brief, durch ein Wort. Er iſt der St. Petrus des Hotels. Du fragſt, ob dein Freund „au rez de chaussée, au premier, au deuxième“ oder „au troisième“ wohne, in welcher Nummer und ob er zu Hauſe ſei. „Chez lui.“ Ihr zwei Worte, inhaltſchwer, wer hat euere Folgen genugſam bedacht! Thüren, Glocken und Fenſter ſind eben ſo gut Sprachorgan, wie unſer Mund. Und wenn es denn heißt in gutmüthigem Deutſch: „Mein Kind, lerne den Mund halten,“ warum haben wir nicht auch geſagt: „Mein Kind

lerne den Riegel und die Gardine gebrauchen, ſei bisweilen taub gegen die Klingel, ſende nicht Schritte mit fliegender Eile zum Fenſter." Es geht zwar nicht in allen Fällen auf's Viertheilen hinaus, wenn wir für Andere das Seſam vergeſſen haben. Doch deutſche Sorge, wohin führſt du? Engliſches Never-mind, du mahnſt, und unten iſt ja ein Freund. Dazu weißt du nichts von ſeiner Ankunft, er hat ſich ſchon mit St. Petrus verſtändigt und ſteht nur noch ſich wundernd über die negative Eleganz des Hofes, und ſich freuend über den Geſchmack der Tochter der Wirthin, die alle Häßlichkeit deſſelben verblümt hat und im Morgenhäubchen und Peignoir hinter ihren Roſen ſitzt, nähend und den Fremden beobachtend. „Avancez!" bemühe dich hinauf, doch werde nicht ohnmächtig auf der Treppe, ſie correſpondirt mit dem Hofe; nimm dein Riechfläſchchen heraus, „me thinks I smell the morning air!" und in einem Hôtel garni in Paris iſt ſie nicht „as sweet as hay."

Au deuxième Nr. 17 ziehe die Glocke. Man öffnet, trotz meiner obigen Ermahnung, — die liebe, junge Welt! — und bald geſtehſt du, daß ein ſolches Hotel nicht ſeine beßte Seite nach außen gekehrt hat. Betrachte nur die elegante Uhr auf dem Geſimſe des Kamins, die vergoldeten Vaſen, mit künſtlichen Blumen gefüllt, unter den Glasglocken zu beiden Seiten, dazu die hübſchen Leuchter und andere kleine Zierathen, die breiten und langen Spiegel, zwei oder gar drei an der Zahl, die Kupferſtiche rings an den Wänden, das Sopha und die Lehnſtühle, mit Damaſt de couleur d'o-

range oder carmoisi überzogen, die eleganten Glasſchränke, die Teppiche u. ſ. w., das elegante, mit dem klarſten Mouſſeline behangene Bett im Nebenzimmer, wo die Spiegel, Blumenvaſen u. ſ. w. ſich wiederholen. Dieß iſt alſo nicht ſo ſchlimm, wie du dir's gedacht haſt, und willſt du einmal zu Mittag bei uns fürlieb nehmen, ſo ſoll's uns lieb ſein, und du wirſt einen Blick weiter thun in dieſe Geheimniſſe.

Wir gehören hier zu den Penſionnairs, bei Weitem dem intereſſanteſten Theile der Bevölkerung einer ſolchen Colonie. Was die Locataires betrifft, welche alle Tage beim Reſtaurant oder aus ihrer eigenen Küche diniren, ſo wiſſen wir von ihnen ſo wenig, daß, als wir neulich aus einer Soirée nach Hauſe zurückkehrten, eine unſerer dort gemachten Bekanntſchaften den ganzen Weg uns vorausging und zuletzt zu unſerer Verwunderung vor derſelben Pforte, auf welche wir zuwanderten, ſtehen blieb und mit ebenſo vielem Recht Einlaß begehrte wie wir.

Sechs hat's geſchlagen, unſer Freund, den wir ſo eben eingeladen haben, iſt angekommen, und der Garçon hat ganz außer Athem in die Thüre gerufen: „diner, s'il vous plait!“ Man geht hinunter in den Salon. Er iſt nicht groß, aber auch nicht unelegant, die Möbeln ſind mit Carmoiſinſammet überzogen, ein Clavier iſt darunter, und an der Wand hängt ein großes Gemälde, das Bild der Wirthin vom Hauſe darſtellend, wie ſie, von ihren Tagesunruhen und Tracaſſerieen ermüdet, im Lehnſtuhle ruht und ihre Tochter hinter ihr ſteht. Die Portraits ſind ziemlich ſchlecht gemacht, doch

nicht ganz unähnlich. Vor dem Kamine ſtehen einige Herren im Frack, die ſich die Hände reiben und den Damen Platz machen. „J'ai bien l'honneur de vous saluer, Mesdames; vous vous portez bien?“ Andere kommen hinzu im Oberrock, geſtiefelt und geſpornt, d. h. geſpornt mit Lutetia's Schmutz, wenn dieſer ein Sporn ſein kann und nicht vielmehr ein Rückhalt iſt. „How do you do to night?“

Bald iſt der kleine Salon ſchwarz vom Gedränge, und man hört mit Entzücken den Ruf: „la soupe est servie.“ Der Dampf der Suppenterrine iſt die Magnetnadel des Eßſaals, oder vielmehr, damit der Schuſter bei ſeinem Leiſten bleibe, dieſer Dampf hebt den Muth des Magens wie ſonſt den Deckel des Theekeſſels, er treibt mit Railway-Schnelle die Beine an den gedeckten Tiſch. Kommt, ihr matten, durſtenden Seelen, was braucht's der Römer Roſenkränze, die Tafel ſelbſt iſt bekränzt mit einem Kreiſe von kleinen Caraffen, funkelnd weiß und roth; bei jedem Couverte ſtehen zwei, eine mit klarem (ich ſage nicht: mit makelloſem) Seinewaſſer, die andere mit „vin ordinaire,“ eine halbe Bouteille, das exacte Maß jedes Gaſtes enthaltend. Dieſer Caraffenkranz iſt der Stolz der Frau Wirthin und ihrer Tochter. Wie oft mag dieſe letztere voll Bewunderung davor geſtanden haben, wie vor lauter roth und weiß geſtreiften Lancaſterroſen (die Farben erlauben uns dieſen Vergleich), nachdenkend über das Spiel der Natur und das Schickſal von Nationen. Das Schickſal von Nationen? Liegt denn dieſes unſerer Mademoiſelle Amélie am Herzen?

Ei freilich; denn wer kennt die Völker, nennt die Namen, die gaſtlich hier zuſammenkamen!

Von Deutſchlands Höh'n, von Albions Strand,
Von Spanien und vom Schweizerland,
Auch von Braſilien kamen ſie,
Von Boſton, Algier, wer ſagt: wie?

Ellbogenraum hat man nicht, doch was ſchadet's, denn Zungenraum iſt da. Nur die engliſchen jungen Herren höre ich im Laufe des Dinirens Klagen über dieſe „vegetable diet“ und Seufzer nach ihrem „roastbeef of old England“ ausſtoßen. Doch wir haben noch nicht angefangen, ſondern uns erſt hingeſetzt und zurechtgeſchoben, vor allen Dingen die ſeidenen Kleider etwas vom Boden aufgenommen (denn ſo ein Eßſaal-Fußboden iſt verrätheriſch) und die leinenen Servietten auseinander gefaltet*). „Eßſaal,“ ſage ich, man könnte ihn vielleicht ein düſteres Eßloch nennen. Doch er iſt durch Lampen ſchön erhellt und wird nun noch mehr erheitert durch die Ankunft der Madame M., unſerer Wirthin, und deren Tochter, die beide „en grande tenue“ erſcheinen. „It is astonishing how these French people brush up in the evening,“ flüſterte mir mein Nachbar John Bull

*) Mit Drell iſt man ſehr ſparſam in Paris. Das Tiſchzeuch in gewöhnlichen Häuſern iſt immer von ziemlich grobem Leinen mit einem blauen Streifen an der Seite. Die Handtücher habe ich niemals anders als von Leinen gefunden, auch in den eleganten Häuſern. Durch unſeren Luxus mit Drell zeichnen wir Deutſchen uns vor den Franzoſen und Engländern aus.

in's Ohr. Er iſt es von ſeinen engliſchen Schweſtern gewohnt, ſie vom frühen Morgen an im fertigen Anzuge, beſchleift und geputzt zu ſehen. Er iſt moquant den Franzoſen gegenüber. Doch iſt es wahr, daß die goldenen Nadeln und die zierlichen Kämme im Haar einen großen Contraſt mit der Morgenhaube bilden, ſowie das elegante Atlaskleid von dem oft ſchmuzigen Peignoir gar ſehr abſticht. Madame M. und Mademoiſelle Amélie kommen nach Art der Vornehmen immer etwas ſpät, obgleich ſie als gute Hauswirthinnen zuerſt da ſein ſollten, ſehen dann mit viel Anſtand am Tiſch herum und begrüßen nach der Reihe die Anweſenden. Ich ſah nur die Franzoſen und Braſilianer den Gruß mit eben ſo viel Anmuth erwiedern, die Deutſchen und Schweizer dankten mit einfacher Gutmüthigkeit, und die Engländer alle mit einer moquanten Miene.

Nun facht die Suppe die Unterhaltung an, ein wahres Babel, wie ſich dieß denken läßt. Engliſche Wellen brechen ſich an dieſer Seite, — ſpaniſche und portugieſiſche Melodieen lispeln mir gegenüber, — franzöſiſche Anmuth und Rundung läßt ſich an dem Ende des langen Tiſches vernehmen, — deutſcher Kern und tiefer Kehllaut (wir ſind nun einmal Bergleute in jedem Sinne) erſchallen ganz in meiner Nähe, und ſchweizeriſches Patois, in dem die Bergwände die Endbuchſtaben verſchluckt haben, ertönt am anderen Ende.

Franzöſiſch iſt aber das allgemeine Verſtändigungsmittel, und es iſt nicht unintereſſant, zu bemerken, wie auch hier Jeder ſeine Nationalzungenwurzel hinüberträgt.

Die engliſche Zunge erſcheint entſchieden als die unbiegſamſte, ſowie der engliſche Geiſt in mancher Hinſicht. Die engliſchen Studenten geben ſich kaum die Mühe, die Fragen der Madame M. zu beantworten, ſondern ſprechen unter ſich: „What does she say? I can't understand a word."

Nach der Suppe kommen die Kartoffeln in der Montur mit Butter, und darauf erſcheint das „boeuf au naturel" oder der „pot au feu" als Uebergang oder Zwiſchenact zum „rôti." Nun bedauere ich meine Engländer in der That; denn es iſt ihnen und mir ein Gräuel, anzuſehen, wie das Tranchiramt hier verrichtet wird. Niemals wird der Braten gegen den Faden geſchnitten, wenn's nicht der Zufall ſo mit ſich bringt. Hat man einen „gigot de mouton," ſo nimmt man den Knochen, den man hier ziemlich lang daran läßt, und welcher, da er mit Papier umwunden, nicht unreinlich iſt, aber doch ein ſchlechtes Anſehen hat, ohne Weiteres in die Hand. Es iſt dieß eine allgemeine Pariſer Sitte. Iſt Geflügel zu tranchiren, ſo wird es jämmerlich zerhackt. „Did you ever see such butchery?" Der Fiſch kommt nach dem Braten. Das Gemüſe, welches bei uns immer mit dem Braten vermählt und, ſo zu ſagen, als deſſen ſchwächere Hälfte erſcheint, wandelt auf einer franzöſiſchen Tafel ſelbſtſtändig und allein. Vielleicht beſteht es heute aus Chicorée oder aus gebackenen Sorcinaren oder aus etwas Aehnlichem.

Die Wirthin ladet zu Allem auf's Freundlichſte ein, während man in der engliſchen Ecke Vieles verſchmäht und einander auf die Auſtern und den Porter des

Abends vertröſtet, — während in der franzöſiſchen lebhafte Kunſtkritik rege iſt, wozu die Expoſition im Louvre Anlaß giebt, — während tiefe Stille im amerikaniſchen Kreiſe herrſcht, — während die Braſilianer immer ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen haben und eine vielſagende Miene präſentiren, — während endlich die Deutſchen in einer tiefen Anſchauung des Ganzen verſunken ſind. Die Franzoſen werden ſo laut, daß ſie ſich am Ende noch bei der Kehle kriegen. Es iſt ganz merkwürdig, wie leicht ſie ſich um einen Pinſelſtrich, um ein Nichts erhitzen; ſie erſcheinen einem wie Kinder, wenn man ſo eben vom Lande der noblen Privatmeinungen herübergekommen iſt. „It is my private opinion, but I may be wrong,“ ſo ſagen die Engländer immer ſehr beſcheiden und vermeiden dadurch alles Disputiren. Wo aber iſt unſer „bête noire?“ Könnte dieß fehlen in einer Geſellſchaft von jungen Franzoſen? Gewiß nicht. Armes „bête noire,“ deine Betiſe muß ſchon ſehr ſchwarz und deine Gutmüthigkeit ſehr weiß ſein, wie könnteſt du ſonſt allen dieſen Angriffen widerſtehen? Man hackt auf dich los „sans pitié,“ wie der Geier auf die Leber des Prometheus. Ja, du biſt ſelbſt ein Prometheus, du giebſt Leben dem regungsloſen Steine, denn da ſehe ich einen Engländer ſich aus Mißmuth von der Tafel erheben; ihm iſt dieſe Stichelei unerträglich, und ſollte es damit auf eine ihm ganz fremde Perſon abgeſehen ſein. Trifft ſie aber aus Zufall einen Landsmann, dann wehe, wehe dem angreifenden Theile. Englands Atmoſphäre verfinſtert ſich, ſollte auch ringsumher ein Gelächter herrſchen, und wer weiß, ob uns

morgen Abend die Küſten dieſer Inſel nicht ganz entrückt werden.

Wir ſind noch bei den „beignets aux pommes;“ denn Eile mit Weile, heißt's bei einem ſolchen Diner. — Welch' neues Wunder begiebt ſich? — Ein erſtickender Geruch dringt aus der nahen Küche in's Zimmer. — „C'est affreux! qu'est-ce que ça peut-être? C'est du sucre brulé.“ — „Ah le chef aura gâté mon gâteau.“ Die Wirthin hat recht gerathen; der Kuchen hat niemals Glück, die untere Seite gleicht einem Mohren. „Et c'est un gâteau très-cher, il m'a coûté —!“ klagt Madame M., ſie entſchuldigt ſich nicht bei der reſpectiven Geſellſchaft; nie entſchuldigt ſie ſich, das iſt ihre Maxime. Iſt die Suppe wie Waſſer, ſo ſpricht ſie: „Vous ne la trouvez pas bonne, ce n'est pourtant pas si mauvaise;“ iſt der Wein ſüßlich, ſo heißt es: „Ce n'est pas ma faute, je ne comprends pas de telles choses.“ — Es giebt auch noch andere Sachen, die ſie eben ſo leicht aufnimmt. Es ereignet ſich z. B. nicht ſelten, daß, wenn man zum Eſſen herunterkommt, die Tafel in eine ſo dichte Rauchwolke eingehüllt iſt, daß man Mühe hat, ſeinen Platz zu finden. Der Ofen hat nämlich heute nicht gut gezogen. Alle Thüren und Fenſter werden aufgeſperrt, und man befindet ſich in einem tödtlichen Zuge. „Ça se passera tout-à-l'heure,“ ſo tröſtet Madame M. ſich ſelbſt, denn ſie verſichert, daß ihre Augen ſehr ſchmerzen. Sie lacht über das allgemeine Gemurmel und über einige Ungeduldige, die aufſpringen und ſich empfehlen, oder über Andere, die mit ihrem Teller ſich hinter die Thüre

ſtellen. Am Ende muß der Schuldige, d. h. der Ofen (denn er iſt ein „Calorifère ambulant") ſelbſt hinausmarſchiren, und nun ſitzt man in der luftigſten Kühle, denn es iſt in der Mitte des Monats Februar. Indeß, unſer verbrannter Kuchen von vorhin erſcheint, und man ſollte meinen, auch er würde Einige verjagen. Doch nein, man behilft ſich in Frankreich und nimmt fürlieb mit dem, was man hat.

Bald kommt die Stunde der Oper und des Schauſpiels, und „les Italiens" werden nicht leicht von den Amerikanern und Engländern verſäumt. Die Franzoſen möchten es gern auch ſo machen, aber ſie ſind nicht reich genug dazu. Ferner finden Jene ſelten ein Vergnügen darin, an der Soirée, zu der man ſich nach dem Deſſert in dem Salon vereinigt, Theil zu nehmen. Beim Deſſert ſpielen der „fromage de Bri," der „Gruyère," „des cerises à l'eau de vie" und kleine Biscuits eine Hauptrolle. Man taucht die letzteren in ſeinen Wein; denn hier iſt das Eintauchen erlaubt; wer dürfte dieß aber in England wagen?

Nun geht man in den Salon, wo ein helleres Feuer im Kamine brennt. Die Lehnſtühle und das Sopha zur Seite werden den Damen eingeräumt. Von den Herren ſervirt jeder „une demi-tasse de café" ohne Milch mit einer Maſſe Zucker, und nun wird manches höfliche Wort, manches graciöſe Compliment und mancher Calembourg rege. Doch einen leiſen Seufzer höre ich entſchlüpfen in der Sophaecke. Er zieht nach den Schweizerbergen hin, der arme Gefangene, und haucht dort das Alpenröslein an zu friſcher Blüthe, und flieht

dort in das Alpenhorn, zu tönen weit hin und allmächtig in die Freiheitsluft. O meine Schweizerfreundin, dir ſcheint die Blüthe hier welk, das Leben alt und, was ſie reden, tauber Schall. Du biſt aber nicht die einzige Fremde. Meere trennen meinen Nachbar von ſeiner Mutter, von ſeinen Brüdern, und er erzählt mir von den Zuckerplantagen ſeines Vaters in Rio. Dort rauſchen ſpaniſche Nationaltöne über die Saiten des Claviers, hier umſchweben Fauſtphantaſieen eine deutſche Träumerin. Hier ergießt ein „brother Jonathan“ ſich im Lobe ſeiner ſchönen Landsmänninnen und rühmt, wie viel leichter und angenehmer der Umgang mit ihnen ſei, da die Etiquette ihnen weniger Zwang auferlege als den Franzöſinnen, — ein ſtillſchweigender Beweis ihrer größeren Moralität. Dort gähnt ein John Bull, und wenn es dir gelingt, ihn zum Sprechen zu bringen, ſo erzählt er dir von ſeinen „Sisters“ und „Brothers,“ und das iſt ein ſehr hübſcher Zug von ihm. Es kommt aber auch gleich dahinter her, daß er nächſtes Jahr nach Oſtindien gehen muß. Natürlich ſetzeſt du voraus, daß ihm dieß ſehr leid thun müſſe, da er ſo an ſeiner Familie zu hängen ſcheine. „I am obliged,“ iſt die kurze Antwort. Ohne Widerrede gehorchen die Engländer dem eiſernen Geſchick. Da die unſtäten Wellen ſie ſo nah umſpülen, ſo halten ſie ſich deſto ſicherer mit unerſchütterlichem Willen.

Um einen franzöſiſchen Schleier über alle dieſe fremden Gedanken und Gefühle zu werfen, kommen dann noch einige Freunde des Hauſes an, einige Mütter mit

ihren hübſchen Töchtern, die Damen S. und ein paar Schnurrbärte. Die Damen werden von ihren Freundinnen „sans gêne“ vor der ganzen Geſellſchaft mit dem üblichen doppelten Kuſſe begrüßt. Und nun ſetzt man ſich zu einem Spielchen, oder man ſtellt ſich auf zu einer Quadrille, und dabei wollen wir die Geſellſchaft einſtweilen laſſen, während wir uns in unſer Zimmer zurückziehen. Da kann man aber auch noch einige Züge dieſes Hotels wahrnehmen, wenn auch nur mit den Ohren. „Le cordon, s'il vous plaît,“ dieſer Ruf hört den ganzen Abend nicht auf. Er iſt eine Aufforderung an den Portier im Vorübergehen an der Loge, den Zug der großen Thüre zu ziehen, wenn man hinaus will, ſowie man klopft, wenn man hinein will. „Le cordon, s'il vous plait,“ iſt wohl diejenige Phraſe, welche am öfterſten in einem Tage unter dem Zenith von Paris ausgeſprochen wird. Die Pariſer haben eine Art Singſang dafür, denn ſie iſt ihnen ſo geläufig. Daß das Ohr der Portiers noch nicht taub dafür geworden, iſt mir ein Wunder, denn die übermäßig ofte Wiederholung ſtumpft ſonſt die Sinne ab. Doch die Zauberworte: „le cordon, s'il vous plait“ ertönen, und die Thür ſpringt auf, das folgt ſich Schlag auf Schlag. Bis ſpät in die Nacht geht es hinein; am ſpäteſten klopfen die jungen Engländer; ſie führen gewöhnlich das ausgelaſſenſte Leben in Paris. Sie kommen herein halbtrunken, laut ihre Lieder ſingend und ihre Nachbarn aus dem Schlafe ſtörend. Die franzöſiſchen und griechiſchen Studenten dieſes Hauſes, obgleich ſie doch zu Nationen gehören, deren Blut für ich weiß nicht wie

viel Grad wärmer gerechnet wird, erlauben ſich dieß nie. Die Engländer, wenn ſie aus ihrer natürlichen Ruhe heraustreten, ſind immer übertriebenen Muthes.

La halle aux blés, — la colonne de Catharine de Médicis, — l'église St. Eustache, — le puits de Tantale, — la fontaine des Innocents.

Man ſieht ſo ein Bouquet von Gebäuden in Paris in einem Morgen ohne viele Mühe.

Wenn ich „Bouquet" ſage, ſo will ich damit auf keine andere Aehnlichkeit mit einem Blumenſtrauße anſpielen als auf die des dichten Haufens, denn was den Wohlgeruch betrifft, ſo muß man ihn in dem Quartier nicht erwarten, wohin wir uns jetzt begeben wollen. Es würde im Gegentheil wohlgethan ſein, ſich vorher mit einem auserleſenen Flacon von Hombigon zu verſehen.

Was indeß die „Halle aux blés" anlangt, ſo können wir noch etwas länger beim Bouquet ſtehen bleiben, denn ſie hat wenigſtens mit der Pflanzenwelt zu thun. Früher freilich war dieſer Platz von Einer bewohnt, die durchaus nicht die Blume ihres Geſchlechts genannt werden könnte, denn hier ſtand das „Hôtel de Soissons," welches Katharine von Medicis für ſich hatte bauen laſſen. Jetzt aber liegen hier alle die Korn- und Mehlſäcke aufeinander gehäuft, welche die Umgegend von Paris mit ihren Producten füllt. Hier verſammeln ſich Mitt-

woch und Sonnabend Nachmittags die Pächter, die Müller und Bäcker, um zu kaufen und zu verkaufen. Es handelt ſich darum, eine Million hungriger Münder zu befriedigen, und um die Arbeit von Gott weiß wie vielen Millionen Zähnen, denn die Pariſer haben gewöhnlich ihre 32 beieinander. Aus dieſen Säcken wächſt der lange Pariſer Brotbaum heraus, von dem wir ſchon geſprochen haben. Dieſe Halle iſt ein ſehr ſchönes Gebäude in Form eines Amphitheaters, und die Kuppel beſteht inwendig aus einem eiſernen Netz und iſt mit Kupfer bedeckt. Man ſagt, daß, als dieß Kupfer noch neu und glänzend war, es einen ſehr ſchönen Effect machte und das Licht dadurch ſo vermehrt wurde, daß das große, runde Gewölbefenſter hinreichte, dieß geräumige Gebäude zu erhellen. Seitdem aber das Kupfer durch Nebel und Feuchtigkeit blind geworden, iſt man genöthigt geweſen, noch einen Kranz von Fenſtern rings umher hinzuzufügen.

Rund um die innere Arena läuft eine Arkade von 25 ſteinernen Bogen, über denen die Kornböden liegen. Auf dieſe Weiſe iſt die Halle, welche als ein Meiſterwerk der Baukunſt angeſehen wird, vor dem verzehrenden Feuer geſichert, welches noch vor 40 Jahren hier eine arge Verwüſtung anrichtete. Das Gebäude beſtand damals meiſt aus Holz und Glas und iſt ſeitdem ſehr verbeſſert worden.

Außer durch ihren Nutzen und ihre Schönheit zeichnet ſich die „Halle aux blés“ auch noch durch ihre Curioſitäten und Antiquitäten aus. Die Treppe z. B. ſoll ſehr merkwür-

big ſein, aber ich war zu müde, ſie zu beſteigen. Das vielfache Echo, welches man, gerade unter den Fenſtern in der Mitte ſtehend, hört, iſt auch berühmt. Ich ſagte auf dieſer Stelle einige Worte zu der Municipalgarde und erſchrak, denn gleich nachdem ich ſie ausgeſprochen, kamen ſie ſo wild, laut und confus von ganz oben wieder heruntergepoltert, daß es ſchien, als ob ſie von einer Treppe herabfielen. Es war, als ob ein brummiger Geiſt dort oben wohne, einer, der, unzufrieden mit der menſchlichen Sprache, ſie ſchnell wieder zurückſchnellt, ſo daß ſie heulen muß.

Die Antiquität iſt außerhalb, eine doriſche Säule, die ſich an die Südſeite der Halle lehnt. Es iſt dieß ein Ueberbleibſel des Hôtel de Soissons, welches ſonderbarer Weiſe von den Zerſtörern reſpectirt wurde. Hier war es, wo Katharine von Medicis mit ihrem Aſtrologen Ruggiero die Sterne um ihr Schickſal und das ihres Volkes befragte. Viele aſtrologiſche Inſtrumente, Zirkel und Halbzirkel, die ganz geheimnißvoll anzuſehen ſind, zeugen noch von dieſem alten Gebrauche; jetzt hat man eine ausgezeichnete Sonnenuhr auf dem Gipfel der Säule angebracht, welche die Stunden des Tages zu jeder Jahreszeit genau angiebt. Am unteren Theile der Säule befindet ſich ein Brunnen. Alſo wenn dieſes Monument uns auch nichts mehr berichten kann über die Entdeckungen, welche jene Königin im Reiche der Sterne machte, ſo beurkundet ſie doch immer die ewige Wahrheit für Alle, daß die Zeit nie ſtill ſteht und daß das Waſſer ein eben ſo bewegliches Element iſt.

Vor mehren Bogen der offenen Arkaden der Halle aux blés, durch die man hinein- und herausstritt, hielten Wagen, die von weiß bepuderten Männern, welche breitränderige, weiße Hüte auf dem Kopfe hatten, mit Kornſäcken beladen wurden. Dieſe Hüte mit ihren gigantiſchen Rändern ſind überhaupt das Hauptcoſtum in dieſer Gegend, wie die Hauptläden ſolche ſind, die mit Hülſenfrüchten handeln, vielleicht weil ſolche Sachen von den Bauern, die das Korn zur Halle führen, zugleich mit hierher gebracht werden können.

Wir erfragten nun unſeren Weg nach St. Euſtache, und eine gefällige gute Frau, die in der Halle ſaß, eine Detailmehlverkäuferin, mit welcher wir ſchon etwas Unterredung gepflogen hatten, zeigte uns die Kirche: „Tenez, vous pouvez la voir là; ah, St. Eustache, je l'aime tant, c'est ma paroisse.“ Es iſt aber Schade, daß dieſe ſchöne Kirche von ſo engen, ſchlechten Straßen umgeben iſt, daß ihre Außenſeite ſich im Dunkel verliert, wenigſtens ſich nicht impoſant darſtellt. Sie iſt nächſt Notre-Dame die größte Kirche von Paris und im Renaiſſance-Styl gebaut. Wir wandelten unter dem hohen, ſchlanken Säulenwalde dieſer Kirche mit Andacht umher. Solche Säulen ſind immer Predigten in ſich ſelbſt. Es giebt nur wenige und mittelmäßige Ueberbleibſel von gemalten Fenſtern hier. Die Kunſt der Fenſtermalerei iſt ein natürliches Eigenthum der Kirche, viel natürlicher als die übrige Bildermalerei. Denn da ſehen die Heiligen vom Himmel durch die Fenſter auf die Betenden hernieder und dienen ſo als Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen. Sie

ſind ferner nicht ganz verkörpert, ſondern ſchweben in einer Art durchſichtiger Verklärung. Wenn ſie aber herniederſteigen, um ſelbſt einen Platz in der Kirche einzunehmen, ſo maßen ſie ſich zu viel an, und dieß artet in Götzendienſt aus. Wie ſchön ſchien die ſchon etwas ſinkende Sonne durch den Säulenwald! Man hörte das leiſe Säuſeln des Windes und Gottes Stimme darin. Im Hintergrunde der Kirche iſt die „Chapelle de la Sainte Vierge," und zur Seite ſteht auf einer ſchwarzen Tafel geſchrieben: „Le 28. Déc. 1804, la statue de la Sainte Vierge a été bénite par S. S. Pie VII; furent présents à cette cérémonie le cardinal de Belloy et plusieurs évêques," und dann folgen die Namen der Biſchöfe. So muß dieſe heilige Maria gewiß vor allen anderen beſondere Kraft haben, da der heilige Vater ſie ſelbſt geweiht hat. In derſelben Kapelle iſt auch das Denkmal Colbert's. Er knieet auf einem einfachen ſchwarzen Sarkophage, und zu beiden Seiten befinden ſich zwei weibliche Figuren, eine mit einem umgeſtürzten Füllhorn auf dem Schooße, die andere mit einem Schlüſſel und einer Rolle in der Hand; ein Hund daneben ſieht an ihr hinauf. Dieß iſt, glaube ich, das einzige Kunſtwerk in dieſer Kirche, das des Anſchauens würdig iſt. Die Seitenkapellen enthalten nur mittelmäßige Bilder.

Hinter St. Euſtache iſt eine Fontaine, „la fontaine de Tantale" genannt. Es iſt ſehr ſpaßhaft, den unglücklichen Leidenden anzuſehen, deſſen Kopf hier in Basrelief dargeſtellt iſt. Eine Maſſe von Früchten beſchwert ſeinen Scheitel unmittelbar, und unter ſeinem

Kinn läuft das friſche Waſſer ohne Ende aus einer Muſchel, während ſein lechzender Mund vergebens ewig offen ſteht. Wie grauſam erſcheinen mir die Waſſerträger hier! Könnten ſie ihm nicht zuweilen einen Eimer in den Mund gießen? Doch was wiſſen ſie von Tantalus und ſeinen Leiden! Oben über dem Kopfe an dieſer Fontaine ſchwebt der kaiſerliche Adler. Sonderbare Zuſammenſtellung! Litt nicht auch Napoleon eine Art Tantaluspein auf St. Helena? Er hörte der Undinen Schlag an ſeinen Felſen, die ihren Nacken anboten, ihn zu befreien und in ſeine eroberte Welt zurückzuführen; doch ihm waren die Hände gebunden, er durfte ihnen nicht folgen.

Ueber verſchiedene Märkte, „le marché des herboristes, le marché des pommes de terre et aux oignons, le marché au beurre, aux oeufs et au fromage, le marché aux poissons“ u. ſ. w., gelangt man von hier aus zum „Marché des Innocents.“ Das Gemüſe wächſt hier, ſo zu ſagen, aus der Aſche der Todten heraus, denn hier war früher der Beerdigungsplatz der „Eglise des Innocents.“ In der Mitte dieſes großen Marktplatzes befindet ſich eine der bewundernswertheſten, berühmteſten und älteſten Fontainen von Paris: „la Fontaine des Innocents.“ Sie ſtand früher in einer Ecke des Platzes und wurde im Jahre 1786 maſſiv, wie ſie iſt, hierher verſetzt. Um dieſelbe Zeit wurden auch alle Knochen und Skelette hier ausgegraben und nach den Katakomben geſchafft. Sie hatten ſich ſeit mehren Jahrhunderten zu einer furchteinflößenden Maſſe dort angehäuft.

Nahe bei dieſem Marktplatze fanden wir auch endlich das Ende der langen Rue St. Honoré, nach dem wir ſchon lange, wie nach den Quellen des Nils, geforſcht hatten.

Beſuch im Hôtel des Invalides.

Wir ſtanden in den Champs Elysées vor der Oeffnung, welche die ſchönſte Anſicht des Hôtel des Invalides darbietet und erſt in ſpäteren Zeiten gemacht worden iſt. Wir waren in Bewunderung verſunken und hatten nicht bemerkt, daß ein Invalide ſich zu uns geſellt hatte. „Vous regardez l'hôtel, Mesdames, si vous n'avez pas encore vu l'intérieur, je vous y conduirai.“ — Wir ließen uns dieſen Cicerone gefallen, da er vielleicht ſo gut wie ein anderer war, denn er hatte noch beide Arme und Beine, oder weit beſſer, wie er ſelbſt ſich einbildete, denn er ſagte: „Je suis un des mamelucs de l'empereur, et je vous ferai tout voir. Je vous montrerai le tombeau de Napoléon, ensuite nous irons au château du roi de Rome. Avec un mameluc de l'empereur vous pourrez entrer partout.“

Um das Grab Napoleon's zu ſehen, lohnte es ſich ſchon der Mühe, dieſem Gefälligen zu folgen, denn man zeigt es ſonſt nicht mehr. Allein das Motto unſeres Cicerone mußte, wie wir nachher fanden, etwas dem engliſchen Sprüchworte: „promises and piecrusts are made to be broken“ Aehnliches ſein. Seine Worte floſſen

ſchneller, als mein Ohr oder wenigſtens mein Gedächtniß ſie aufnehmen konnte. „J'ai été près de l'empereur Napoléon et de Josephine, sa première maîtresse, vous savez. C'était une bonne maîtresse que Josephine, et l'empereur aurait bien fait de la garder. J'ai été à Rome, pour demander la permission du Pape pour le second mariage de l'empereur avec Marie Louise. Le Pape a dit, que c'était le malheur de la France.“ — Vom Kaiſer kam er auf den jetzigen König und ließ in langen Tiraden ſein Mißfallen über denſelben aus, indem er erzählte, wie das Volk unzufrieden ſei und wie es ohne Zweifel bald eine Revolution geben werde. „Die Reichen haben ſchon Angſt,“ ſagte er, „denn ſie ziehen ſich allenthalben auf's Land zurück oder ſind auf Reiſen.“ — Darüber konnten wir uns nicht enthalten zu lächeln, denn jetzt war eben die Jahreszeit zum Reiſen.

Louis Philipp war in ſeinen Augen ein Feigling, ein matter, miſerabler König. „Il n'est pas brave guerrier, voyez-vous, c'est un lâche, il donnerait“ — hier nannte er eine ungeheuere Summe, die mir entſchlüpft iſt — „pour éviter la guerre. Pourtant, la bataille, ça fait vivre la France! — Il n'a pas assez d'âme pour en finir avec l'Afrique, et tous nos soldats sont là.“

„L'empereur et lui s'étaient les ennemis jurés,“ ſetzte er mehrmals mit einer geheimnißvollen Miene dazu. — So waren wir auf den Pont des invalides gelangt.

Digitized by Google

Hier hielt unſer Begleiter ſtill, um uns darauf aufmerkſam zu machen, daß dieß „absolument“ dieſelbe Ausſicht ſei, die man in Moskau auf der Brücke des Kremlin habe. „Voilà le Kremlin,“ ſagte er, auf die Chambre des Pairs zeigend, — „voilà le château de Stanislas,“ gegen die Tuilerieen gewendet.

Nun befanden wir uns auf der Esplanade, die ſich vor dem Hotel ausdehnt, und wo die Hauptſpaziergänger arm- und beinloſe Invaliden in ihren blauen Uniformen mit rothen Streifen ſind. Je näher man dem wundervollen Gebäude kommt, deſto mehr Variationen ſieht man in den herumwandelnden Ruinen. „Das iſt Napoleon's Werk,“ ſagte einer aus unſerer Geſellſchaft.

Dicht vor dem Thore, wo zu beiden Seiten die eroberten großen Kanonen als Trophäen aufgeſtellt ſind, ſaßen, ſtanden und ſpazierten die Bewohner zu Haufen. Hier fehlte ein Fuß, dort ein Bein, hier ein Arm, dort eine Hand, hier ein halber Arm, dort ein halbes Bein, hier fehlten gar beide Arme, dort gab es zerfetzte Geſichter, fehlende Finger und andere Verſtümmelungen nicht einmal zu rechnen. Dann wieder begegnet man einem Blinden mit ſeinem Invalidenfreunde Arm in Arm. Wenn man bedenkt, wohin in aller Welt nun dieſe Arme, Beine, Naſen, Ohren und Finger verflogen ſein mögen, da wird einem ſchwindelig. — Noch viel verwirrender aber iſt die Frage, wie dieſe zerſtreuten Glieder ſich beim jüngſten Gerichte wieder zuſammenfinden werden. Der Wind wird aus allen Himmelsecken zugleich wehen müſſen, um aus Rußland

Digitized by Google

ein Bein, aus Italien einen Arm, aus Aegypten zwei Augen u. ſ. w. in einen Mittelpunkt zuſammenzuführen, oder der Stumpf des Körpers müßte die Beweglichkeit jenes Soldaten beſitzen, den ich als Kind im Marionettentheater oft geſehen und der alle ſeine Glieder nach Belieben abſchütteln und wieder zuſammenholen konnte.

Viele dieſer guten Alten ſehen recht blaß und leidend aus. Ich finde es grauſam, daß ſie noch immer als Symbol die platzende Bombe am Zipfel ihres Rockes eingenäht tragen müſſen. Hier ſitzt ein großer Haufen von ihnen auf einer Bank, und ſie erzählen ſich gewiß von großen Thaten und vom Kaiſer, der hier noch Aller Abgott iſt. Die Terraſſe vor dem Hotel iſt mit ſchönen Blumenbeeten bedeckt. Zuerſt müſſen wir an der Reihe der Kanonen hinuntergehen, die im Vordergrunde dicht am Graben, der dieſen Platz umgiebt, aufgefahren ſind. „Voilà la belle Caroline," ſagte unſer Mameluk, auf ein reichverziertes Stück zeigend. — „C'est de la ville de Rome, et voilà des pièces de votre pays. Ce sont des Prussiens avec le double aigle; en 1814 on les avait cachées, après on les a mis ici." — Wir bewunderten die ſchöne Arbeit dieſer Menſchenfreſſer. Außerdem ſind auch noch andere aus Algier, Conſtantine und Antwerpen da.

Zu beiden Seiten der Terraſſe ſind die kleinen Gärten der Offiziere, die ſie ſelbſt bepflanzen, alle in gleiche Theile eingetheilt. Sie waren in guter Ordnung, viele darunter mit Büſten und kleinen Statuen von Napoleon geſchmückt, mit dreifarbigen Fahnen und

Denkmälern aller Art en miniature verziert. Aber einer dieſer kleinen Gärten war ein wahres Kunſtwerk. Wir fanden den Beſitzer deſſelben darin mit einem Arme arbeitend, der andere leere Aermel ſeines Rocks war ausgeſtopft und am Ende mit einem eiſernen Haken verſehen, deſſen er ſich als eines Fingers bediente. Sein ganzer kleiner Garten war eine Darſtellung von verſchiedenen Kriegsſcenen und Kriegserinnerungen. Der Hauptſchatz, worauf er uns ſogleich aufmerkſam machte, war eine Trauerweide und darunter eine diminutive Nachahmung des Grabes Napoleon's auf der Inſel St. Helena. Dieſer Baum war ein Sprößling derjenigen Trauerweide, die auf jenem einſamen Felſen im Oceane über Napoleon's Aſche hing. Ein Zweig war dieſem Invaliden von einer Hofdame der Madame Adelaide geſchenkt worden, die ihn von einem Reiſenden und Beſucher St. Helenas bekommen hatte. Er ſagte mir, daß er ſchon mehre Geſchenke davon an den Hof vertheilt habe, und war auch ſo galant, mir einige abgefallene Blätter als Reliquien davon anzubieten. Neben Napoleon's Grabe war der Uebergang über den St. Bernhard dargeſtellt. Man ſah den Bergesgipfel in aller ſeiner Höhe, die Soldaten im Schnee ſich abmühen, die Bernhardiner Mönche ihnen hilfreich entgegenkommen mit ihren Hunden, die ihre beladenen Körbe in der Schnauze trugen. Eine Scene, die ſich damals wirklich ereignete, war en détail wiedergegeben. Man ſah einen Soldaten auf einen von dieſen treuen und nützlichen Hunden ſeine Flinte losſchießen. „Il a été ob-

ligé de quitter son régiment, puisqu'il aurait été fusillé,“ ſagte der Mameluk. Das Ganze war aber aus Verſehen geſchehen, denn der Soldat hatte den Hund für einen anderen Gegenſtand gehalten und auch den großen Nutzen dieſer Thiere nicht gekannt. In der Mitte des Gartens war ein kleiner Springbrunnen, woran Puppen ſich hätten erfreuen können, mit kleinen Grotten daneben und ein Bergwerk, das mit ſeinen Arbeitern in Bewegung war. Auf einer Erhöhung ſah man einen kleinen Telegraphen und viele dreifarbige Fahnen, Napoleon zu Pferde, die Büſte Louis Philipp's und die des Prinzen Eugène Beauharnais. Mit einem Worte, dieſes Gärtchen war ein rührendes Miniaturdenkmal von der „Gloire de la France.“

Und davor ſtanden die ergrauten Helden jener Zeit und wiederholten ſich alle die damaligen Ereigniſſe. Sie erzählten uns von der Kälte, die ſie in den Eisregionen der italieniſchen Berge aushalten müſſen und die viele von ihren Kameraden dahin gerafft, — von der Hitze, die ſie wieder auszuſtehen gehabt, wenn ſie in die Thäler hinab gekommen, — von der großen Schwierigkeit, die es gekoſtet, die Artillerieſtücke mit Stricken auf den Montblanc hinaufzuziehen, — dann von den guten Mönchen des St. Bernhard, und ihrem Kloſter, wo nach einem alten Brauche die Todten in einer Kammer aufbewahrt werden, in der ſie aufrecht ſtehen und ganz ſteif und feſt gefroren ſind. „J'étais témoin de cela!“ — „Et moi j'y étais aussi!“ — ſo ſprachen ſie; aber es war nicht mehr die Flamme des

alten Enthuſiasmus, nur einige Funken glimmten noch unter der Aſche. Auch über Italiens Schönheit erhoben ſie ein Lob nach ihrer Weiſe.

Ein ſchwarzer Invalide ging vorüber, und man ſagte mir, daß ſeine Mutter die Amme der Kaiſerin Joſephine und dieſer ihr Milchbruder geweſen ſei. „Ces deux ont été nourris du même lait.“ Es durchflog mich ein lebhaftes Gefühl von Rührung und Reſpect, als ich dieß hörte. Es erſchien mir dieſer Schwarze wie ein Stück vom Leben Joſephinens.

„Voilà le roi des marmottes,“ ſagte unſer witziger Begleiter, als wir an der Ecke des Hotels vor der Statue des Königs von Savoyen vorübergingen. Nun kamen wir auf Treppen und durch lange Corridors in die große Galerie, die das Viereck der großen inneren Cour royale umfaßt, denn Alles verdient hier das Adjectiv groß. Wir traten in die Bibliothek ein, wo viele emſige Leſer ſaßen, viele Bücher unſere Wißbegierde rege machten, und wir das hübſche vollſtändige Modell des ganzen Hotels, wie es leibt und lebt, mit ſeinem prächtigen Dome, ſeiner Terraſſe, ſeinen Gärten, ſeinen Höfen und allen Flügeln u. ſ. w. bewunderten, ſo wie auch das Bildniß Napoleon's zu Pferde, wie er über den Montblanc geht, und gegenüber das von Louis Philipp in rothen Pantalons. Der Bibliothek gegenüber ſieht man vor der Galérie du midi eine rieſenhafte Statue Napoleon's und darüber eine ſehr merkwürdige Uhr. „Cette horloge marche tout seule et fait aller trois autres,“ ſagte unſer Cicerone. — Wir ſpazierten bis zu dieſem

Theile der Galerie hinan und bewunderten noch Napoleon's langen Rock von hinten; ein friſcher Immortellenkranz war daran gelehnt, und ein Papier unter Glas und Rahmen enthielt eine Menge von, wie mir ſchien, nicht ſehr klaſſiſchen Verſen zum Ruhme des Helden. Am 5. Mai, Napoleon's Todestage, ſoll dieſer Corridor hinter der Statue ganz von Immortellenkränzen bedeckt ſein.

In den langen Corridors ſind die Dortoirs der Invaliden, welche alle kriegeriſche Namen tragen. Sie enthalten bis an 100 Betten. Es ſind auch einige kleinere für drei oder vier Perſonen da. In eins dieſer letzteren traten wir ein. Ueber jedem Bette hing das Conterfei des Invaliden, treu nach der Natur gemalt; alle die abgeſchoſſenen Beine oder Arme fehlten auch auf den Bildern. „Il y a plus de monde ici, que dans une ville de guerre,“ war die ſtehende Phraſe unſeres Führers in jedem Corridor, den wir durchſchritten; und als wir einem ehrwürdigen Herrn begegneten, hieß es: „C'est notre médecin, nous avons les meilleurs médecins ici, qui existent.“ — Auch begegnete uns noch ein Schwarzer auf unſerem Wege, und wir hörten, daß im Ganzen fünf farbige Invaliden da ſeien.

Wir gingen dann in die Kirche, die ſogenannte „ancienne église,“ welche von der zweiten Kirche oder dem Dome nur durch den Hochaltar getrennt iſt. Der größte Schmuck dieſer Kirche ſind zwei Reihen eroberter Fahnen, die dicht gedrängt von der Höhe herabhängen. „Voilà des drapeaux de tous les pays, qu'on a pris sur toutes les nations étrangères. Regardez ce drapeau

de Russie, qui est tout déchiré par des coups de fusil. — Et voilà un d'Afrique, un autre de Prusse, de Suède." — Alle hängen ſie hier, die Zeichen des Streits, des Kampfes, der Habſucht, hier, wo ewiger Friede und Eintracht gepredigt wird. Der Hochaltar iſt prächtig vergoldet und enthält das Portrait von St. Louis. Er diente bisher beiden Kirchen, da er gerade an ihrem Vereinigungspunkte ſich befindet. Durch die jetzige Umwälzung der Dinge, welche „les cendres de Napoléon" zu Wege gebracht, wird der Dom ſeinen eigenen Hochaltar vor dem Grabe des Helden bekommen. In der alten Kirche giebt es eine hübſche neue Kapelle der Jungfrau Maria. Viele Denkmäler verſtorbener Generale und Marſchälle befinden ſich an den Säulen.

Durch das Fenſter einer Treppe ſahen wir auf den Hof des Gefängniſſes hinab, wo zwei alte Invaliden auf- und abgingen. Unſer Mameluk erzählte uns, daß auch er einmal dort campirt habe. „Il faut faire peu de chose, pour entrer en prison ici. C'était parceque j'avais manqué à l'appel, et je me suis amusé à faire ces portraits, que vous voyez là à la muraille, de Henri IV., Bayard et Sully." Dann unterhielt er ſich in einer mir unverſtändlichen Sprache mit jenen Kumpanen „en pénitence", wobei ſehr viel gelacht wurde. Es ſchien mir eine Art Argot oder Diebesſprache zu ſein. Da wir aber danach fragten, warf ſich unſer Mameluk ſtolz in die Bruſt und verſicherte, es ſei Arabiſch.

Der Appel wird um 10 Uhr geſchlagen, und da müſſen alle Invaliden zu Hauſe ſein. Die ganze übrige

Zeit können ſie nach Belieben verwenden. So ſieht man diejenigen, welche geſunde Glieder haben, ſich mit allerlei Handwerk, als Tragen, Karrenſchieben, Kochen, beſchäftigen, während welcher Zeit ſie ſich ihrer Uniform entledigen. Für das Hotel haben ſie weiter nichts zu thun, als „de monter la garde et de passer en revue.“

Wir traten in einen Speiſeſaal, wo viele runde Tiſche gedeckt ſtanden. „Il y a quatre refectoires comme cela.“ Wir erkundigten uns, was man ihnen zum Mittagseſſen gebe, und unſer Mameluk antwortete gleich ſehr ſyſtematiſch: „Voyons, c'est aujourd'hui mardi. Mardi il n'y a pas grande chose, une omelette et des pommes de terre, et le vendredi nous avons du fromage et des pommes de terre. Mercredi c'est un boeuf à la mode et des légumes. On dine à cinq heures. Le matin on a la soupe et le boeuf et des choux ou d'autres légumes, deux livres de pain et une chopine de vin. C'est comme cela tous les jours.“ — Das Refectoire war mit ſchlechten Frescomalereien geſchmückt, welche Pläne von verſchiedenen Städten vorſtellten. Im Hintergrunde befand ſich eine Apotheoſe Ludwig's XIV.

Aus verſchiedenen der oberen Fenſter hat man eine ſehr weite ſchöne Ausſicht; man ſieht bis nach den Wäldern von Montmorenci hin, 15 Lieues weit. Die Invaliden koſten täglich 6300 Francs. Es befinden ſich 3000 bis 4000 Bewohner in dem Gebäude, daſſelbe kann aber 5000 faſſen. Unter dieſen alten Invaliden befinden ſich 208 Blinde, 17 Epileptiſche, 365 ha-

den ein Bein verloren, 255 beſitzen nur einen Arm noch, 154 ſind mit verſchiedenartigen Wunden behaftet, welche an Bedeutung dem Verluſte eines Gliedes nicht nachſtehen. Man rechnet endlich unter dieſen Trümmern der franzöſiſchen Armee 667 Greiſe, die mehr als 70 Jahre alt ſind, dabei noch 14 Chevaliers de St. Louis. — Sollte man nicht beten, daß der fortdauernde Friede einſt dieſer Anſtalt das Schwanenlied ſingen möge, wenn alle die übrig gebliebenen noch lebenden Glieder ſich zur Ruhe gelegt haben? Dann könnte dieſes ſchöne weitläufige Gebäude zu einem Friedenszwecke angewandt werden.

An die Gärten, wovon wir ſchon ſprachen, ſchließen ſich verſchiedene Höfe an, die alle ihre beſonderen Namen haben, wie „la Cour de la Paix, la Cour de Mars" u. ſ. w., und nach dieſen folgt „la Promenade des aveugles," wo dieſe Unglücklichen ohne Führer ſich ergehen, manchmal auch ein Blinder den anderen leitend. Hier iſt viel Schatten im Sommer. Hätten ſie doch dieſe Bäume damals in Aegypten gehabt, wo der Sand ihre Sehnerven lähmte. Am Ende dieſes Spazierganges befindet ſich die Maſchine, welche das ganze Hotel mit Waſſer verſorgt. Es iſt ein Rad, welches von vier Pferden gedreht wird und, einige Stunden des Nachts ausgenommen, immer in Bewegung iſt.

Der General hat einen ſehr hübſchen Garten hinter dem Dome. Derſelbe bewohnt nebſt ſeiner Familie im Hotel eine ſehr ſchöne Reihe von Zimmern. Nur die oberſten Offiziere dürfen ihre Familie hier bei ſich

haben. Die Frauen und Kinder der übrigen Offiziere und der Gemeinen dürfen den Tag über zum Beſuch kommen, müſſen aber außer dem Hotel logiren.

Mein Mameluk hatte uns auf unſerem Spaziergange durch die Invalidenſtadt mit vielen ſeiner originellen Redensarten erbaut. So ſagte er unter Anderem, als wir die vielen Statuen von Napoleon betrachteten: „A présent que l'empereur est mort, ils le pleurent partout, autrefois ils avaient peur de lui. Mais les mameluos n'avaient jamais peur de l'empereur, ils ne le quittaient jamais; quand il allait à cheval, ils étaient à côté de lui, quand il mangeait la soupe, c'était à nous de goûter avant lui. Un mameluc c'était l'officier de l'empire, il était pour Josephine et pour l'empereur, voyez-vous, et moi avec cela j'étais le plus bel homme de l'armée française!"

„C'était un fameux blagueur que votre mameluc," ſagte man mir, als ich nach Hauſe kam, „mais en tout cas, il faut convenir qu'il mentait d'une manière assez plaisante."

Im Louvre.

Ich begreife faſt die Manie jenes Mannes, der, wie man mir erzählte, während einer Reihe von dreißig Jahren Tag für Tag in die Galerie des Louvre ging und dort all ſeinen Genuß, ſeine ganze Lebensfreude fand.

Er nahm jedes Jahr eine Malerſchule vor und ſtudirte ſie ſorgfältig, kehrte dann, wenn er alle nach der Reihe durchgegangen hatte, immer wieder zu der nämlichen zurück. Auch brachte er es dahin, einer der vornehmſten Connaiſſeurs zu werden, die jemals exiſtirt haben. Er kannte jeden Meiſter auf einen Blick, und Alle, die ſich unterrichten wollten, erholten ſich Raths bei ihm.

Mittels dieſer Kenntniß hatte er ſich ſelbſt eine Sammlung von Gemälden zuſammengebracht, die ihres Gleichen ſuchte, und als ſeine Beine zu alt und zu ſchwach geworden waren, um ihn zum Louvre zu tragen, blieb er bei ſeinen eigenen Gemälden zu Hauſe, die er nie aufhängen ließ, ſondern die alle, den Rücken nach außen gekehrt, an die Wand gelehnt ſtanden, und von denen er immer eins für einen Monat auf der Staffelei hatte, vor welchem er tagelang in ſeinem Lehnſtuhle ſaß, in die Betrachtung des Bildes verſunken.

Ich ſage, man begreift eine ſolche Manie vollkommen. Wie edel, wie weit umfaſſend erſcheint ſie im Vergleich mit der einſt in Holland herrſchenden Tulipomanie, wo jener Monomane mit ſeiner kränkelnden Zwiebelblume dahin welkte. Ganz gewiß iſt unſer Mann in jenem Lehnſtuhle, vielleicht vor einem Sonnenuntergange von Vernet oder Claude Lorrain, lächelnd eingeſchlafen und hinübergegangen zu ſeinen verklärten Madonnen und Heilanden.

Wenn ich am Ende des Pont des Arts wohnte, nahe bei der Académie de France, ſo würde es mich

Digitized by Google

mächtig verſuchen, alle Morgen einen Sou an den Brückeninvaliden zu bezahlen, im Vorbeigehen von der Bouquetière ein duftendes Sträußchen zu nehmen, um mir die Lebensgeiſter zu erfriſchen, wenn ſie in den langen Räumen dort oben ermatten ſollten, darauf vielleicht dem kleinen Straßenfeger, weil er gar zu liebenswürdig bittet und weil ihm keine ſolche Freude, wie mir, bevorſteht, aus Mitleid „un petit sou“ zuzuwerfen und dann über den inneren Hof des Louvre eilen, um in der Thüre linker Hand den „passe-par-tout“ vorzuzeigen. Der „passe-port“ verdient hier wirklich den Namen „passe-par-tout;“ er verſchafft dem Fremden Eingang zu den meiſten Sehenswürdigkeiten. Dieſer kann damit z. B. alle Tage die Gemäldegalerie beſuchen, während der Sonntag dazu der einzige Tag für's große Publicum iſt. Welche Großmuth der Pariſer! Sie wollen, daß wir ihre Stadt liebgewinnen.

Alſo vor der großen Sphinx und all den antiken Basreliefs im kleinen Hofe vorbei und die Seitentreppe hinauf. Heute haben wir keine Zeit, die Säulen und Herrlichkeiten an der Haupttreppe zu betrachten. Wir ſtürzen uns ſogleich in die Gemäldewelt hinein, und ſind nicht mehr ängſtlich und verwirrt von der Maſſe, die ſich uns nun aufdrängt, da wir ſchon einige Lieblinge herausgefunden haben.

Ich ſage zuerſt immer meiner kleinen Freundin guten Morgen, ich meine die auf der „cruche cassée“ von Greuze. Sie iſt ſo ſanft und unſchuldig; man möchte ihre runden Wangen küſſen, ihre weichen Händchen faſſen

Digitized by Google

und ihre weißen Schultern, die das leichtgeknotete Flortuch nachläſſig umweht, ſtreicheln. Ihre Miene iſt nachdenkend und freundlich-bös, als wüßte ſie nicht, was ihr geſchehen, da der Löwenkopf neben ihr Waſſer ausſpeit, ſie aber die Strafe der Danaiden leiden muß, denn an ihrem Arme hängt der Krug mit einem großen Loche an der Seite, welches ſie gewiß ſo eben an dem harten ſteinernen Kopfe jenes Löwen hineingeſtoßen hat, in ihrer Haſt, die hübſchen Blumen, welche ſie geſammelt, nach Hauſe zu bringen. Aber nun fallen die Blumen ihr aus der Schürze. Es iſt ein liebliches Bild aus der alten franzöſiſchen Schule und ſcheint eher der holländiſchen anzugehören. Es hat ganz die Gemüthlichkeit und das Einfach-Bürgerliche der letzteren. Eben ſo ſind die übrigen Bilder von Greuze, die ſich hier finden, und worunter ſich vorzüglich die Hochzeit jenes Mädchens auszeichnet.

Um von dieſem weichen Bilde ſogleich zu ſeinem Gegenſatze, einem ächt kraſſen der neueren franzöſiſchen Schule, überzugehen, will ich von der langen Galerie wieder in den großen Saal zurückkehren, zu der „scène du déluge“ von Girodet-Trioſon. Hier kann man ſich des Schauderns nicht enthalten. Ein Mann, ſeinen alten Vater im Arme haltend, hat ſich auf einen aus der Fluth hervorragenden Felſen gerettet. Beide umklammern einen dürren Baumſtamm mit einem Arme, mit dem anderen will der Mann ſeine Frau, die ein ſchreiendes Kind an den Buſen drückt und im Begriffe iſt, rücklings in die Fluth zu ſtürzen, zu ſich herauf-

ziehen. Unter ihr iſt ein älteres Kind, welches, des Waſſertodes ſchon gewiß, nur noch mit einem Fuße am Felſen ſich hält und die Mutter bei den Haaren zu ſich hinabzieht. Hinter dieſem Kinde iſt eine andere Perſon, wahrſcheinlich auch zur Familie gehörend, ſchon todt und faſt verſunken. — Vergegenwärtigt man ſich die ſchauderhafte Idee der zwiſchen Gatten und Sohn ſchwebenden Mutter, dieß Reißen um ſie nach beiden entgegengeſetzten Richtungen hin, das ſchreiende Kind und oben den Greis mit ſeinem Geldbeutel, den er nicht hat laſſen können, in der Hand, und bedenkt man, daß der Baumſtamm, den die beiden Männer umklammert halten, in dieſem Augenblicke zu brechen anfängt, ſo fühlt man ſich wirklich zum Umſinken übel und weh.

Mir fiel aber glücklicher Weiſe gleich darauf eine lächerliche Seite auf. Es läuft nämlich eine zu markirte und deßhalb ſteife, ſchräge Linie, aus dieſer Arm- und Haarkette gebildet und von einem darüber zückenden Blitzſtrahle noch verlängert, von rechts nach links, durch das Ganze, und auch die Beine gehen faſt alle nach derſelben Seite, nämlich nach dem Felſen hin, ſo daß mir von Weitem dieſe Compoſition wie ein langes vielbeiniges Seeungethüm vorkam, wie ich ſie zuweilen an der Devonſhire-Küſte habe kriechen ſehen.

Ein anderes Bild über denſelben Gegenſtand, „le déluge“ von Pouſſin, giebt uns weit mehr und, wenn gleich ernſte, doch minder ſchreckhafte Ideeen. Dieß Bild iſt viel kleiner an Umfang, aber viel umfaſſender an Gegenſtänden. Eine ſinkende Barke ſieht man im Vordergrunde,

aus der eine Mutter ſich ſelbſt vergeſſend ihr Kind emporhält, damit ihr Mann, der ſich ſchon auf einen Felſen gerettet, es nehme. Der Kopf eines Pferdes mit ſeinem Reiter ragt noch eben aus der Fluth empor; weiterhin verſinkt ein anderes Boot, Schlangen kommen aus ihren Höhlen hervor, — ein Bild des Böſen, das ſich in Gefahren immer an's Tageslicht wagt. Und in dieſer allgemeinen Zerſtörung, in dieſem Dunkel und unter den zuckenden Blitzen ſieht man in der Ferne die Arche Noah's, friedlich dahinſchwebend, wie eine weiße Taube auf den Waſſer. Pouſſin will alſo nicht, daß wir vor dem Zorne Gottes erſchrecken, ſondern daß ſeine Gerechtigkeit uns ermahne, in uns zu gehen.

Von der anderen Seite hat ein neuerer franzöſiſcher Künſtler dieſen Zug der Gottheit aufgefaßt, nämlich Prudhon in einem großen Bilde: „die göttliche Gerechtigkeit und Rache, das Verbrechen verfolgend.“ Der Uebelthäter flieht nach vollbrachter That mit dem blutigen Meſſer in der Hand, ſein Opfer mit zur Erde gekehrtem Antlitz liegend laſſend, und ſchon kommen die beleidigten Göttinnen auf ihn herab in ſchnellem Fluge, die Rachegöttinen mit Geſichtern, flammend vor Zorn, wie ihre Fackeln, und die Gerechtigkeit mit Augen, ſcharfblickend wie ihr Schwert. Der Mond ſelbſt ſcheint blaſſer als gewöhnlich auf den Uebelthäter herab.

Ein großer Liebling der Pariſer iſt das Bild von Guérin: „Enée racontant à Didon les malheurs de la ville de Troie.“ — Wie ſanft hingegoſſen und edel liegt die Königin da in einfachem Schmucke, ihre Züge

mild und aufmerkſam auf den Erzähler zu den Füßen ihres Lagers gerichtet, deſſen gebräuntes ausdrucksvolles Antlitz wohl verdient, daß jedes Auge an ſeinem Munde hängt, wie das des ſchelmiſchen Knaben, der, von Dido's Armen umfaßt, ſich an ſie ſchmiegt und mit einem Ringe an ihrem Finger ſpielt, und das der wunderlieblichen Sclavin, die nachläſſig ausgeſtreckt ſich zu Häupten der königlichen Herrin lehnt, — und wie ſchön iſt die hintere Landſchaft, die ſich in den Zwiſchenräumen der Säulen in der Ferne ausdehnt. Man fühlt das Leben, das in dieſem Gemälde athmet, und es feſſelt das Auge auf lange Zeit.

Ebenſo iſt das andere Meiſterſtück von Guérin, wo Klytemneſtra mit feurigem, verbrecheriſch ſprechendem Auge, durch Argliſt angeleitet, das entblößte Schwert in der Hand, ſich vor dem Vorhange vorüberſchleicht, um Agamemnon zu tödten. Sie zögert noch, aber ihr zweiter Gemahl flüſtert ihr Muth zu. Der Vorhang, halb zurückgezogen, läßt uns Agamemnon, von ſeiner Reiſe und der Freude des Wiederſehens ermattet, in tiefem Schlafe ſehen. Hinter der dunkelrothen Draperie brennt die Nachtlampe und wirft ein rothes, Verbrechen ahnendes und Rache ſchnaubendes Licht über das Ganze.

Und um vom Feuerroth zu düſteren, bleiernen Farben überzugehen, verweilen wir etwas, oder lieber lange vor Géricault's „Schiffbruch der Meduſa." Hier hätte ich weinen mögen, weil ich erſt neulich das Grabmal dieſes früh verſtorbenen Künſtlers auf Père Lachaise

ſah, wo er ausgeſtreckt mit ſeiner Palette und ſeinem Pinſel daliegt, als müſſe er noch im Tode malen. Hat er denn ſeinen eigenen Tod im Voraus gefühlt, als er hier ſo wahr das Sterben Vieler malte, oder iſt der junge Meiſter von dem Unſichtbaren, dem Gewaltigen reif gefunden worden, da er hier mit ſeinem Pinſel in der Hand ſich mit ihm vertraut machte und ſelbſt den Tod Vieler ſtarb? Ich kenne ſeine Geſchichte nicht, aber ſein Bild kenne ich, und wenn er auch keins weiter gemalt hätte, was wohl möglich wäre, da es ſo groß iſt, ſo hat er ſich genug dadurch verewigt. Hier iſt Verzweiflung und das Unvermeidliche des Verhängniſſes in voller Klarheit.

Nun laſſet uns von dieſer ernſten Lehre zu David's hiſtoriſcher Wahrheit wandeln, zu ſeinen Sabinerinnen, ſeinem Leonidas, Brutus, Beliſar u. ſ. w. — laſſet uns auch vor Robert's „Schnittern" mit ihrer Luſt ihrem Tanze, ihrer Muſik verweilen und ſchauen, wie die feurigen Italiener die Sicheln ſchwingen, wie hoch oben auf dem Erntewagen die ſchönen Frauen thronen, und dann zu ſeinen Landleuten uns geſellen, die, den Kopf mit Blumen und Roſenkränzen geſchmückt, vom Feſte der Donna del Arco zurückkehren. Welches Leben in dieſen Bildern! Auch haben die „Schnitter" ſo viele Liebhaber gefunden, daß wenigſtens ſechs Copieen in dieſem Augenblicke davon gemacht wurden.

Von der verklärten Mutter am Kreuze (la descente de croix) von Régnault fühle ich mich mächtig angezogen. Sie hat tiefen Schmerz und die vollſte Er=

Digitized by Google

gebung in ihren Zügen, und das Blaß ihrer Wangen iſt ſo weit durchſichtiger, weit geiſtlicher, als man es gewöhnlich an den Mater dolorosa ſieht, ſo daß ſie uns noch viel mitleidsvoller ſtimmt als gewöhnlich. Dabei tritt das Kreuz hier ſo ſchauerlich leer, ſo maſſiv und ſo lautpredigend aus dem Dunkel des Himmels hervor, daß man vor dieſer Predigt verweilen und lange beten möchte: „Du, der voll Blut und Wunden.“

Aber ich eile weiter, um mich zu erholen und mich heimiſch bei den gemüthlichen Holländern zu fühlen, um mit Dow's Vater und Mutter aus der Bibel zu leſen. Wer ſäße nicht gern bei ihnen? Das Fenſter iſt offen und ein Zweig des Weinlaubs belauſcht ſie, — da ſieht man auch das Spinnrad und alle die blanken Geſchirre. Laßt uns ferner die Reinlichkeit ſeiner Köchinnen bewundern und die Geſchicklichkeit ſeines Zahnausziehers, wir wollen in dem ſchön ausgeſchmückten Zimmer der waſſerſüchtigen Frau uns niederlaſſen und ihre Tochter tröſten. Ach welch eine Welt, welche Traulichkeit! Die Nettigkeit und Ausgeführtheit dieſes Meiſters iſt ſo groß, daß man ſagen möchte, ein Staubkorn hätte demſelben bei'm Arbeiten ſchaden können. Auch erzählte man mir die Anekdote, daß er, um den Staub zu vermeiden, immer auf dem Waſſer gearbeitet habe, in einem Schiffe. Kein Fremder hatte Einlaß zu ſeiner verſchloſſenen Cajüte, und die allergrößte Sorgfalt und Reinlichkeit wurde daſelbſt beobachtet, ſo daß, wenn er ſich an ſeine Staffelei ſetzte, kein Stäubchen ſich erheben durfte, und nicht eher fing er an, ſeine Arbeiten zu enthüllen, als

bis der Staub, den ſeine Bewegung etwa aufgeregt haben konnte, ſich gelegt hatte.

In dieſer Reinlichkeit und vollkommenen Ausführung ſteht Mieris ihm zur Seite, wenn er ihn darin nicht gewiſſermaßen übertrifft, und ſein Wildhändler, der auf einem ſchönen, mit Basreliefs geſchmückten Tiſche ſeine Waare ausgekramt hat, wie ſeine Köchin, welche Geflügel vor das Fenſter hängt, amüſiren mich ſehr. Wer aber könnte ſein Entzücken ausſprechen über alle die Raucher und Trinker von Teniers, und über Terbourg's Muſikſtunden, — wer ſollte nicht ſehnlichſt wünſchen, mit Wouvermann's Jäger auf die Jagd zu ziehen, — unter Ruisdael's Bäumen auszuruhen, — eine von Mignon's impertinenten Mäuſen zu fangen, oder von ſeinen Quitten und Pfirſichen zu eſſen, und den Duft von van Huyſum's Blumen einzuziehen?

Des Guten iſt zu viel in dieſem Bilderſchatze, als daß man Alles auf einmal genießen könnte, und man darf jeden Tag nur ein kleines Eckchen vornehmen. Und wenn wir noch dazu bedenken, wie viele andere Schätze dieſer Palaſt in ſeinem ganzen Umfange enthält, wenn wir an all die Antiken, die griechiſchen und ägyptiſchen Muſeeen, das reiche Musée de Marine denken, und ihn ſelbſt in ſeiner eigenen Größe und Schöne daſtehen ſehen, ſo können wir ihn mit Recht einen Wunderpalaſt nennen.

Außer den Gemälden giebt es noch zwei andere Gattungen von Merkwürdigkeiten in der Bildergalerie des Louvre. Dieß ſind die copirenden Künſtler und

Künſtlerinnen und die Gaffer, „Connaisseurs“ oder „Amateurs.“

Man findet immer Zeit, auch ihnen zwiſchendurch einen kleinen Nebenblick zu widmen. In der That, was die erſteren betrifft, ſo iſt weder ihre Quantität, noch ihre Qualität unbedeutend, wenn gleich in letzterer Beziehung natürlich auch Mittelmäßiges mit unterläuft, da ſich auch ganz junge Anfänger, Mädchen und Knaben hier befinden. Ich bewundere ſie ſtets, wenn ich ſehe, wie ſie Alle ſo ungeſtört unter dem Strome von Fremden und Beſchauern arbeiten können, die ganz dicht an ſie herankommen, ihre Copie mit dem Originale vergleichen und ihnen auf die Finger ſehen.

Dieß Alles ſcheint ſie nicht im Geringſten anzufechten, ſie ſehen ſelten auf, ſondern ſitzen da vom frühen Morgen bis vier Uhr Nachmittags, wo die blauen Hüter von einem Ende der Galerie bis zum anderen ihr: „On ferme les portes!“ ausrufen, und arbeiten mit demſelben Pariſer Fleiße, den man noch an vielen anderen Orten beobachten kann.

Sie *ſitzen*, ſage ich? Nein, viele hängen auch oben auf Leitern, je nachdem der Gegenſtand ihrer Wünſche und Gedanken oder vielmehr ihres Pinſels hoch oder niedrig placirt iſt, oder je nachdem es der Umfang ihres eigenen Werkes erfordert. Wie geſagt, es giebt hier angehende Künſtler beiderlei Geſchlechts, und die weiblichen ſind nicht viel geringer an Anzahl als die männlichen. Unter ihnen finden ſich häßliche und hübſche, ſehr einfach gekleidete, aber auch manche mit Eleganz aus-

Digitized by Google

ſtaffirte. Hier ſitzt eine Mutter hinter der Staffelei ihrer Tochter, leſend und ihr Kind hütend, dort finden ſich Mann und Frau beiſammen. Manche kamen mit einer Freundin am Arme, mehre aber erſchienen vielleicht ganz allein, wenn ſie zu dem tugendhaften Geſchlechte der Nachteulen gehören. Einige mögen auch wohl einen Beſchützer, Bruder oder Lehrer unter den Künſtlern haben.

Man ſieht oft ältere Männer ſich den jungen Damen nahen, ihnen einigen Rath ertheilend. — Hier ſitzt ein Künſtlerpaar auf einer Bank am Fenſter, traulich Hand in Hand gelegt und ſchwatzend. Es ſind wahrſcheinlich „fiancés,“ und ſie ruhen von ihrer Arbeit aus. Sie haben ſich vielleicht hier zuſammengefunden; denn dieſer gemeinſame Arbeitsplatz hat noch das Gute, daß hier manche Demoiſelle zuerſt ihr Urbild erſchaut. — Dort eilen ein paar Jünglinge in bloßem Kopfe und mit langgelocktem Haare Arm in Arm ſchnellen Schrittes die langen Räume hinunter und ſpazieren auf und ab, um ihre Beine zu ſtrecken. — Andere ſehen ſich auch wohl zur Erholung eines der Bilder ihres Lieblingsmeiſters an.

Dort ſitzt ein Lockenköpfchen und vertreibt ſich den Hunger mit einem „pain au lait,“ das ſie aus dem Beutel zieht. Weiterhin hinter einer ungeheueren Leinwand, auf der Paul Veroneſe's Hochzeit von Cana ſich zu entwickeln anfängt, ſteht eine Dame mit ihrer Palette auf dem Daumen und ſchwatzt mit ihrem Nachbar, der gleichfalls einen Augenblick feiert. Ganz natürlich, daß dieß Pärchen viel zärtliche „oeillades“ und ſonſtige Liebeszei-

Digitized by Google

chen wechſelt; denn iſt mein Dämchen nicht beſchäftigt, „les amours d'Amor et de Psyché“ zu copiren! Sie hat ſich ſo hineingelebt in dieſe Scene, daß in der Mußeſtunde ihr eine Abbildung davon werden muß. Die meiſten Künſtler ſieht man tief in ihre Muſe vertieft, ſie hören nichts und ſehen nichts als ihr Stück Leinwand und das Weſen des Künſtlers vor ihnen. Sie ſuchen im kleinſten Punkte die größte Kraft.

Aber der Beſchauer muß tauſend Augen und ſtarke Nerven haben. Die ganze Schaar bewegt ſich hier unaufhörlich und langſam. Man begegnet ſich, — ſteht vertieft über den leichten Stab des Geländers gelehnt, einen Dow genau betrachtend, — man ſucht das beßte Licht von ferne, um dieſen Rubens recht in's Auge zu faſſen, — man hält die hohle Hand vor das rechte Auge, um ſich in einer Landſchaft von Wynants ſelbſt zu ergehen, auf allen Wegen und Stegen. Der offene Katalog wird nicht aus der Hand gelegt, Brillen und Guckgläſer ſind in Bewegung, man lieſt ſeiner Mitgeſellſchaft vor, man explicirt und bringt ſeine eigene Weisheit zu Tage.

Am häufigſten ſind es engliſche Töne, die unſerem Ohre begegnen, ſeltener deutſche und italieniſche. Meiſtens ziehen ſich ſchwere Atlaskleider den Boden entlang, oder ſchweben Schmetterlingsgewänder darüber hinweg, und edle ariſtokratiſche Züge begrüßen die Madonnen, ihre Ebenbilder. Sie ſagen ihre Meinung unverhohlen heraus, und gewiß oft zum großen Amuſement

der Künſtler, von denen einer, welcher einen Rafael copirte, mir erzählte, daß ein paar Eiſekähs hinter ihm ſtehen geblieben mit dem Ausrufe: „Oh Raphael!“ aber ſogleich hinzugefügt hätten: „Oh no it is not the right one, it is Raphael Sanzio,“ und weiter gegangen wären. Weil nämlich nicht, wie gewöhnlich, Raphael di Urbino unter dem betrachteten Kopfe geſtanden, ſo hätten ſie gemeint, es ſei ein anderer. So weit geht die Kunſtkennerſchaft der Engländer; aber es ſind auch nicht alle Mylords und Myladies. Häufig ſieht und hört man deutliche Abzeichen, daß ſich ein Butcher oder ſonſt etwas aus der City mit eingeſchlichen hat, der für ſein Geld „the Capital of France“ anſieht und mit ſeinen Koffern in Geſellſchaft reiſt.

Einige zärtliche engliſche Mütter haben ſich auch die Mühe genommen, an jeder Hand einen Knaben in ſchottiſchem Coſtüme mitzubringen, welche Kleinen denn ſehr bald müde werden und auf jeder der mit rothem Sammet gepolſterten Bänke ausruhen. Neben dieſen blaſſen Geſichtern ſieht man auch bisweilen ein ſchwarzes Mohrengeſicht.

So iſt der Louvre eine Welt und eine höchſt mannichfaltige Welt. Außer der Gemäldewelt, Künſtlerwelt und Fremdenwelt haben wir dann noch zwei andere Rubriken von Louvre-Individuen zu beobachten. Dieß ſind die Hüter (gardiens) in ihrer dunkelblauen Livree, die gravitätiſch, mit den Händen auf dem Rücken, langſam auf- und abſchreiten. Sie ſind da, um auf Ordnung zu halten, aber in dieſer wohl-

erzogenen Geſellſchaft und den großen Räumen geht Alles ſo ordentlich zu, daß es für ſie nicht viel zu thun giebt. Hier und da vielleicht haben ſie ein Rouleau vor einem Fenſter niederzulaſſen, wenn das Sonnenlicht einen Künſtler beläſtigt, oder eine große Leinwand zu verrücken, oder vielleicht einen Herrn, der aus Zerſtreutheit oder Unwiſſenheit ſeinen Spazierſtock mit heraufgebracht hat, wieder hinunter zu weiſen und dann vor Allem Punkt vier Uhr die bedeutenden Worte: „On va fermer,“ auszurufen. Auch nennen ſie, wenn man ſie höflichſt darum erſucht, den Namen eines Meiſters ſehr richtig und geben eine ſehr ausführliche Erklärung des Bildes daneben. Sie wiſſen Alles bis auf's Haar und freuen ſich, wenn ſie auf einige Augenblicke ihrem ſchweigſamen Amte entriſſen werden.

Endlich bleiben uns noch die Büſten vieler verewigten Künſtler, die in den Niſchen vor den großen Spiegeln aufgeſtellt ſind oder hie und da die Zwiſchenräume ausfüllen. Man könnte ſagen, ſie ſeien da als Hüter ihrer Kinder, aber es wird ihnen nicht viel mehr Aufmerkſamkeit gewidmet als jenen Blauröcken; doch habe ich bemerkt, daß die vor den Spiegeln am meiſten bewundert werden, nicht gerade deßwegen, weil ſie die ſchönſten ſind, ſondern weil ſich dabei zugleich eine Gelegenheit findet, auf ein anderes Bild nebenher einen Blick zu werfen und deſſen etwaige Mängel zu verbeſſern, wie z. B. eine Locke zurechtzuſchieben und den Shawl zu ordnen.

Der Spiegelbilder giebt es auch im Louvre genug

wie allenthalben in Paris. Man ſollte ſagen, es ſei unmöglich, hier in eine wohlthätige Selbſtvergeſſenheit zu verſinken. In jeder Straße, auf jedem Schritte folgt dir dein Doppelbild nach; und nun gar in den luxuriöſen Läden, da wird unſer liebes Selbſt bis in's Unendliche vervielfältigt.

Digitized by Google

Kirchen, religiöſe Feſte, religiöſe Gebräuche und Geſinnungen.

Aux Vêpres dans la cathédrale de St. Denis, den 15. October 1843.

Jedes einzelne Schöne iſt ein Strahl der Gottheit. Wo ſich aber ein Zuſammenfluß vieles Schönen uns aufthut, da iſt Gott ganz und ſichtbarlich unter uns, da iſt eine neue Menſchwerdung Chriſti, da iſt „la présence réelle,“ die ich verſtehe, da iſt „der Tag, den Gott gemacht,“' unſere eigene Himmelfahrt. — O hätte ich Alles, was mir lieb und theuer iſt, heute um mich haben können in der Kathedrale von St. Denis! Wir traten in die heilige Säulenhalle ein, die wie ein dichter Wald anfängt und ſich nachher in Himmelsklarheit erweitert. Unſere Vorfahren allein hatten die rechte Idee von dem Baue einer chriſtlichen Kirche, von der Kirche, wie ſie der Knoten zwiſchen Himmel und Erde, der Horizont iſt, wo beide ſich begegnen. Ihre Thürme, welche ſich lang und allmälig

Digitized by Google

zuſpitzen und feiner und feiner werden, bis ſie ſich im Aether verlieren, fliehen gleichſam gen Himmel, wollen den Himmel magnetiſch anziehen, daß er herabkomme bis auf die Grundfeſten der Kirche. Hier iſt kein Abgott, wie es die Magdalenenkirche iſt, die, ſich ſelbſt anbetend, in koloſſaler, undurchſichtiger, flacher Maſſe ſich bequem auf der Erde ausſtreckt, ohne Elaſticität, ohne Höhe, ohne Magnetismus. Dieſe Thürme und Portale, wie ſie irdiſche Bäume und Blätter darſtellen, laſſen dem Himmel offenen Raum genug, um hindurch zu blicken. Wir traten in den dichten Wald ein, die Vesper hatte ſchon begonnen, und über uns dröhnte die mächtige Orgel.

Die Alten, die Druiden gingen auch in die dunkelen Eichenhaine, um anzubeten, und auf der Stelle, wo ſie ihre geheimnißvollen Opfer darbrachten, hatten ſie ſich gewiß einen offenen leeren Platz ausgehauen, damit der Gottheit Angeſicht gnädig darauf hinabſchauen könne. — Noch ſind wir im Walde, noch umfängt uns Schatten, noch ſind der Orgel Töne über uns mit irdiſchen Vibrationen vermiſcht, noch fühlen wir uns bedrängt, aber der Tag des Herrn ſtrahlt uns fern in den wundervollen Fenſtern, und vom Schatten dringen wir zum Lichte, vom Tode zum Leben. Nun ſtehen wir im Herzen der Kirche, und die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veſte verkündigt ſeiner Hände Werk. Ein Tag ſagt's dem anderen, und tauſend Tage ſehen in die Fenſter herein, um ſein Lob mit uns zu ſingen. Aber wo finde ich Sprache und Rede, es auszuſagen, wie es mich umtönte, wie es mich umſtrahlte, wie es mich um-

blühte, wie es mich mit farbigem Schimmer umhüllte und im ſtrebenden Steine emporhob, dieß Lob Gottes, des Höchſten.

Man feierte das Feſt von St. Denis, mit welchem zugleich das ſeiner beiden Begleiter St. Ruſtique und St. Eleuthère, verbunden iſt, und die Kathedrale war deßhalb in ihrem allerſchönſten Schmucke. Es war ein ſonnenklarer, himmliſch heiterer Tag. Vor den Stufen, die zum Chore hinaufführen, und gleich innerhalb der eiſernen Gitter, die dieſen Theil der Kirche von den übrigen trennen, waren auf einer großen Tafel mit einer carmoiſinfarbenen, goldbefranſten und goldgeſtickten Sammetdecke die Reliquien der Heiligen in drei prächtigen, mit Palmen beſteckten Chäſſes aus purem Golde ausgeſtellt.

Auf demſelben Tiſche erhoben ſich Kandelaber, ebenfalls aus Gold und ſo rein, als ſeien ſie erſt heute gegoſſen, mit unzähligen flammenden Kerzen. Neben den vier Ecken des Tiſches ſtanden auf niedrigen, mit Teppichen bedeckten Tabourets vier rieſengroße, goldene, ſchön gearbeitete Leuchter mit Kerzen von der Dicke eines Baumſtammes und ſchneeweißer Farbe, deren große Flammen ebenfalls im hellen Lichte des Tages zitterten; ein üppiger Kranz von ſchönen künſtlichen Blumen umgab ſie als Manſchette. Nun folgten in weiterer Entfernung vor und auf den Stufen des eigentlichen Chores ſchöne hohe blaue und reich mit Gold verzierte Vaſen voll prächtiger Blumen, Roſen vom dunkelſten Roth bis zum reinſten Weiß. Die dunkelrothen

Vorhänge des Altars waren mit reichen Blumenguirlanden eingefaßt und davon zurückgehalten an der Seite des Chores; und nachdem das Auge die von Teppichen bedeckten Stufen überflogen hätte, ruhte es auf dem prächtigen „devant de l'autel", welches von einem Lichthimmel umſtrahlt war, und zuletzt auf dem Hochaltare, von dem man aber nicht viel mehr als ſeine eigene Kerzenſonne bemerkte. Ueber dieſer hing die Oriflamme. Sie trägt die Buchſtaben S. D. (St. Denis).

Das war der Glanz und die Farbenpracht, welche die Menſchen gaben, ihre beſte Opfergabe. Und Gott ſah das Opfer Abel's gnädig an. Er ſchickte ſeine Sonne vom Himmel, nicht es zu verzehren, ſondern es zu entzünden, zu beleben, zu verſchönern. Die Sonne ſchien durch die gemalten Fenſter, die wundervolle Roſe warf alle ihre Farben auf dieß Gold, auf dieſe Blumen, auf dieſen Teppich. Die Blumen, an ſich ſelbſt ſchon ſo farbenreich, bekamen dadurch einen *Farbenduft*, möchte ich ſagen, einen unbeſtimmten Glanz, eine Sanftheit, eine ſtille, deutliche Seele, wie ſie ſie nur im Himmelsgarten entfalten können.

Aber nun die einfachen oder reinen Farben, wie ſie auf die Säulen oben zunächſt der Roſe und in alle Zwiſchenräume fielen, ſie ließen mich im Garten aller Tugenden wandeln. Da war ein dunkelrother brennender Rubinpunkt, die heilige, concentrirte, ewig flammende Liebe, da war ein langer milder grüner Streif, die nie ermattende Hoffnung, da war die Treue mit klarem Blau geſchrieben, und bis auf die großen Säulen ge-

genüber hatten ſich Violet und Blau, und Roth und Gelb und alle anderen Farben in einem Meere verſchmolzen und vereinigt, ſo daß dort die Harmonie aller Tugenden in der Vollkommenheit, die man nicht definiren und theilen kann, ſich abſpiegelte.

So hatte ich die Farben als Sinnbilder noch nie verſtanden, denn hier waren ſie nicht mehr Körper, durch Menſchenkunſt bereitet, von Menſchenhand an Raum und Zeit gebunden, — ſie waren der Wiederſchein der Gottesſonne, wie Liebe, Treue und alles Gute, was uns erhebt und erfreut, ein Abſtrahl der Gottheit iſt; ohne Contoure, als ſelbſtſtändige Weſen waren ſie mit der Sonne erſchienen, folgten ſie ihr und mußten ſie mit ihr verſchwinden.

Doch nicht allein mein Herz ſah dieſe Farbenholdſeligkeit, auch mein Ohr ſah ſie. Oder hörte mein Auge die Orgeltöne in dem Farbenſcheine? Dieß iſt ſchwer zu ſagen. Denn auch die Sinne ſchmolzen mir in dieſem Augenblicke zuſammen. Es entſtand daraus ein hohes überirdiſches Bewußtſein. Es wurde mir die Harmonie der Farben, der Farbenton in dieſem Augenblicke eine eben ſo große Wahrheit als die Farbe der Tugend. Wahrheit! Was iſt Wahrheit? Gott, ich danke dir für einen Augenblick, wo du ſie mich ſo ſtark empfinden, wo du ſie durch alle Sinne auf mich einſtrömen läßt! Alles, was wir hier empfingen, war lauter Manna; denn die Engel vom Himmel ſchauten ſelbſt in die hohen Fenſter und ſogen die klaren, reinen Töne ein, und wir Menſchen der Erde verſeelten

uns in jede reine, jungfräuliche Säule dieſes Gottes-hauſes und hoben uns auf zu ihm, dem Ewigen.

Was iſt das Mark der gothiſchen Kunſt? Der Glaube! Sie arbeiteten mit Glauben, dieſe Künſtler; darum inſpiriren uns ihre Werke mit demſelben. Denn der Athem, den der Künſtler in ſein Werk bläſt, den haucht es nachher auch wieder aus, wie der lebendige Gottesodem einen guten Menſchen mit einem Nimbus umgiebt. Sie waren beſſere Chriſten, die Meiſter alter Zeit, als unſere jetzigen. Darum reichen dieſe Letzteren ſo wenig zu ihnen hinauf. Sie können ihnen ja nicht einmal nachahmen. „Was ſind die Künſtler neuerer Zeit? Weichlinge, Lüſtlinge, die ihren Vergnügungen, Maitreſſen nachlaufen und nach einer durchwachten und durchpraßten Nacht mit ſchlaftrunkenen Augen und ſchlaffen Händen unvorbereitet ſich an die Arbeit ſetzen," ſo flüſterte mir ein Nachbar zu, der gleich mir empfand, „ſtatt deſſen beteten die Erſteren, und Gott ſendete ihnen ſeinen Geiſt, ſeinen Tröſter. So vorbereitet, ſetzten ſie ſich zu ihrem Werke und arbeiteten in dieſem Geiſte, und Gott half ihnen mit ſeinem ſtarken Arme."

Ein Glück, daß die ſteinernen Eichenwälder Hunderte von Jahren ſtehen, wie die grünen. Möge Gott uns deren viele noch lange erhalten! Wie ſchaudert's mich bei dem Gedanken, daß die Wuth des revoltirenden Volks einſt dieſen heiligen Hain der Erde gleich machen wollte! Gewiß werden Alle, welche die Kathedrale von St. Denis in einem ſo günſtigen Augenblicke geſehen haben, wie ich, mit mir wünſchen, daß noch

lange ihr Glaubenskreuz feſtgegründet liegen möge mit den auf ihm betenden Chriſten, daß ihre Liebesroſe noch lange den Menſchen in die Seele ſtrahlen möge, daß unſere Blicke ihrem ſchlanken Hoffnungsthurme noch lange mögen folgen können.

Verſetzen wir uns noch einmal in dieſen günſtigen Augenblick, in dieſe heilige Stunde. Es fühlten auch viele Andere um mich her, daß ſie eine Gottesgabe war, denn rund umher hörte ich Seufzer und Exclamationen: „O comme c'est beau! c'est magnifique!“ Meine Thränen floſſen aber immer fort, während die Melodieen der großen Orgel ertönten, und die Chorknaben mit ihren reinen Stimmen ihr antworteten und darauf der ganze Chor der Prieſter und Chanoines einfiel, begleitet von der kleinen Orgel. Dieß Alles blieb dem Auge beinahe unſichtbar hinter dem großen Voraltare. Kamen dieſe Geſänge von oben her? Kamen ſie aus den Kerzenflammen, die wie Geiſter dort hinten flackerten? Waren es die Stimmen der Königsgeiſter aus der Tiefe? Denn dort unter all dieſer Blumenpracht, dieſem goldenen Glanze, dieſen Bannern und den reichen Kapellen der Heiligen, der Genovefa, des St. Denis, St. Louis und Anderer, — dort ſchlafen ſie alle die königlichen Geſchlechter von Clovis bis Ludwig XVIII. Dieſer Gedanke giebt dem Geſange einen neuen Klang, unſerer Seele einen doppelten Aufſchwung zu den Wohnungen in unſeres Vaters Hauſe, welche die unſterblichen Theile jener Großen der Erde nun einnehmen.

Und auch hier oben ſind wir nicht allein mit unſerem

Gebete, wir Lebenden, ſondern zu jeder Seite vereinigen ſich mit uns gekrönte Häupter; da ſind Ludwig XII. und ſeine Anna, Heinrich II. und Catharina von Medicis uns zur Linken, Franz I. und Claude, ſeine Gemahlin, zur Rechten, knieend und mit gefalteten Händen.

Aber die Prieſter in ihren purpurnen, goldgeſtickten Sammetmänteln, umgeben von den Chorknaben, kommen feierlichſt die Stufen herab und ſtreuen auf die Reliquien der Heiligen ſüßen Weihrauch aus. Hoch werfen ſie das Encenſoir ihnen zum Preiſe.

Doch da proteſtirte mein Verſtand zum erſten Male, und mit dieſem Weihrauch zogen mir leider Sectenideeen in den Kopf, denn ich hatte mich bis dahin nur in der allgemeinen katholiſchen, ungetheilten Kirche gefühlt. Daß man St. Denis, dem Schutzpatrone von Frankreich, Weihrauch ſtreut, kann vielleicht nicht ſchaden. Freilich was wiſſen ſeine Knochen davon? Indeß, dieß bei Seite geſetzt und mich für einen Augenblick als gute Katholikin betrachtet, die da meint, daß ſolche Knochen eine beſondere Kraft beſitzen, die da rein macht von allen Sünden — ſo iſt es doch noch ſehr die Frage, ob dieſe Reliquien die ächten ſind. Denn von beinahe einem ganzen Dutzende St. Denis erzählt uns die Legende. Und wie ſehr iſt die Geſchichte eines Jeden in Dunkel gehüllt! Einer wurde in Athen verbrannt, ein Anderer in Rom decapitirt, ein Dritter in Regensburg gemartert. Soviel iſt gewiß, daß der, welcher ſeinen Kopf unter dem Arme von Rom bis nach Paris trug, dieſen unterwegs immerfort küſſend, von den Un-

gelehrten als der rechte Patron angeſehen wird. Sie wiſſen hier von keinem Anderen und rathen dir wohlmeinend mit gläubiger Miene: „Vous qui avez de l'intelligence, je vous prie de ne pas douter de ce que notre Saint a pu porter sa tête jusqu'ici étant mort, a fin que le bon Dieu dans sa juste colère ne vous déprive un jour et tout soudainement de ce don précieux, qui occupe notre tête: la raison. Quant à moi, je crois aux miracles de tous les jours, et je suis convaincu, qu'à Dieu rien n'est impossible, que lui, qui fait croître le blé, et qui nous fait naître, peut aussi bien donner une force supérieure à un homme, qui comme notre Saint Denis lui a servi avec plus de zèle que nous autres."

Noch weniger träumen dieſe Gläubigen davon, was mir übrigens ſehr merkwürdig iſt, daß dieſer Heilige auf eine unerklärliche und doch erwieſene Weiſe mit dem luſtigen Gotte Bacchus verſchmilzt. Schon der Name Dionyſius, mit dem der Weingott in Griechenland benannt wurde, ſtimmt mit St. Denis überein, ſowie vieles Andere in ihrer Legende, in ihren Attributen u. ſ. w., von denen wir nur das Eine erwähnen wollen, daß das Feſt des Heiligen in denſelben Monat fällt, in dem dasjenige des heidniſchen Gottes gefeiert wurde, in den Monat October, die Zeit der Weinleſe.

Heidenthum und Chriſtenthum ſind nicht ſo himmelweit auseinander, wie manche Leute ſich einbilden, folgte doch das eine dem anderen unmittelbar und beſtehen ſie doch noch immer nebeneinander auf der Erde.

Digitized by Google

Die Kathedrale von St. Denis an einem gewöhnlichen Tage.

So wie viele Fremde 14 Tage in Verſailles ſich aufhalten, um jeden Tag einen Theil der nimmer endenden Galerie zu beſuchen, ſo möchte ich ein paar Wochen in St. Denis zubringen, um jeden Tag zwiſchen der Säulenverzweigung der Kathedrale umherzuwandern, um mein Auge in all die Rubinſonnen, Smaragd- und Purpurſterne zu verſenken, um in den ernſten Grabgewölben der Könige die Geſchichte der Könige Frankreichs nachzublättern und alle die Schätze dieſes wundervollen Gebäudes mit Muße zu betrachten. Es freut mich, daß ich den weißen Thurm von St. Denis von meinem Fenſter aus ſehen kann, da er mich an alle die Schönheiten der Kathedrale erinnert, und ich denke ganz anders als Ludwig XIV., der St. Germain verließ, weil er ſein Memento mori nicht immer vor Augen haben wollte.

Andere Könige haben indeß eine große Vorliebe für dieſe Kathedrale bewieſen und ſie mit Schätzen reich begabt, denn ſie erhob ſich über dem Grabe des Schutzpatrons von Frankreich und bewahrte den ganzen Schmuck, der die Herrſcher von Frankreich zu ihrem Amte einweihen mußte, — dort befand ſich das glorreiche Banner der Nation, die Oriflamme, — von dort holte man es jedes Mal, wenn man deſſen bedurfte, — dort ruhten endlich die Gebeine der Könige, thatenſatt und lebensmüde, unter denen ihrer Väter aus.

Aber was iſt aus dieſen ehrwürdigen Ueberreſten

geworden? Wie der Wind die Herbſtblätter verweht, ſo hat die Furie des revolutionairen Volks die Aſche ſeiner Könige zerſtreut. Wie ein eigenſinniges, tobendes Kind ſeine Spielſachen zerbricht und umherwirft, ſo griff der losgelaſſene Pöbel die heiligen Ueberreſte ſeiner Monarchen an, um ſie auf immer zu zerſtören. Dank ſei dem patriotiſchen Lenoir, der viele der Büſten, Statuen, und Denkmäler rettete und ſie nachher im Jahre 1816 dem Orte ihrer Beſtimmung zurückerſtattete. So haben wir denn noch die Befriedigung, den redenden Stein zu betrachten, ſchließt er gleich nicht mehr das ein, was ihm Sprache verlieh.

Verſailles iſt gleichſam die Univerſal-Volksgeſchichte Frankreichs — St. Denis die abgeſchloſſene Königsgeſchichte, — Verſailles der Königsmantel, der in ſeinen reichen Falten das Ganze umſchließt, — St. Denis die Königskrone. Dort wurde die wirkliche Krone der Monarchen aufbewahrt und auch ihr „finis coronat opus“ gefeiert. Bald wird die Kirche in der That eine Krone von Gold und Edelſteinen ſein, wenn alle die jetzt in ihr vorgehenden Arbeiten vollendet ſein werden. Dann möchte ich die Abbaye ſehen! Doch auch, wie ſie jetzt iſt, werde ich immer wieder zu ihr hingezogen.

Die Arbeiten in den Seitenkapellen werden ohne Unterbrechung fortgeſetzt, und man rechnet, daß in zwei Jahren ungefähr die ganze Reparatur vollendet ſein wird. Es war ein rieſenhaftes Unternehmen von Napoleon, wenn man bedenkt, daß dieſe alterthümliche Abtei zur Schreckenszeit dergeſtalt umgewandelt und zur Ruine ge-

worden war, daß Kornverkäufer hier ihr Magazin während einer kurzen Periode aufſchlugen, und der Regen und das Unwetter durch das offene Dach die Geldwechsler und Verkäufer wieder aus des Vaters Hauſe vertrieb. Und was noch ſchlimmer, darauf kamen herumziehende Schauſpieler und profanirten die heilige Stätte, bis ſpäter allein noch die Raubvögel darin niſten mochten. Napoleon hätte dafür verdient, hier eine bleibende Stätte zu finden, wie er es ſelbſt gewünſcht; aber er gehörte weder zu der erſten, noch zu der zweiten, noch zu der dritten Dynaſtie, und ſeine Aſche ruht ſicherer umgeben von der dichten Hecke ſeiner einbeinigen und einarmigen Braven.

Der Theil, welcher als ganz vollendet betrachtet werden kann, iſt das Chor mit den es umgebenden, zierlichen Kapellen, mit ſeinen ſchöngemalten Fenſtern und den Grabgewölben darunter. Es iſt durch ein Gitter und eine Treppe von der übrigen Kirche getrennt. Gleich am Eingange der Kirche darf man zwei ſehr alterthümliche Monumente an den Seiten nicht überſehen. Das linker Hand, ein Basrelief, iſt vorzüglich merkwürdig und ſehr künſtlich gearbeitet; es ſtellt Dagobert I. vor, den eine Schaar geſchwänzter und behörnter, emſig rudernder Teufel in Charon's Boote nach der Hölle entführen will. St. Martin und St. Denis wollen ihnen aber dieſen Preis entreißen, und weiter hinauf werfen die Teufel denſelben König in einer wollenen Decke zum Himmel hinauf. Das Sujet des anderen Monuments habe ich nicht ausfindig machen können; ich glaube, es iſt das Grabmal einer der erſten Königinnen. Zwiſchen dieſen

beiden Monumenten befindet ſich die ſchöne Orgel, deren Töne, wie ich ſie am Feſte von St. Denis gehört, mir noch dankbar in der Erinnerung waren. Heute erklang ſie nicht, heute war auch die Kathedrale nicht in ihrem Feſttalare. Aber wer iſt nicht ſogleich feſtlich geſtimmt, wenn er von der Orgel aus das Ganze überſieht, oder vielmehr hier unter den Säulen ahnt, was ſich ihm nachher aufthun wird. Rechter Hand, nahe beim Chore, beſieht man zuerſt das prächtige Monument von Franz I. und ſeiner Königin Claude, aus Marmor. Das königliche Paar liegt in der Ruhe des Todes auf einem Kenotaph. Dieſer iſt rund umher mit einem wundervoll ausgeführten Basrelief geſchmückt, welches die Schlachten von Marignano und Cerisolles vorſtellt. Darüber erhebt ſich ein Bogen oder Baldachin, von Säulen getragen, auf welchem Franz I., ſeine Gemahlin und ihre drei Kinder in reichen Gewändern knieen. Gegenüber an der anderen Seite des Chors ſind zwei ähnliche Grabmäler von Ludwig XII. und Heinrich II. Das erſte iſt ein vorzügliches Kunſtwerk. Auch hier liegen der König und ſeine Gemahlin, Anna von Bretagne, auf einem Lager, und oben darüber ſind dieſelben im Königsſchmuck auf die Kniee geſunken. Rund umher ſitzen die zwölf Apoſtel zwiſchen Säulen, welche den oberen Theil tragen, und verſchiedene Schlachten ſind in Basreliefs am Geſimſe ausgeführt. Bei Heinrich II. und Katharina von Medicis finden wir ebenfalls dieſelbe Idee des Todes mit dem Leben darüber. An den vier Seiten ſind die Haupttugenden in Figuren von Bronce und in den

Basreliefs des Piedeſtals Allegorieen von guten Werken dargeſtellt.

Dieſe drei Monumente ſind vorzüglich reich und machen einen ſonderbaren Effect. Wir finden dieſelben Könige und Königinnen noch einmal in den ſogenannten Caveaux wieder.

Man ſchickt nun ſeine Blicke hinauf nach den beiden wundervollen Roſen; ſie ſind aus neuerer Zeit, und in einer iſt der Thierkreis vorgeſtellt. Es ſollen Meiſterwerke der Glasmalerei ſein, und ich will dieß gern glauben. Ein Fenſter in der Ecke ſtellt den erſte Beſuch vor, den Louis Philipp am 24. Juli 1837 mit ſeiner Familie dieſer Kathedrale machte, — vielleicht iſt ſein letzter und bleibender nicht ſo gar fern, — und eine Reihe der großen Fenſter rundum im Chore hat die ganze Geſchichte von St. Denis zum Gegenſtande der Glasmalerei, auf der anderen ſind die Portraits von allen Königen Frankreichs, vom erſten an bis zu Louis Philipp, darunter die ihrer Gemahlinnen und unter dieſen die der mitregierenden Päpſte zu ſehen. Alle dieſe moderne Malerei iſt theils aus Sevres, theils aus Choiſy-le-Roi hervorgegangen und Manches erſt während der letzten ſechs Monate.

Ehe man die Stufen zum Chore hinaufgeht, findet man davor, mit einem Staket umgeben und mit einer Moſaikplatte bedeckt, das ſogenannte „Caveau d'attente." Hier iſt Ludwig XVIII. beigeſetzt und wird ſo lange da bleiben, bis Louis Philipp ihn ablöſt, worauf Ludwig zu ſeinen Vätern unten hinabſteigen wird,

woſelbſt ſeine Stelle ſchon durch ein Monument bezeichnet iſt. Und ſo ſoll dieſes Caveau d'attente immer den letztverſtorbenen König bewahren.

Nebenbei an der Seite des Chors iſt ein Altar — „l'autel funèbre“ genannt — zu Ehren Ludwig's XVIII. errichtet, an welchem man alle Monate eine beſondere Meſſe für ihn lieſt. Auf dieſem befindet ſich ein alterthümliches Crucifix von ſehr künſtlicher Arbeit, worauf die Stadt Jeruſalem im Kleinen in erhabener Arbeit dargeſtellt iſt. Daſſelbe iſt die Hälfte eines von Ludwig dem Heiligen der Kirche geſchenkten Crucifixes, welches doppelt war, und die andere mit der Abbildung der Stadt Damiette ſteht auf der anderen Seite der Chortreppe auf dem Altar St. Michel. Ueber dieſem Altare ſieht man ein ſehr ſchönes Gemälde von Blondel: „l'ange exterminateur,“ das einzige Bild auf Leinwand, welches die Kirche bis jetzt enthält. Der gigantiſche Chor, in deſſen Heiligthum man aber nicht eindringt, ſondern den man nur von außen betrachtet, hat einen prächtigen „devant de l'autel,“ ein Geſchenk Napoleon's, der ihn nach ſeiner Vermählung vom Louvre hierher ſchaffen ließ. Ueber dem Hochaltar iſt die Châſſe mit den koſtbaren Reliquien des Schutzheiligen. An dieſe legten wunderbarer Weiſe die Zerſtörer ihre Hände nicht, und der fromme Glaube bildet ſich ein, daß dieſe Knochen noch dieſelben ſind, welche die fromme Dame Catulle im dritten Jahrhundert aus den Händen der Chriſtenverfolger rettete und begraben ließ. Sie machten freilich erſt eine Reiſe nach Rheims. Ueber dieſer koſt-

baren Châſſe erhebt ſich das Banner des Schutzpatrons, die Oriflamme an ihrem goldenen Stabe, und wir ſehen im Geiſte, wie Ludwig der Heilige und Philipp Auguſt und andere ſeiner Vorfahren mit eigenen Händen das ſiegreiche Zeichen unter feierlichen Ceremonieen aus der Kathedrale holten, wenn ſie einen Kreuzzug unternehmen wollten. Die jetzige Oriflamme iſt natürlich nur eine Nachahmung des Originals; darunter befindet ſich das Facſimile eines Lehnſtuhls von Dagobert, wovon das Original in der königlichen Bibliothek ſteht.

Rund um das Chor reiht ſich eine koſtbare Kapelle an die andere, alle reich an Schätzen, mit blauem Sternenhimmel und ſchöngemalten, ſchlanken Säulen, ſowie mit wundervollen Glasmalerien, die theils noch aus dem zwölften Jahrhunderte ſtammen, theils aus neuerer Zeit ſind; man ſieht deutlich den Unterſchied an dem größeren Farbenreichthum der alten.

Ludwig der Heilige und das zwölfte Jahrhundert ſpielen überhaupt eine große Rolle in dieſer Kathedrale, denn aus ſeiner Zeit ſtammt noch das Meiſte, was 1793 verſchont wurde. Dagobert I. wird als ihr eigentlicher Gründer angeſehen. Nach ihm wurde ſie zu verſchiedenen Epochen erneuert, wie von Pepin dem Kurzen und Charlemagne, dann vom Abbé Suger und Ludwig dem Heiligen. In unſerem Jahrhunderte wurde die Erneuerung von Napoleon angefangen, von Ludwig XVIII. fortgeſetzt, und der jetzige König wird ſie hoffentlich vollenden.

Unter den Kapellen des Chors ſind die bemerkenswertheſten die von St. Denis mit ſeiner Statue und

mit denen ſeiner beiden Begleiter, der Märtyrer St. Ruſtique und St. Eleuthère an den Seiten, — die von St. Geneviève mit ihrer Statue, — dieſe Heilige hatte nach jener Catulle eine Kapelle über dem Begräbnißorte St. Denis errichten laſſen, — dann die reichgeſchmückte Kapelle der heiligen Jungfrau in der Mitte, und endlich die geräumige und ſchöne Kapelle des heiligen Ludwig mit deſſen Statue und der ſeiner Gemahlin Marguerite de Provence. Unter dieſer befindet ſich der Eingang zu den königlichen Grabgewölben; aber man wird im Vorübergehen ſeine Aufmerkſamkeit noch zwei Säulen ſchenken, die unter den Roſen ſtehen, und wovon die eine, ſehr merkwürdig gewundene, zum Andenken an Heinrich III., der 1589 ermordet wurde, geſetzt, die andere von Maria Stuart zu Ehren ihres früh verſtorbenen Gemahls, Franz II., errichtet worden iſt. Dann tritt man in die heiligen Hallen der verſtorbenen Könige und läßt ihre Schatten alle an ſich vorüberziehen.

Doch nur in Gedanken; denn in Wirklichkeit geht nichts an uns vorüber als der lange feierliche Zug der Chanoines von St. Denis, die ſich nach der Abendmeſſe zurückziehen. Das Chapitre des Chanoines von St. Denis iſt das einzige Chapitre royal von Frankreich. Es iſt eine Art von Sinecure für ſolche Biſchöfe, die zu alt und zur Erfüllung der Pflichten ihres Amtes zu ſchwach geworden ſind, und die hier dann weiter nichts zu thun haben, als einen ehrenvollen Platz bei der Meſſe auszufüllen, die täglich zwei Mal für die Seelen der Könige geleſen wird.

La Toussaint.

„Heureux habitants des tabernacles éternels, comme une même gloire vous couronne dans le ciel, nous vous consacrons un même jour sur la terre, pour y célébrer ces triomphes qui vous ont coûté tant de peines et de travaux. Le céleste amour et la vérité qui se montre à vous à decouvert sont maintenant votre immortelle nourriture: vous vous plongez dans des torrents de délices, dont votre âme est saintement énivrée; c'est là que puisant à la source du vrai bonheur, vous désaltérez une soif toujours ardente et toujours satisfaite.“

Das Feſt „la Toussaint“ iſt eins der größten im ganzen Jahre; doch begegneten mir am Morgen auf unſerem Wege nach St. Roch viele Tagelöhner mit ihren Werkzeugen auf dem Rücken, die zur Arbeit gingen. In Irland ſind die Leute ſcrupulöſer in der Beobachtung auch des kleinſten „holy day;“ da ſind gleich alle Felder leer, die Hacke wird bei Seite geſtellt, die Lumpenhülle weggehangen und der graue „frieze-coat“ angezogen. Wie ſollte Paddy an einem Feiertage an Arbeit denken, wie ſollte er ſich überhaupt dazu bequemen, wenn die pure nackte Noth ihn nicht zwingt? Und nun gar am „All Saints' day,“ wo er ſich ſo gern amüſirt und ſchon am Abend vorher (All-Hallow-Eve) ſeine Nüſſe knackt und tauſend Spiele ſpielt, wie könnte er an dieſem wichtigen Tage nur das Geringſte vornehmen?

Wie geſagt, ich wendete meine Schritte nach St.

Roch. Man hört dort an hohen Feſttagen immer die ſchönſte Muſik. Ich kam leider ſchon zu ſpät und wagte nicht mehr, mich in die Mitte des Schiffes hinein zu drängen, wo ſchon Alles beſetzt zu ſein ſchien, ſondern blieb im Nebenſchiffe, wie viele Hunderte um mich her. Dadurch verloren wir freilich den Anblick der Prieſterſchaar, ihrer heiligen Verrichtungen und aller der Pracht des Altars; aber wir hörten die Muſik eben ſo gut und vielleicht noch beſſer. Denn was iſt der Gottesdienſt in St. Roch und anderen katholiſchen Kirchen an ſolchen großen Feſttagen Anderes als ein religiöſes Concert? Man kommt dahin, um die Sänger der Oper, Dupont mit ſeiner weichen Stimme an der Spitze, zu bewundern, und es iſt dieß gewiß ein ſolcher Hochgenuß, wie er ſelten zu finden iſt; man könnte ſich hier erbauen, wie ſelten bei einer trockenen Predigt. Aber wie ſeine Seele aufſchwingen aus dieſem Gedränge der Körper, das dichter und dichter ſich um mich verſammelt. „J'étouffe!“ hört man allenthalben ſeufzen. Kaum, daß man ſich auf ſeinen kleinen Stuhl wieder niederlaſſen kann, wenn man einmal aufgeſtanden iſt, um etwas friſche Luft zu ſchöpfen. Man würde gern wieder weggehen, wäre es möglich, vor- oder rückwärts zu dringen.

Jetzt ſetzt ſich die Proceſſion in Bewegung; doch wie die compacte Maſſe, wo keine Stecknadel Platz finden könnte zum Hinunterfallen zwiſchen zwei Nachbarn, durchbrechen, wie dieſem ſingenden, purpurgoldenen, langen Prieſterfluß Durchgang verſchaffen? Wohl iſt es „l'église errante,“ denn wo ſoll ſie ihren Weg finden?

Nein, mehr als die irrende Kirche, „c'est l'église militante;“ die voranmarſchirende Municipalgarde bahnt ihr den Weg, und ihre Repräſentanten folgen langſam und mühevoll; „le Suisse“ mit gewichtiger Miene, dreieckigem Hute und reichgeſchmückter Uniform geht voran, und hinter ihm — wer zählt alle die goldbeſchwerten Purpurmäntel, die höheren und kleineren Würden, die Chorkinder groß und klein, in ihren weiß gekräuſelten Hemdlein über ſcharlachenen Röcken, die Sänger, die Bläſer der Serpents, die Huiſſiers u. ſ. w. Seit der Revolution haben die prächtigen Proceſſionen in den Straßen von Paris aufgehört, weil ſie das Volk zu ſehr aufregten, und auch, weil ſeitdem allen Religionen freie Ausübung verſtattet ward. „Les protestants ne se mettraient pas à genoux devant nos prêtres et nos images, et ce serait indécent.“ Dieſelbe Delicateſſe findet nicht ſtatt in unſeren katholiſchen Ländern, in denen auch Proteſtanten gemiſcht wohnen. Indeß iſt wohl die Politik und die lebhafte Erinnerung an die Gräuel, welche früher bei den Proceſſionen ſtattfanden, der Hauptgrund dieſer Maßregel. Die Geiſtlichkeit begnügt ſich alſo mit denen inmitten der geheiligten Kirchenmauern, wo ſie, wenn gleich mit Mühe, doch mit Sicherheit begangen werden können.

Endlich haben ſie ihre Proceſſion vollendet, ohne Jemand erdrückt zu haben. Und Dupont ſingt, und wir ſchmölzen in ſeinen Melodieen dahin, wenn Raum dazu wäre. Die Orgel zieht ihre Töne lang und ſanft, oder ſie kracht brauſend darein, wenn nun der Chor ſich hebt im Verein all der auserwählten Stimmen. Dann kommen wie-

der die eintönigen Geſänge der Prieſter, dann die vom Himmel entlehnten Stimmen der Chorkinder; und ſo geht es abwechſelnd lange fort, wohl nicht zu lange für die Liebe des Schönen, aber wohl für die Kerkermauern des irdiſchen Gefährten, der, ſelbſt mit einer Kerkermauer umgeben, den armen gottgeborenen Geiſt bedeutend ängſtigt. „Pour l'entretien de l'église, s'il vous plait!“ mit dieſen Worten und ſeinen Stock gegen den Boden ſtoßend, bahnt ſich der präſentable Suiſſe einen Ausweg. Ein ſtolzeres Anſehen, wie der Suiſſe, weiß wohl keine Perſon ſich zu geben. Er muß ſich für den Repräſentanten der Königlichkeit ſelbſt halten. Er fordert auch eher den Beitrag der Frommen, als daß er darum bittet. Hinter ihm wandelt demüthig ein junger Prieſter, den rothſammetnen Beutel in der Hand, um die Almoſen für die Kirche zu empfangen. „C'est l'église mendiante“, und der Huiſſier mit ſeiner ſilbernen Kette um den Hals und einem großen Sack über dem Arme, folgt ihm Schritt für Schritt, um ihm den Reichthum nach und nach abzunehmen.

So wie die Kirche einſammelt, vertheilt ſie aber auch, und ich ſehe gegenüber zwei Kränze ſich langſam durch die Menge drängen. Es iſt „le pain bénit“, welches in Nachahmung oder als Symbolum der fünf Brote, mit denen Chriſtus die Menge ſpeiſte, unter die Gläubigen vertheilt wird.

Das iſt „l'église miraculeuse“, wenn man ſo will. Man kommt aber im aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderte mit den fünf Brioches nicht ſo weit als da-

mals, und nur die, welche ganz vorn im Schiffe ſitzen, haben das Glück, einen Brocken davon zu empfangen. Die Hauptſtücke dieſer Brote werden den Hauptvorſtehern der Gemeinde in das Haus geſchickt. Was in der Kirche ſelbſt vertheilt wird, tragen die Chorknaben in Körben herum.

Doch das Ende meiner Leiden war gekommen, ſie hatten dießmal die Freuden überwogen oder erdrückt. Die Schwierigkeit war nun, mit Geduld ſich den Ausweg möglich zu machen. Nicht Alle waren ſo ängſtlich dazu bereit wie ich; denn nun verſammelte ſich die andächtige Menge wieder in der lichten Chapelle de la Vierge, in der geheimnißvollen Chapelle du St. Sacrement, wo die ſieben Lampen heute angezündet waren, und in der Chapelle ardente, um in der erſten der Königin der Heiligen ihre Gebete darzubringen, in der anderen den Gott der Juden und der Chriſten, den alleinigen Jehovah, anzuflehen, und in der letzten zu dem Heilande, dem einzigen Heiligen der Proteſtanten, dem größten Märtyrer, auf dem hohen Calvaire ſchmerzens-, dankes- und andachtsvoll hinaufzublicken.

Vor den Thüren muß die Municipalgarde ein wenig nachſchieben, und man hat kaum Zeit und Raum, die Hand in die Taſche zu ſtecken, zufolge der Einladung des Chorknaben: „pour les pauvres de la paroisse, s'il vous plaît“, neben welchem eine elegante Dame einen rothen Sammetbeutel aushängt und ſchüttelt, daß es dir in die Ohren klingt.

Nicht eher athmet man wieder frei, als bis man

durch die wogende Menge der Rue St. Honoré zuletzt einen Ausweg in die Champs Elysées gefunden hat, wo halb Paris ſich der Sonne freut und es ſcheint, als ob die irdiſchen Wanderer ſich einen Vorgeſchmack gäben von den Strömen der Seligkeit und des Triumphs, welche alle die Heiligen dort oben genießen.

Le bon Dieu.

Ich wurde hier oft erinnert an ein Mährchen von Löhr, welches ſo beginnt: „da unſer Herrgott noch auf Erden ging;" denn nach manchen Redensarten und Ideeen, welche hier im Schwunge ſind, ſcheint es, als ob „le bon Dieu" in leibhaftiger Geſtalt hienieden unter den Pariſern wandele. Er iſt mehr außer ihnen als in ihnen. Nicht allein, daß er ſein Zelt am Hochaltare aufgeſchlagen hat, und deßhalb Jeder im Vorübergehen vor dieſer Hütte des Allerhöchſten ſich tief verneigt, — nicht allein, daß er wahrhaftig in der Hoſtie ſich verkörpert, und ſein Fleiſch und Blut von den Gläubigen genoſſen wird, — er hat auch beſondere Wohnungen in Frankreich, von Menſchenhänden gemacht, er kommt auch ſonſt noch auf andere Weiſe mit den Menſchen in Berührung. „C'est la maison du bon Dieu, il élève tous ses neveux et ses nièces, et donne une dot à ces dernières, quand elles se marient", hörte ich einſt über einen reichen Herrn ſagen. Gott wohnt alſo neben ihm und leitet ſeine Hand in jenen guten Handlungen, und daher wird ſein Haus „la maison du bon Dieu" genannt.

Aber wenn Gott ſo menſchlich unter den Leuten wohnt, ſein Haus bei ihnen hat und auch ſein Lieblingsthier, „la bête du bon Dieu“ (unſer Sonnenkäferlein) hier unten herumfliegen läßt, wenn er ſogar ſeine Weingärten zur Beluſtigung Anderer hält — „il a été dans les vignes du bon Dieu“, heißt es von einem Betrunkenen, — wenn er, ſage ich, mit den Erdbewohnern in ſo nahe Berührung kommt, ſo ſetzt er ſich vielleicht auch manchen Dingen aus, die bei den unartigen Menſchen ſich nicht vermeiden laſſen. Die Franzoſen werden leicht erhitzt und ſehen die Perſon nicht an, die ſie in ſolch einer Aufwallung beleidigen können. „Si le bon Dieu lui-même paraissait sur terre, elle n'aurait qu'à s'en prendre“, wurde neulich von einer ſehr heftigen Dame bemerkt. Ich ſtaunte nicht wenig über dieſe Redensart. Dieß wäre ja ſchlimmer, als da Luther ausrief: „Wenn du mir nicht hilfſt, ſo werfe ich dir den ganzen Sack deiner Verheißungen vor die Füße“, denn er war in Noth; aber die Idee, aus bloßer Luſt und Liebe zum Zorn ſelbſt unſeren Herrgott anzugreifen, das iſt ein Bißchen ſtark. Und dennoch nennt man ihn „le bon Dieu.“

Doch das wollte ich noch bemerken, daß trotz des täglichen Herabziehens des „bon Dieu“ in's gewöhnliche Leben, in dem Namen ſelbſt keine ſo große Annäherung zu liegen ſcheint wie in unſerem deutſchen Ausdrucke: „lieber Gott!“

Wenn ein Kindlein ſeine Händchen faltet und anfängt: „Lieber Gott,“ ſo ſpricht es dann ohne Bedenken und voll Vertrauen weiter; es iſt nicht anders, als

wenn es mit ſeinem Vater ſpräche, der es kennt, der ihm ſeine Fehler verzeihen will. „Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibet in Gott und Gott in ihm.“

„Niemand iſt gut als der alleinige Gott!“ — und darin liegt eben eine Art von Entfernung, wenn wir ſo wollen. Wir haben nicht alle Gebote gehalten, und mit dem „guten Gott“ können wir uns nicht gleich ſtellen, wie mit dem „lieben Gott,“ der alſo die Welt geliebt hat, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab, und zu dem wir aufſchreien Nacht und Tag: „Abba! lieber Vater!“

Laſſet uns Deutſche dieſen Vorzug unſerer Sprache ſchätzen und täglich mehr von Liebe zu ihr entbrennen!

La semaine sainte.

Jedermann iſt zur Oſterzeit „en retraite“, das heißt, man bereitet ſich durch ein zurückgezogenes Leben und durch Stunden, der Andacht geweiht, zur heiligen Communion vor. „Faire ses pâques“, heißt alle frommen Pflichten dieſer heiligen Oſterzeit erfüllen; ſie beſtehen im Faſten, Beichten und Communiciren. Die meiſten Leute ſehen davon ſehr bleich und ernſthaft aus. Kein Wunder! denn ſie ſitzen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend in der Kirche. Zum Abbé Ravignan läuft Alles. Er hält während der Faſten ſeine Predigten in Notre-Dame wie der Abbé Lacordaire in der Weihnachtswoche. Sie ſind die beiden berühmteſten Pariſer Red-

Digitized by Google

ner jetziger Zeit. Man drängt und läuft ſich die Füße ab, um ſie zu hören. Ihre Predigten heißen Conferenzen, und die Anrede darin iſt ſtatt „mes frères“ und „mes soeurs“ „Messieurs“ und „Mesdames.“ Am Morgen hält der Abbé Ravignan die Conferenzen für die Damen, am Abend um ſieben Uhr die für die Herren.

Der Abbé Lacordaire predigt aber nur für das männliche Geſchlecht; ſeine Ideeen ſind dem weiblichen zu hoch. Frauenzimmer dürfen nur auf die Tribüne kommen, oder ſie müſſen außerhalb des abgeſchloſſenen inneren Schiffes ſtehen bleiben, wo es ihnen aber nicht viel beſſer ergeht als oben. Eine ſolche zahlreiche männliche Gemeinde bietet einen ſehr merkwürdigen Anblick von der Tribüne herab; am merkwürdigſten iſt es, die geſpannte Aufmerkſamkeit zu beobachten, mit der alle Köpfe ſich nach der Kanzel wenden und alle Ohren aufgerichtet werden, damit kein Wort, keine Sylbe dieſes ausgezeichneten Mannes der dicht gedrängten Menge verloren gehe. Ja ganz wunderbar ſcheint es, wenn man bedenkt, daß das Publikum größtentheils aus jenen jungen Studenten beſteht, die ſonſt ein ſehr ausſchweifendes Leben führen. Auch Elegants und Flaneurs erblickt man genug unter der ſchwarzen Menge. Stundenlang vor dem Anfange der Conferenz ſind ſie ſchon hier verſammelt, und viele von ihnen benutzen dieſe Zeit zum Studiren irgend eines Heftes oder zur Lectüre eines profanen Gegenſtandes. Es ſchien mir viel mehr Ordnung und Ruhe in dieſer Avantſcene der männlichen Verſammlung zu herrſchen als in der der

weiblichen des Abbé Ravignan; es war hier mehr Streit um die Plätze.

Die Tendenz dieſer Conferenzen iſt, die Welt und die Religion mit einander zu vereinigen. Es iſt ja eine ganz falſch verſtandene Frömmigkeit, welche dieſe beiden Dinge trennen will.

Die Ueberfrommen oder ſogenannten Devoten erfüllen gewiß ebenſo wenig ihren irdiſchen Beruf als die bloß Weltlichgeſinnten. Weder die Einen, noch die Anderen können ihre Umgebung vollkommen glücklich machen und den inneren Frieden haben; die Einen ſowohl wie die Anderen ſind große Egoiſten.

Es herrſcht in dieſem Augenblicke bei den Männern Frankreichs eine weit ſtärkere Tendenz zur Religioſität als früher. „Ich kenne“ — ſagte mir ein Deputirter — „in dieſem Augenblicke nur einen Mann in der ganzen Kammer, der es wagt, ſich Atheiſt zu nennen. Die übrigen bekennen ſtrengkatholiſche Grundſätze.“ Vor etwa zwanzig Jahren ſah man nicht einen einzigen Mann in den Kirchen. Jetzt giebt es deren eine große Anzahl an dieſen heiligen Orten. Sie machen ungefähr eine gleiche Zahl mit der der Frauen aus; und nicht allein an Sonn- und Feſttagen, ſondern auch zu allen anderen Tagen findet man Männer im Tempel Gottes, welche ihr Gebet andächtig verrichten. Dieß hat nichts mit der Politik zu thun; es iſt kein König, der ihnen dieſe Maßregel auferlegt hat, es iſt alſo kein bloßes politiſches Geſetz, keine vorübergehende Mode, es iſt innere Ueberzeugung, welche ſie dazu treibt, und dieß läßt uns hoffen, daß es ſo bleiben werde.

Jene beiden vorhin genannten Abbés thun gewiß das Ihrige, um dieſe Tendenz zu befördern.

„Il suppose que toutes les femmes sont déjà converties," — ſagte mir Jemand über den Abbé Lacordaire — c'est pour cela qu'il ne s'adresse qu'aux hommes. Et il fait bien, car nos jeunes hommes n'avaient point de religion, il leur a donné un nouvel essor, et parce qu'il a beaucoup d'esprit, il ne manque pas d'auditeurs."

Es iſt ſeit 10 Jahren, daß er ſich dieſes Ziel geſetzt hat und unabläſſig verfolgt. Er iſt ein Dominikaner, und man ſagt, daß er das Dominikaner-Ordenskleid unter ſeinem Surplis trage.

Der Abbé von Ravignan aber, der den Damen ſo gefällt, iſt ein Jeſuit, wie man ſagt.

Le dimanche des rameaux (der Palmſonntag).

Die Menge ſtrömte aus und ein unter dem Porticus der Madeleine. Die breite Treppe bot ein ſchönes Schauſpiel dar, als ich von der Place de la Concorde die Rue Royale herunter kam. Sie war wie ein Wald von wandelnden grünen Zweigen im Frühlingsſonnenſchein.

Die Stufen waren mit grünen Reiſern beſtreut. Von den aus der Kirche Kommenden hatte jeder einen geweihten Buchsbaumzweig in der Hand. Unten an der Treppe boten Kinder und Frauen uns davon dar.

Wir nahmen Palmenzweige und gingen im Tempel

dem Heilande entgegen. Er kam hernieder in der heiligen Meſſe, und die Prieſter und Alle, die voll heiligen Eifers waren, ſangen ſein Lob in den Hymnen und Pſalmen der Vesper. Ja, Gott wohlgefällig und dem Herzen zuträglich muß dieſe Muſik ſein. Und die lateiniſche Sprache, wenn nur alle Leute ſie verſtänden, wäre gewiß diejenige Mundart, welche am würdigſten zu Gottes Lobe klänge. Sie iſt ſo erhaben, ſo kräftig, ſchmiegt ſich der Melodie ſo ſchweſterlich an, daß keine Fiber dabei ungerührt bleibt. Beim 113. Pſalm: „In exitu Israel de Aegypto“ erheben ſich die Töne aus dem einförmigen Bereiche, worin die erſten Pſalmen der Vesper erklingen. Man ſingt dieſen Pſalm beſonders ſchön in der Madeleine. Die Beſchreibung der Götzen giebt durch Sprache und Melodie die Sache ſo treu, daß man dieſe Weſen in ihrer Schwachheit deutlich vor ſich ſieht und herzlich bemitleidet. „Os habent, et non loquentur; oculos habent, et non videbunt.“

Zuletzt wurde das „Magnificat anima mea Dominum“ angeſtimmt und der Lobgeſang der Maria mit Weihrauch zum Himmel emporgetragen.

Es iſt das Werfen der Encenſoirs („Rauchfäſſer“ iſt kein ſo ſchönes Wort dafür) eine ſehr imponirende Ceremonie, beſonders in der Madeleine beim Salut, wo ſieben „Thuriféraires“ (ſoll man ſie Rauchfaßwerfer auf Deutſch nennen?) in einer Reihe rund um den Hochaltar in ehrerbietiger Ferne ſtehen. Wie ſie ihr ſilbernes gluthdurchſchimmertes Faß an der langen Kette alle zugleich hoch in die Luft werfen, — wie ſie es dann zu-

letzt ſangen und zugleich damit tief auf die Kniee fallen, — wie ſie in ihren weißen langen Kleidern und mit ihren himmelblauen Schärpen gleich Engeln, gleich Vermittlern zwiſchen Gott und den Menſchen erſcheinen! Es hat mich immer tief ergriffen, wenn die ſchöne heilige Hymne geſungen wurde, während ſie ſo auf den Knieen lagen, nachdem ſie Gott Opfer und Wohlgeruch dargebracht hatten. Wir hatten heute eine gefällige Nachbarin, welche uns im „Paroissien“ (Gebetbuche) nachſchlagen half. Es iſt ſchwer, die Geſänge zu finden, beſonders in der heiligen Woche, wenn man ſich nicht eigens ein Buch, „la semaine sainte“ genannt, gekauft hat, wie jeder gute „catholique apostolique romain“ es thut.

Unſere Nachbarin war nebenher geſprächig, das heißt nur in der langen Pauſe zwiſchen der letzten Meſſe und der None, denn ſonſt war ſie ſtill und andächtig. Sie hatte natürlich bald gemerkt, daß wir Proteſtanten ſeien, und dieß eben hatte ſie ſo geſprächig gemacht; es eröffnete ſich ihr hier die Hoffnung zu einem guten Werke.

Der heiligen Jungfrau Thron wurde uns „comme de raison“ zuerſt aufgerichtet. Blieben die Katholiken nur damit weg, ſo würde das Proſelytenmachen ihnen viel beſſer gelingen. Unſere Miſſionärin zeigte uns dann die zerſtreuten Trümmer einer Religion, wo Jeder nach ſeiner Weiſe expliciren kann, einer Religion, die nicht auf den Grundfeſten einer unfehlbaren Kirche gebaut iſt. „Si l'église se trompe,“ erwiderte ſie ganz naiv auf einen Einwurf, „tant pis pour elle!“ Nicht ein Jeder kann Rechtsgelehrter ſein, aber dem Urtheile des Tribu-

nals müſſen wir uns Alle unterwerfen. Und die Geſetze dieſes Tribunals kennen wir; ſie haben wir zu befolgen. Dieß iſt Alles. Das Wunder der täglich erneuerten Menſchwerdung Chriſti in der Meſſe war meiner theologiſchen Freundin nicht unbegreiflicher als das Hervorſchießen des Halmes aus der Erde, als das Kriechen des jungen Vogels aus dem Ei. Die Beichte ſtellte ſie mir unter doppeltem und dreifachem Nutzen dar, als Renumeration unſerer Sünden, deren Andenken uns ſonſt entſchlüpfen könnte, als einen Act der Demüthigung, indem wir ſelbſt vor einem Menſchen, der nicht mehr iſt als wir, jeden Fehltritt, ſei er klein oder groß, mit der Zunge laut ausſprechen müſſen u. ſ. w.

„Revenez souvent entendre ce prédicateur,“ ſagte ſie uns beim Weggehen, „j'espère aussi vous revoir, car je vous aime déjà.“ Dieſer letzte Ausdruck heißt ſo viel als „ich hoffe euch zu bekehren.“ Und der Bekehrungseifer der Katholiken iſt ſo natürlich, wie nur möglich, auch nicht ſo egoiſtiſch, wie man oft denkt. Während ſie ſelbſt durch eine ſo ausgezeichnet gute Handlung einen bedeutenden Vorſprung für den Himmel gewinnen, reißen ſie das arme verirrte Schaf zugleich aus den ewigen Flammen. Wahr iſt es, daß die katholiſche Religion weit reichlicher giebt als die unſerige und dem Volke daher eher einleuchtet. „Das Anbeten im Geiſt und in der Wahrheit iſt nicht Jeglichem gegeben,“ ſagte ein katholiſcher Freund zu mir. „Die proteſtantiſche Religion kann nur in einer kleinen Population beſtehen.“

„La religion protestante,“ fuhr er fort, „voulez-

vous que je vous le dise? — la religion protestante ne me paraît pas comme une religion, c'est une très-belle philosophie, de l'Unitaire jusqu'au Méthodiste tout cela est protestant.“

„Il y a des doctrines les plus opposés, rien ne les unit. Chacun proteste de sa manière. Que voulez-vous? Leur religion ne leur donne rien. Elle est passive. Wo dem Menſchen alle Freiheit gelaſſen wird, da entſteht Ungebundenheit, Streit, Spaltung. Es muß ihm alſo mit goldenen Buchſtaben vorgeſchrieben werden, woran er ſich zu halten hat, und dieß thut unſere Kirche; ſie fordert Gehorſam, Unterwürfigkeit, Demuth.“

Derſelbe Freund war auch der Ueberzeugung, daß die proteſtantiſche Religion aus der jüdiſchen hervorgegangen ſei, natürlich nicht unmittelbar. „Bei jeder Reformation,“ meinte er, „thut man einen Rückblick; Neues erfindet man ſo leicht nicht, ſondern man greift zu dem, was ſchon ein Mal da geweſen iſt, und ſucht es den gegenwärtigen Zuſtänden anzupaſſen.“

„Die Proteſtanten halten ſich offenbar mehr an's alte Teſtament, die Juden ganz allein an dieſes, die Katholiken aber an's neue, ſie haben faſt nichts mit dem alten zu thun. Die proteſtantiſche Religion hat den Vater, die katholiſche den Sohn. Im Proteſtantismus liegt eine gewiſſe Strenge, die katholiſche Lehre iſt mehr eine Lehre der Liebe. Hier glüht Wärme, dort herrſcht Kälte.“

„Deßhalb bekehren ſich auch die Juden häufiger zum Proteſtantismus als zum Katholicismus.“

Doch kehren wir noch ein Mal in die Made-

leine zurück, wo unſer Raiſonnement anhob. Es war der Abbé C., welcher heute predigte, ein ausgezeichneter Mann. Während der ganzen Faſtenzeit laſſen in Paris nur die erſten Prediger ſich hören; jede Kirche hat den ihrigen für dieſe ganze Zeit, und jeder Kanzelredner wählt ſich eine Reihefolge von Texten für ſeine Predigten. Dieſer Abbé hatte das Vaterunſer auserkoren. Heute predigte er über die Worte: „Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel," eine paſſende Betrachtung während der Faſtenzeit. Als Beiſpiel hierzu haben wir Jeſu ganzen Wandel in der Paſſionszeit vor Augen. „Doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!"

Unſeren Palmenzweig nahmen wir mit nach Hauſe. Dort ſtecken die frommen Seelen ihn hinter das kleine „Bénitier" (Weihwaſſergefäß), welches gewöhnlich in Form einer Muſchel, die von einem Engel gehalten wird, über jedem Bette hängt.

Wir nahmen unſeren Rückweg durch den Tuilerieengarten. Wo gäbe es heute kein Gedränge? Woher kommt die Menſchenmaſſe? fragt man ſich immer, obgleich die hohen Häuſer laut genug reden. In den Kirchen, vor den Kirchen, in allen Straßen, auf der Place de la Concorde, allenthalben Springfluth im Menſchenmeer, aber in den Tuilerieen und Champs Elysées eine wahre Brandung; man meint, man müſſe hier verſchlungen werden. Jedoch athmet Jeder neu auf und lebt und freut ſich.

Freude empfanden beſonders die ſchönen Damen mit ihren Männern und Kindern; in dichten Schaaren ſaßen ſie in den Tuilerieen mit ihren roſenrothen und himmel-

blauen Frühlingshüten auf dem Kopfe und ihren Palmenzweigen in der Hand, und bildeten gleichſam ein lachendes, blumenreiches Ufer für den vorüberfließenden Menſchenfluß, deſſen einzelne Wellen hie und da beſchauend, murmelnd oder koſend bei einer Lieblingsblume ſich aufhielten.

In den Champs Elysées ſchiebt man ſich förmlich weiter. Der Strom iſt zu einer beweglichen Mauer geworden. Endlich hatten wir vier Stühle gefunden, zwei zum Sitzen, zwei als Fußſchemel zu gebrauchen. Und wir ließen nun die Menſchenfluth an uns vorüberziehen. Griechen mit ihren rothen, blau betrobbelten Mützen, Türken in ihrem Nationalcoſtüm, Schwarze in europäiſcher Kleidung, ſie alle ſchlucken dieſelbe ſtaubige Luft ein. Dieß Treiben, dieß Gemurmel erinnert faſt an das Leben des Foyer beim Maskenball, nur daß hier bunte Farben herrſchen.

Schon drehen ſich die Carrouſels, und die Luſtbarkeiten der Kinder nehmen ihren Anfang. Diejenigen, welche die Pferde lieber anſehen mögen als die Menſchen, drehen den letzteren den Rücken zu, um mit den Augen die lange Wagenreihe zu verfolgen, die ſich ohne Aufhören langſam nach dem „Arc de l'étoile" hinunterzieht.

Doch die Sonne ſinkt, und auch wir eilen zu unſeren Lieben zu Hauſe.

Jeudi saint.
Das Fußwaſchen der Armen.

Ich ging nach Notre-Dame, um der jährlichen Ce-

remonie des Fußwaſchens beizuwohnen; hier wird dieſe demüthige Handlung vom Erzbiſchofe ſelbſt vollzogen.

Wie ſind doch die Katholiken glücklich! Die ganze Leidensgeſchichte Jeſu wird vor ihnen entfaltet, es iſt, als durchlebten ſie dieſelbe wieder und wieder mit jedem Oſterfeſte. Sie leſen es nicht allein auf der trockenen Seite, das Evangelium. Sie ſehen es, ſie fühlen es, mit allen Sinnen nehmen ſie es wahr, und das Wort wird Fleiſch und wohnt unter ihnen.

Die Stufen ihrer Kirchen ſind mit Palmen beſtreut am heiligen Sonntag, damit der König der Ehren einziehe. Sie haben ihr Weihwaſſer, ihre Kerzen, ihre Engelchöre, ihren Todtengeſang, ihre ſchönen Bilder und Tempel, um dadurch gereinigt, erleuchtet, begeiſtert zu werden. Und was haben wir? — das Wort, den Geiſt. Leider ſieht ihn aber nicht alle Welt und iſt nicht vorbereitet genug, ihn zu empfangen. Aber die, welche zur Wahrheit durchdringen können, die halten ihn feſt, und er iſt der Tröſter, den Jeſus ſeinen Apoſteln verheißen hat, daß er bei ihnen bleiben und ſie erinnern ſolle an Alles, was Chriſtus ihnen gelehrt hat. So ſteht er auch zu uns.

Wie die Katholiken uns vorwerfen, daß wir die heilige Jungfrau außer Acht laſſen, ſo könnten wir ſie viel eher darauf aufmerkſam machen, daß der heilige Geiſt ihnen ſehr wenig gilt. Und doch hat Chriſtus geſagt: den ſollt ihr hören. Aber von der Jungfrau ſteht in der Bibel gar nichts Aehnliches.

Der Abbé von Ravignan predigte heute wieder in

Notre-Dame; aber ich mußte ſeinem geiſtreichen und inſpirirten Geſichte den Rücken zuwenden, mithin auch auf den Sinn ſeiner Worte verzichten und meinen Platz nahe beim Chor einnehmen, um nachher die Ceremonie, um derentwillen ich gekommen war, bequem ſehen zu können.

Zwölf kleine Knaben kamen an, geleitet von einem „Frère ignorantin“ (die Frères ignorantins ſind eine Brüderſchaft, die ſich mit dem Unterrichte armer Knaben beſchäftigt). Sie waren die Auserwählten. Man giebt ihnen bei dieſer Gelegenheit einen ganz neuen Anzug als Geſchenk. So erſcheinen dieſe Kleinen in weißen Weſten, blauen Röcken und netten Halsbinden, jeder eine Medaille, an einem himmelblauen Bande im Knopfloch tragend. Sie ſetzten ſich uns gegenüber vor dem Chore hin, während man einen beſonderen kleinen Altar zu dieſer Gelegenheit im Vordergrunde des Chores errichtete und Bänke zu jeder Seite für dieſe kleine Schaar hinſetzte.

Das letzte Wort des frommen Abbé war verhallt. Nun kam der ſingende Prieſterzug, um das Abwaſchen der Altäre vorzunehmen. Am Hochaltare beginnt dieſe heilige Handlung, und von dort ziehen ſie an der ganzen Reihe der Altäre herum, ohne Kerzen, aber mit ſtetem Geſange, ihre Waſſerkelche in der Hand; daraus begießen ſie die Altäre, verbreiten das Waſſer über dieſelben mit einem geheiligten Palmenzweige und trocknen es mit Tüchern wieder ab. So werden dieſe heiligen Stätten für das ganze Jahr geweiht.

Unterdeß ordneten ſich die zwölf Knäblein auf den

Digitized by Google

Bänken zu jeder Seite des nun im Lichterglanz ſtrahlenden Altars, von zwei Frères ignorantins beaufſichtigt. Es kamen auch zwölf Mägdlein, von einer „Soeur de Charité" begleitet, herbei; ſie waren ebenfalls ganz neu gekleidet in dunkelblaue und weiße Farben, und eine Medaille hing an dem Halſe einer jeden. Sie ſetzten ſich je zu ſechſen hinter die Knaben. Dann erſchien der Erzbiſchof in violettem Gewande und reichgeſticktem Oberkleide, ein großer ſtattlicher Mann und auch ein guter Mann, wie man ſagt. Der Geſang hob an. Das Evangelium des Tages wurde darauf vorgeleſen. Und nun beeiferten die kleinen Knaben ſich, ihren Schuh und Strumpf vom rechten Fuße zu ziehen, welcher letztere mit der Weiße des Strumpfes wetteiferte, ſo gut hat man ihn zu dieſer Gelegenheit abgeſeift. Ich zweifle, daß die Füße der Jünger ſo appetitlich waren, da ſie Sandalen trugen.

Der Erzbiſchof trat auf das Proſcenium, mit einem weißen Leinentuche angethan, wie es auch der Heiland gehabt hat. Man ſetzte ein Gefäß mit Waſſer neben ihn, und Monſeigneur ließ ſich auf ein Knie nieder, und wuſch ſo die Reihe herum den rechten Fuß dieſer kleinen Repräſentanten der Jünger. Es wurde ihnen jedesmal ein Blumenſtrauß gereicht, um damit das Waſſer auf den Füßen zu verbreiten. Eine hübſche Andeutung des blumenreichen Tugendpfades, auf dem fortan dieſe Kinder wandeln ſollten. Und der ehrwürdige Mann trocknete jeden Fuß, und alle ließen ſich dieß wohlgefallen; es gab keinen Petrus darunter. Der Oberhirte küßte

die Füße nach der Reinigung und hatte den Kleinen ſomit ſelbſt das Beiſpiel der Demuth gegeben. Möge dieſer Demuthsſtrahl durch ihr ganzes Leben leuchten. Es wurde den Kindern darauf Brot und Wein aus denſelben hohen Händen dargereicht. Dieſe Hände dienten ihnen ferner, die leeren Gläſer wieder zurückzunehmen, und ſie theilten zuletzt noch Gaben und Almoſen unter ihnen aus. Jeder erhielt nämlich ein Blatt, worauf Verſe geſchrieben zu ſein ſchienen, und ein neugeprägtes Fünffrankenſtück.

Auch die kleinen Mädchen, welche bisher nur Zuſchauerinnen geweſen waren, profitirten hiervon, und Fröhlichkeit verbreitete ſich ringsumher auf allen Geſichtern. Geſang erſcholl wieder, der Biſchof mit der Prieſterſchaar entfernte ſich, und zwei bei zwei unternahmen die kleinen Jünger und Jüngerinnen, von ihren Hirten angeführt, ihre Wallfahrt zum heiligen Grabe, welches hinter dem Hochaltare errichtet war. Da lagen alle die Gläubigen in tiefer Andacht vor dem Kreuze, welches ohne das Bild des göttlichen Dulders, nur mit einem Grabtuche bedeckt, in geheimnißvollem Dunkel ſtand.

Auf meinem Rückwege trat ich in die Kirche St. Nicholas du Chardonnet. Auch hier zogen die Prieſter umher mit Geſang und wuſchen die Altäre, und ſogleich kamen die kleinen Mädchen und alten Frauen hinter ihnen hergelaufen, um unmittelbar nach der heiligen Handlung die Stelle kreuzweis zu küſſen, auf welcher das Weihwaſſer ſo eben gefloſſen war. Sie warfen ſich ſogar auf die Erde nieder, küßten den Boden

und verrichteten eifrig ihr Gebet. Es muß ihrer Meinung nach wohl mehr Kraft haben, wenn es vor dem eben geweihten Altar geſagt wird.

Vendredi saint und Longchamps.

Wir feierten die Stunden der Agonie (les agonies) in St. Roch, wo die ſieben Worte des Erlöſers am Kreuze erklärt wurden, und die Predigt in kurzen Zwiſchenräumen mit Geſang und Orgelſpiel abwechſelte. Von der Kanzel war ich zu entfernt, um der Rede des Prieſters folgen zu können. Aber in den Tönen der Orgel rauſchte der Schrecken dieſer Leidensſtunden; die einzelnen Stimmen hauchten die Todesangſt des am Kreuze hängenden und ſchmachtenden Gotteslammes; die Chöre malten die Zerknirſchung der ſchuldbewußten Seelen. „Mein Heiland, was du erduldet, das iſt auch meine Laſt.“ Das klagende „Eli, Eli lama sabathani“ ergriff das Mark meiner Seele; denn Dupont ſang es.

„Eli, Eli lama sabathani,“ ſo ruft Jeſus unter der Sündenlaſt der ganzen Welt mit gebeugtem Haupte. Der Heiland ſtirbt, und nun erfaſſen uns in den erſchütternden Tönen der Orgel die Schrecken der Elemente, das Beben der Erde, das Spalten der Felſen, das Eröffnen der Gräber, das Zerreißen des Vorhangs im Tempel.

„Dieſer Menſch war wahrhaft Gottes Sohn,“ ſo erhebt ſich nun der Lobgeſang der Heiligen und Gläubigen und belebt unſer Vertrauen und ſtärkt uns zur Pilgerſchaft. Dorthin, wo das heilige Kreuz leuchtet, wo Blumen dargebracht werden und mit der Dornenkrone

auf dem Felſen ſich miſchen, zum Grabe Jeſu drängt ſich auch hier die fromme Schaar. Hier liegen die Weihrauchgefäße, mit ihren Ketten über die Steine geſchlungen, müſſig, ohne ihre Pflicht zu erfüllen, vielleicht andeutend, wie zur Todesſtunde die Freunde Jeſu ihn verlaſſen hatten, wie man ſein ſpottete, ſtatt ihm Preis und Dank darzubringen.

Ich finde die katholiſche Idee, daß das Unheil, welches das Holz angerichtet hat, auch das Holz wieder gut machen müſſe, oder das Verhältniß des Kreuzes zum Baume der Erkenntniß unendlich poetiſch. Die Blüthen, die lockenden Früchte des Sündenbaums, der nur allzulebendig iſt, müſſen getödtet werden, damit der todte Baum, das Kreuz, zum Baume des Lebens werde, damit er anfange zu grünen und zu blühen, nachdem Tugend, Gebet und gottſelige Gedanken in ihn als Saft hineingefloſſen. Solche Blumen müßte man vom geſchmückten Grabe mit ſich hinwegnehmen, um den Weg Anderer damit zu beſtreuen, und ſo Frömmigkeit mit Liebe einen.

Freude und Luſt will das Pariſer Volk immer haben. So fällt denn eben in dieſe heilige Zeit jene berühmte Putz- und Schaupromenade, „Longchamps“ genannt, die freilich religiöſen Urſprungs iſt. Sie dauert Mittwoch, Donnerstag und Freitag der heiligen Woche hindurch.

Die geſammte Municipalgarde, Infanterie und Cavalerie, ſcheint auf den Beinen zu ſein, und die Soldaten breiten ihre ſchützenden Flügel oder Gewehre von der Madeleine

an über die Place de la Concorde, die Brücken und hauptſächlich die Champs Elysées aus. In dieſe langen Alleeen ſtrömt nun Alles, was Beine, Pferde und Frühlingskleider hat. Zu dieſer Gelegenheit ſind Equipagen und Menſchen beide neu ausſtaffirt und geputzt. Für Longchamps müſſen die roſenrothen, himmelblauen und ſchneeweißen Frühlingshüte fertig ſein; für Longchamps erneuern ſich alle Toiletten; Jeder will da ſeine beßten Pferde, ſeinen hübſcheſten Wagen zur Schau bringen. Longchamps ſetzt viele Hände in Bewegung, und wer nicht auf Longchamps geweſen iſt, der hat keinen rechten Begriff von der Freiheit und Gleichheit des Pariſer Volks. Arm und Reich ergeht ſich hier; der Fiacre miſcht ſich mit den mit Wappen gezierten herrſchaftlichen Equipagen. Es mögen auch bisweilen ganz vornehme Leute in den Fiacren ſitzen, weil nicht Jeder von Stande ſich hier Pferde und Wagen hält. Die Eleganz der Caroſſen iſt nicht ſo auffallend als der Ueberblick des Ganzen, das bunte Gemiſch, die unendliche Menge, die ſich hinaufwälzt durch den Arc de l'étoile bis in's Bois de Boulogne, und wieder zurück in geſchloſſenen Reihen, die ſchlendernden, ſich drängenden Fußgänger zu beiden Seiten und die in den Wagen Sitzenden dazwiſchen. Die Pferde ſind coquett mit Roſen am Kopfe geſchmückt, und der Kutſcher trägt die Farben ſeines Herrn im Knopfloche. Geputzte Kinder halten ſich fein ſtill und aufrecht im Wagen, als wüßten ſie ſchon, daß ſie heute bloß zur Schau fahren. Die alten Damen laſſen ſich den Sonnenſchirm im niedergeſchlagenen Wagen wohl-

gefallen, denn mit dem ſchönſten Frühlingswetter hat der Himmel heute das Feſt begünſtigt.

Die Zeitungen meldeten am folgenden Tage, daß das Longchamps ſeit vielen Jahren nicht ſo glänzend und belebt geweſen ſei wie dießmal. In der That war es belebt! Kaum daß der Staub Raum genug fand, ſich in den Zwiſchenräumen zu erheben und auf den Schultern und Hüten der Promenirenden ſich zu lagern. Aber das iſt eine leichte Laſt für die Pariſer. Wenn ſie nur in Maſſe ſpazieren gehen und in Maſſe draußen ſitzen können, ſo ſind ſie glücklich.

Es giebt Leute, die alle drei Tage des Longchamps unermüdlich dort hintereinander herziehen. Es giebt auch einige Sonderlinge, die gegen Mitternacht, wenn Alles leer iſt und nichts als der goldene Gürtel der Champs Elysées zu beiden Seiten glitzert, ihr Longchamps machen, um den Triumphbogen im Mondenſcheine zu betrachten und den Unterſchied zwiſchen einer beſtaubten Volksmenge im Sonnenſchein und den vom Monde beleuchteten knospenden Bäumen kennen zu lernen. Zu einer ſolchen Geſellſchaft gehörten wir, und es ſchien, als ob auch noch Andere dieſe Idee gehabt hätten, denn uns begegneten mehre Wagen, die in eben dem Longchamps-Schritte ſich fortbewegen wie wir.

Die kleinen Mädchen, die nicht aus den Klöſtern heraus dürfen, machen zwiſchen den ernſten Wänden derſelben ihr Longchamps. „Maman, envoie-moi mon chapeau neuf le vendredi saint; car nous faisons Longchamps aussi nous. C'est comme ça que nous faisons; nous mettons tous nos jolis chapeaux sur les chaises et puis

nous passons devant.“ Ein ſehr unſchuldiges Vergnügen, wie überhaupt das ganze Longchamps.

Der heilige Sonnabend.

Früh am Morgen dieſes Tages ſegnet die Kirche das Waſſer ein, welches zur Abwaſchung der Sünden das ganze Jahr hindurch dienen ſoll. Kein Element von allen ſpielt in der Religionsgeſchichte eine ſo wichtige Rolle als das Waſſer von der Schöpfung an, oder vielmehr von noch früher, denn es war vor der Schöpfung da, und der Geiſt Gottes ſchwebte darüber. Luft, Erde und Licht ſcheinen aus ihm hervorgetaucht zu ſein. Und immerfort hat der Geiſt Gottes auf den Waſſern geſchwebt, ſchaffend, ſtrafend, rettend und belebend, z. B. in der Sündfluth, im rothen Meere, in der Wüſte, im Jordan. Waſſer reinigte Pilatus Hände, Waſſer floß aus Jeſu Wunden, durch's Waſſer werden wir zur Chriſtenheit geweiht; alſo iſt es eine heilige Subſtanz in der ganzen bibliſchen Geſchichte. Es eröffnet und bereitet nun auch die katholiſchen Herzen bei jedem Kircheneintritt, bei jedem Abendgebete im ſtillen Kämmerlein. Es heiligt jährlich ihre Altäre, es berührt, mit Wein vermiſcht, des Prieſters geweihten Mund.

Vor der Kirchenthür ſaßen Prieſter und füllten die Flaſchen der durſtigen Seelen, damit ſie ſie mit nach Hauſe nähmen. Alle Venitiers der Kirchen waren neu gefüllt, und als habe dieß friſchgeweihte Waſſer doppelte Kraft, ſo tauchten die Hereintretenden eifrig und tief ihre Finger

in die Waſſermuſcheln. So gern hält ſich der Menſch an Zeichen und Sinnbilder.

Trauertöne und Todesangſt durchhallten die Kirche heute nicht mehr; doch zum Grabe wallten ſie noch, zum Grabe, aus dem am folgenden Tage das Heil der Welt hervorbrechen ſollte.

Der Oſterſonntag.

Heute endlich läuteten die Glocken wieder, denn vom Freitag Morgen an werden ſie bis zum Sonntag nicht angerührt, als ein Zeichen der Stille, die während der Todesruhe des Erlöſers im Grabe herrſchte. In den Kirchen und im Freien feierte Alles mit Chören, Meſſen und Jubelruf die Auferſtehung des Herrn.

Bußethun und Faſten hat nun aufgehört. Die blaſſen abgehärmten Wangen können ſich am Sonnenſcheine erquicken. Man hat ein ſubſtantielles Oſtermahl zu erwarten und fröhliche Geſichter rings umher. Dieſe Fröhlichkeit hat bei Allen wohl denſelben Ausdruck, aber oft eine verſchiedene Quelle, je nachdem das Geſicht einem geiſtigen oder materiellen Herzen angehört. Es iſt das Auferſtehungsfeſt der Seele, des Magens und des Frühlings, man könnte auch ſagen: der Fiſche und der Hühner; denn unzählige der erſteren ſind während der Faſtenzeit hinuntergeſchwommen, und genug der letzteren ſind zum Tode verdammt worden, noch ehe ſie aus dem Eie hervorgekrochen waren und das Licht der Welt erblickt hatten. Nun können die Hühnermütter doch wieder aufathmen und

einige ihrer Kinder wenigſtens zu ihrer Rolle in der Welt des Schmauſens auferziehen. Unermüdlich iſt man heute im Verſchlingen der „Plaisirs“ und Waffeln, um den Hunger von der heiligen Woche, der nun ſchon ziemlich hoch auffſummirt ſein muß, zu ſtillen. „Dans la semaine sainte on a toujours faim,“ hatte mir ein junges Mädchen geſagt, das zu einer ſtrict katholiſchen Familie gehörte. Alle Sonntagsluſtbarkeiten ſind heute wieder wach für die kleinen und großen Leute. Man ſitzt und guckt, oder geht und guckt, bis man ſich endlich zu Hauſe geſprochen und geguckt hat.

Am Oſtermontage werden abermals Proceſſionen in den Kirchen gehalten, ſowie auch am Oſterdienstage, und damit endigt ſich die ſchöne Oſterfeier; wir aber müſſen hoffen und wünſchen, daß Jeder auf dem Altare ſeines Herzens ſich eine helle Oſterkerze für's ganze Jahr angezündet habe.

Fête Dieu. Les petites Chapelles.

Die Rue de Bourgogne und die Rue de Varennes (letztere iſt eine ſehr ariſtokratiſche Straße) entlang und am ganzen Boulevard du Mont Parnasse hatten die Kinder ihre kleinen Kapellen an den Mauern der Häuſer und Gartenplanken aufgebaut, und mit ihren Büchſen und Tellerchen in der Hand liefen ſie eilig zu uns heran, indem ſie baten: „Voulez-vous payer pour la petite Chapelle, s'il vous plait?“ — Und wenn ein Sou in die Büchſe fiel, ſo ward eilends dafür noch

eine Blume gekauft, zum Schmucke der kleinen Kapelle. Dieſe iſt folgendermaßen eingerichtet. Ein Bret, welches ſie an die Wand genagelt haben, bildet einen Tiſch. Darauf iſt eine weiße Serviette ausgebreitet, und darüber hängt eine weiße Draperie an der Mauer, auf welcher die bunten Gegenſtände ſich ſcharf abzeichnen. Künſtliche Blumen ſind an die Wand geſteckt, und Heiligenbilder, Portraits von berühmten Prieſtern oder auch die Darſtellung einer „première communion“ u. ſ. w. hängen daran. Eine Madonna von Gyps bildet das Centrum des Tiſches oder beſſer des Altars, und ihr hat man eine Laube von natürlichen Blumen in Töpfen gebaut; alle Zwiſchenräume des kleinen Altars ſind mit Roſenblättern oder Blumenſträußen bedeckt. Einige dieſer Kapellen ſind in der That ſehr reich an Bildern, Statuen und Blüthen; die Mägdlein und Knäblein ſitzen daneben, und ſobald ſie Jemanden herankommen ſehen, der ein ſchönes Kleid anhat, oder ein wohlthätiges Geſicht zeigt, ſo bitten ſie ihn um einen Sou. Ob ſie beten in oder bei den kleinen Kapellen? Es ſcheint mir, daß das äußere Kirchlein hier die Hauptſache iſt. Keine ſolche Andacht merke ich wie in Lienhard's und Wältly's Kirchlein, und ich höre keine Stimmen wie die jener Knaben:

„Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott!“

und kein Glöcklein wie das, welches aus dem frommen Dorfe zu Krummacher's Kindern herübertönte. Wer aber an dieſen kleinen Kapellen vorübergeht, dem iſt es, als wenn er die Worte hörte „Laſſet die Kindlein zu mir kommen

und wehret ihnen nicht, denn ihnen iſt das Himmelreich." Sie haben ſelbſt Gott herabgeholt, ſie haben ihn heute eingeladen und ſind fröhlich, ſelig wie im Himmelreiche, wenn ſie es auch noch nicht recht verſtehen.

„Fête-Dieu," ſo nennt der gemeine Mann das Feſt. Es ſollte aber eigentlich das Feſt des heiligen Sacraments heißen. Da aber Gott im Sacramente iſt, ſo nehmen ſie ächt katholiſch die Perſon für die Sache.

Weihnachten.

In Deutſchland grünt der Tannenbaum. Seine glitzernden Nüſſe und Aepfel ſind ein Goldfaden, den die Parze durch das deutſche Leben geſponnen hat. Mit der erſten Erdweihnacht eines Jeden befeſtigt unſer Engel dieſen Goldfaden an den irdiſchen Boden; bei der erſten Himmelsweihnacht wird er hinaufgezogen, und da mag er uns dort oben, wo es immerwährend Weihnächte oder Weihtage giebt, vielleicht als Faden der Erinnerung an die gute alte Erde dienen. Die grünen Tannenbäume, die Hoffnungsbäume, ſind Meilenſteine, auf denen die Zahl bis zur Himmelsſtadt alljährlich kleiner wird.

In England ſteht „old Christmas, merry Christmas" da, die Stirn mit Stechpalmen und Epheu bekränzt. Die ſtacheligen Blätter ſind die Dornenkrone des Chriſten, und die ſcharlachrothen Beeren die reinen Blutstropfen, die in das ewige Leben quellen, und der Epheu iſt wieder das hineinrankende Leitſeil, der „Christ-

Digitized by Google

mas log,“ das auflodernde Himmelsfeuer, und das „Carol“*), der Engelsgeſang bei der Geburt des Heilands.

Auch Frankreich iſt nicht ohne ſeine Weihnachtsfeierlichkeiten, die den obigen ähnlich ſind. Sie werden aber nur in den Provinzen noch aufrecht gehalten; Paris, das moderne, hat ſich größtentheils davon losgeſagt. Frankreich hat erſtlich ſeine „messe de minuit“ (Mitternachtsmeſſe), welche in der Nacht zwiſchen dem Weihnachtsabende und Weihnachtstage gefeiert wird. In Paris iſt ſie jetzt polizeilich verboten, da zu viele Exceſſe dabei vorfielen, aber in der ganzen Provinz iſt ſie noch immer gebräuchlich. Nach der Meſſe folgt „le réveillon,“ ein Nachteſſen um zwei Uhr, wobei man ſich ſehr luſtig macht, gleich nachdem man in der Kirche andächtig und heilig geweſen iſt. Die Speiſen bei'm Reveillon beſtehen vorzüglich in allerlei Zubereitungen von Schweinefleiſch („de la cochonaille,“ wie man es nennt), z. B. in „boudins, andouilles“ (etwas Aehnlichem wie unſere Blutwürſte) u. ſ. w. Dieſe Delicateſſen ſcheinen nicht ſehr paſſend zu einem ſo ſpäten Nachteſſen. Indeß die Entſtehung des Reveillon war ganz natürlich, da man nach der langen Meſſe und dem vielleicht vorhergegangenen Faſten wohl ſehr hungrig ſein mußte.

Wer weiß, ob das engliſche „Christmas dinner“, wobei freilich ganz andere Dinge aufgetiſcht werden, nicht in jenem Reveillon ſeinen Urſprung genommen hat,

*) Ein engliſcher Weihnachtsgeſang.

Digitized by Google

da die Engländer überhaupt viel mehr Gebräuche, als die meiſten unter ihnen ſelbſt wiſſen, aus der katholiſchen Religion beibehalten haben.

Etwas den engliſchen „carols“ oder Weihnachtsgeſängen Aehnliches findet man auch in Frankreich in der Provinz. Es ſind geiſtliche Lieder, welche „noëls“ genannt und von den Kindern vor den Häuſern geſungen werden. Sie bitten dabei um „la part de l'enfant Jésus.“ Dieſen Theil behalten ſie dann für ſich. Auch „une bûche de noël“ hat man in Frankreich, wie in England den „Christmas log.“ Der „log“ iſt in ein weltliches Kind ausgeartet, wie alle Weihnachtsgebräuche in England weltlich ſind. Die „bûche“ iſt aber ein religiöſer Gebrauch geblieben. Sobald der Holzblock in's Feuer gelegt iſt, wirft ſich die ganze Familie rings umher auf die Kniee, und die Mutter ſagt drei Pater und drei Ave. Eine alte Dame erzählte mir, ſie erinnere ſich, daß ihre Mutter während der ganzen Zeit, daß der Block brannte, immerfort höchſt andächtig Gebete recitirend, auf ihren Knieen davor liegen geblieben ſei. — Man nimmt nachher einige Stücke von dem verkohlten Holze und bewahrt ſie als einen Talisman gegen den Donner auf. Im Sommer legt man ſie während des Gewitters auf den Tiſch, wo ſie dann ihre Wunderkraft bewähren ſollen.

Der engliſche „Christmas log“ könnte auch von der franzöſiſchen „bûche de noël“ abſtammen. Und wir können uns Vieles bei dieſem großen Holzklotze denken, Geiſtliches und Geſchichtliches. Einmal können wir

uns vorſtellen, wie die Hirten, welche auf dem Felde waren und des Nachts ihre Heerden hüteten, um ein großes Feuer verſammelt waren, welches ſie, wenn nicht zur Wärme, doch zum Leuchten angezündet hatten. Dann können wir auch in dieſem Weihnachtsfeuer das Licht ſehen, welches am Himmel ſich verbreitete mit der ganzen Schaar der Engel, die den Hirten erſchienen und ſangen: „Ehre ſei Gott in der Höhe!" Oder ſoll es bloß, wie unſere Weihnachtslichter, ein Sinnbild des Lichtes ſein, welches durch die Fleiſchwerdung des Wortes auf die Erde herabkam?

Die Kinder hängen Käſtchen oder ihre kleinen Holzſchuhe über dem Holzblocke im Kamine auf und finden ſie am nächſten Morgen mit Bonbons gefüllt. Da ſagen ſie dann: „C'est l'enfant Jésus qui entre dans la cheminée et qui les remplit." Andere ſchreiben dieß auch dem „petit St. Jean" zu. — Dieß iſt wieder wie bei den engliſchen „Christmas-boxes" und den Strümpfchen, welche die Kinder in manchen Theilen Englands zu Weihnachten an die Thüre hängen. Jene alte Dame, welche in der Provinz jene Mitternachtsmeſſe und das darauf folgende Reveillon oft mitgemacht hatte, erzählte mir auch, daß die ganze Kirche dabei immer ſo ſchön erleuchtet geweſen ſei, daß ſie wie eine Sonne geglänzt habe. „Aber ich ſchlief die ganze Zeit und wachte erſt bei der Erhebung der Hoſtie auf. Wenn man dann zu Hauſe ankam, ganz erfroren in der Winternacht, ſo bedurfte man natürlich einer Erwärmung, und man trank daher Kaffee und genoß allerlei andere Sachen."

Digitized by Google

Der Name der Nachtmahlzeit „réveillon“ ſcheint nach Obigem alſo nicht ganz ohne Grund gewählt zu ſein. Es mögen vielleicht viele gleich jener alten Dame in der Kirche in einen ſanften Schlaf verfallen.

In allen Klöſtern von Paris wird natürlich dieſe Mitternachtsmeſſe ganz in der Stille und in aller Heiligkeit gefeiert. Zu St. Denis begehen die jungen Mädchen ihre Communion um Mitternacht. Alle ſind dabei in Weiß gekleidet, und die Kapelle iſt ſchön ausgeſchmückt, ſo daß, wie eine Schülerin mir erzählte, es einen ſehr feierlichen ſchönen Anblick giebt in dieſer herrlichen Nacht. Man könnte ſagen, dieſe jungen weißen Mädchen ſtellten die Engel dar, welche den Hirten erſchienen.

So iſt Deutſchland um Weihnachten ein brennender Wald, England ein Feſtgelag und Luſtplatz, Frankreich ein nächtlicher Lobgeſang.

Les étrennes dans les maisons.

Wie in Deutſchland das Chriſtkind mit ſegensreichen Händen umhergeht, ſo in Frankreich das neue Jahr. Schon lange vorher ſind die Conditorläden auf's Schönſte ausgeſchmückt und prangen mit einem ungeheueren Vorrathe von auserleſenen Bonbons und anderen Zuckerſachen.

Die Spielſachenbuden ſind nicht minder in ihrem Glanze, und Alles ſtrömt dahin, um zu ſchauen und einzukaufen. Ja in ſolchen Maſſen eilten die Leute hin, daß vor den Häuſern der beliebteſten Confiſeurs Wa-

chen ſtehen und man Queue machen muß. Ebenſo iſt es bei dem berühmten Spielſachenhändler Giron.

Schon am Vorabende des Neujahrs fängt das Austheilen der „étrennes“ und das Wünſchen der „bonne année“ an. Es iſt ein wahrer Tauſchhandel von Glückwünſchen und Geſchenken. Da hat nun die Dame eines Hauſes, welche in einem weitläufigen Zirkel von Verwandten und Freunden lebt, einen ganzen Schrank in ihrem Zimmer mit Paqueten aller Art und Haufen von Bonbons verſehen. Die Paquete ſind alle in weißes Papier gewickelt und mit einem rothen Bändchen umwunden. Bald kommt denn ein Großnichtchen von der „maison royale“ in St. Denis mit ihrem decorirten Papa, macht ſein Knixchen, ſetzt ſich hübſch aufrecht auf einen Stuhl und ſagt kein Wörtlein, während ihre Länge und Breite im Geſpräche auf's Haar ausgemeſſen und von der Freude erzählt wird, welche die leidende „bonne maman“ gehabt hat, ihre „petite fille“ auf einige Tage wieder zu haben. Endlich fragt die freundliche Dame des Hauſes die Kleine: „Etes vous sage?“ — Das Kind ſieht zu artig aus, um dieſe Frage nicht anders als bejahend beantworten zu können, und will ſich auch nicht den Kummer anthun, „nein“ zu ſagen. Es ſchweigt alſo. Man wiederholt die Frage mehre Male. Die Antwort wird ihm endlich zugeflüſtert, und es hat die Courage, „ja“ zurückzuflüſtern. Man nimmt das Wörtchen auf Treu und Glauben an.

Da iſt nun der Vortheil bei unſerem Chriſtkindlein, das die deutſchen Kinder beſchenkt. Dieſes weiß

Alles, was ſie nöthig haben, ſchon von ſelbſt und lange vorher. Wer wollte es beleidigen, da es ſo gut und mächtig iſt, daß es aus dem Schneee heraus die ſchönen goldbehangenen Bäume wachſen läßt!

Aber iſt jene Dame nicht eine mächtige und wohlthätige Fee? Iſt ſie nicht auch eine gerechte Fee, obgleich ſie wie der Weihnachtsmann bisweilen durch die Finger ſieht und Fünf gerade ſein läßt? — Und iſt nicht ihr Schrank wie der Baum Aſchenbrödel's und noch mehr? Sie macht ihn auf, und es ſpazieren geſtickte Kleider, Bücher, Spielſachen, Apfelſinen und tauſend Süßigkeiten daraus hervor. Wir haben die Zweige des Bäumleins, und die Franzoſen beſitzen den Stamm. Am Ende iſt es noch viel wunderbarer, daß alle dieſe Herrlichkeiten aus dem letzteren kommen ſollen. Hat ein Vogel Allmächtig ſeine Eier in den hohlen Stamm gelegt? Oder hat das Gewebe des Holzes ſich gedehnt und gereckt und die künſtlichen und regelmäßigen Figuren, welche das Hydro-Oxygen-Gas-Mikroſkop in den Querdurchſchnitten des Holzes zeigt, nun in tragbare Stoffe verwandelt? — Dieß iſt das Schränklein „Thudichauf,“ und es giebt Alles her, was dein Herz wünſcht. Es vertheilt aber ſeine Geſchenke geheimnißvoll, verpackt und umwunden, und erſt, wenn du nach Hauſe kommſt, wirſt du gewahr, was dir die wohlthätige Fee beſcheert hat. Sie bedenkt auch oft die Deinen und macht aus deinem Muffe wieder eine ähnliche Schatzgrube.

Hier ſitze ich in meiner Sophaecke und ſehe mir das Schauſpiel an. Die Schrankthüre geht ſo oft auf,

daß ſie morgen ganz ermüdet und man gezwungen ſein wird, ihre Gelenke einzuölen Und die Glieder unſerer guten Fee? Sollten ſie auch ermatten, was hat es auf ſich? Man heilt die Krankheit auf homöopathiſche Weiſe. Dort hängt eine Nichte der guten Fee einen Beutel, von Seide und Stahlperlen glitzernd, über den Arm, hier wird ihr von einem anderen Fräulein eine von ihm ſelbſt gearbeitete Geldbörſe in die Taſche geſteckt. Dort kommt ein „gendre“ und ſteckt ihr eine ſchwere Schreibmappe aus dunklem Sammet, mit goldenen Spangen geziert und in den Ecken mit Porzellanmalerei ausgelegt, ein wahres Pariſer Prachtſtück, in die Hand, hier legt ein Lion ihr ein elegantes Viſitenbuch, mit ihrem Namenszuge geſchmückt, auf den Schooß, und ſo vertauſchen ſich die Rollen. Die Dankbarkeit des Nehmens verklärt endlich auch das Angeſicht der freundlichen Fee, das bisher nur die Seligkeit und Sanftheit des Gebens abgeſpiegelt. So anticipiren die Menſchenkinder die Geſchenke, welche der Tanz der Horen ihnen im kommenden Jahre bringen ſoll. So ſind wir immer voll Ungeduld und können die Zukunft nicht erwarten. Doch es iſt ganz natürlich, daß ſich das neue Jahr auf dieſe Weiſe bei uns einſchmeicheln will. Wir kennen es ja noch nicht, und da wir uns die Beſitznahme des Erdreichs von ihm ſo gutmüthig gefallen laſſen, ſo iſt es ganz billig, daß es ein Eintrittsgeld bezahle oder, wie jene Fürſten, wenn ſie auf ihr Schloß zurückkamen, „Largess“ ſteuere für ſeine Unterthanen. Und die Herrſchaft des Jahres wird noch dazu eine rein despotiſche.

Bringe es Gutes oder Böſes, wir müſſen uns Alles unabänderlich von ihm gefallen laſſen.

Der Neujahrstag.

Ganz Paris kehrt ſich an dieſem Tage wie ein Handſchuh von innen nach außen. Nur die Dämchen bleiben zu Hauſe, um ſich den Bonbonregen in den Schooß fallen zu laſſen. Wie eifrig laufen die Herrchen mit ihren in weißes Papier gewickelten und rothbebänderten Käſtchen unter dem Arme umher, als gälte es ihr Leben. Alle Offiziere, mit ihren Ordenskreuzen geſchmückt, ſind auf den Beinen.

Die Wagen rollen hinter einander in langer Reihe, und darinnen ſitzen geſchmückte Damen und Herren, aber kaum, daß ſie zwiſchen all den Sachen, welche ſie umgeben, ſichtbar bleiben. Wenn ſie wieder nach Hauſe kommen, ſo finden ſie dort ihre eigene Beſcheerung.

Der König hat unter allen den ſauerſten Tag; die vereinigte Muſik aller Regimenter hat ihm ſchon früh vor den Tuilerieeen ihren Gruß gebracht; ohne Ende iſt der Zug der Wagen nach den Tuilerieen hin, die Rue du Bac iſt faſt undurchdringlich; das ganze „noble Faubourg" ſcheint ſich aus derſelben über den Pont royal zu ergießen. Alle Eingänge der Tuilerieen ſind deßhalb mit Gensd'armen beſetzt; auf beiden Enden der Brücke und in der Rue du Bac halten ſie in großer Anzahl ſtattlich zu Pferde.

Heute iſt der große Betteltag; Tiſchler, Schloſ-

ſer und alle übrigen Handwerker beſtürmen die Häuſer ſchon früh am Morgen und meinen, daß dort, wo ſie das ganze Jahr hindurch nicht mehr als ein Schloß in Ordnung gebracht haben, die Etrennes ihnen mit vollem Rechte zukommen. Die Bonnen halten ihre Ernte, und der Portier darf durchaus nicht vergeſſen werden. Er hat in der Erwartung und Vorfreude ſeiner Etrennes ſich während der letzten Wochen des alten Jahres ſehr viele Mühe gegeben, ſich angenehm zu zeigen.

Die brummigſte Bonne von Paris zieht gegen Neujahr ein freundliches Geſicht, und der langſamſte Portier hat am Sylveſter flinke Beine, damit am anderen Tage die Fünffrankenſtücke deſto reichlicher einlaufen mögen.

Auch der Facteur kommt und bietet beſcheiden einen ſeiner kleinen Almanachs als Neujahrsgeſchenk an, wofür er natürlich ein größeres erwartet.

In den Omnibus ſogar geht eine thönerne Büchſe, mit bunten Bändern geſchmückt, herum. Jeder wirft ſeinen Sou hinein. „Des étrennes! des étrennes!“ das iſt für heute und noch den ganzen Januar hindurch das Loſungswort. Die kleinen ſchmuzigen Haſenfellhändler laufen dir an allen Straßenecken mit einem „bonne année“ nach; die Savoyardenjungen zeigen alle ihre weißen Zähne, und dort rennen Brüderchen und Schweſterchen, eben nicht ſehr ärmlich gekleidet, mit einer buntbebänderten Sparbüchſe von Trottoir zu Trottoir, die wohlgekleideten Herren und Damen ſehr lebhaft beſtürmend. „Aha, ma mie, je te souhaite la bonne année,“ ſo ruft der Porteur d'eau einem Mädchen

mit rothumwundenem Kopfe zu, das ihm gerade zu guter Stunde begegnet. Er ſetzt die Eimer nieder und küßt ſie auf beide Wangen. Dort wird gar eine ganze Puppenbettſtelle mit elegant behangenem Thronhimmel, roſenrothem Couvrepied und allem Zubehör, unbedeckt, aber vorſichtig von einem Bedienten getragen, der langſamen Schrittes einem ſchön gekleideten Ehepaare folgt. Das glückliche Kind, dem ſie zugedacht iſt, iſt vielleicht ein Pathchen jener Beiden.

Die Bettler von Profeſſion meinen, da ſich heute Alles emancipire, ſo können auch ſie es thun, und offenbaren uns zur „bonne année“ all ihr Unglück und alle ihre Krankheiten.

Blaß und elend ſitzen Mütter auf den Brücken, umgeben von ihrer ganzen Familie, und die kleinen Weſen ſtrecken die mageren Hände aus und rufen jedem Vorübergehenden ihren Glückwunſch zu.

„La bonne année!“ Ja, gut iſt es beſonders für die Reichen, denen es nichts als Süßigkeiten, Säcke und Schachteln voll Zuckerwaaren und Leckereien, bringt. Die jungen Damen haben ſich ſchon Tags zuvor eine Liſte von all den Elegants gemacht, von denen ſie glauben, daß ſie mit ihren Huldigungen nicht ausbleiben werden. Es wäre ja nicht faſhionable, heute ohne Bonbons auszugehen. Und wie werden dieſe Geſchniepelten und Geſchniegelten empfangen?

Mit lautem Jubel. — „Monſieur N. N.!“ wird angekündigt. „Ah M. — — c'est bien, comment vous portez-vous?“ — Dann kommen die Wünſche und

die zierlichen Käſtchen, mit Portraits geſchmückt, und die „sacs de bonbons.“ Dem guten Freunde wird dafür ein Kuß auf beide Wangen zu Theil.

„Ah Monsieur, vous avez bien fait, car je vous assure que vous étiez sur la liste, que ma fille a fait hier.“ Der junge Herr fühlt ſich ſehr geſchmeichelt, daß an ihn gedacht worden. Aber er entſchuldigt ſich und ſagt: „Je ne donne pas de présents, car je ne connais jamais le goût des dames; je ne donne que des bonbons aux jeunes filles et du chocolat aux mamans,“ welches Letztere mit einem Käſtchen voll exquiſiter Chocolatenbonbons begleitet iſt. Der Gewinn der Zuckerbäcker in dieſen Tagen iſt enorm. Man erzählte von einem bei der Rue de la Paix, daß er am Freitag bloß in den Stunden von 11 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends 60,000 Francs für Bonbons eingenommen habe.

Kurz, das „bonne année“ mit ſeinen Küſſen, Etrennes und Bonbons läßt ſich ſehr gut an. Eine engliſche Dame rümpfte indeß die Naſe darüber und ſagte, ihr mißfiele dieſe Sitte ſehr, es ſei eine Art von Bettelei, und man gäbe nur, um vielleicht doppelt wieder zu empfangen. Und ſo mag es bisweilen wohl auch ſein.

Viele Leute gehen um dieſe Zeit in die Provinz, um ſich den Etrennes zu entziehen. Ein Herr verſicherte mir, daß ihm die Geſundheit der jungen Damen ſehr am Herzen liege, und er deßhalb vierzehn Tage hindurch während der Neujahrszeit gar keine Beſuche mache.

Für einen Herrn, der viel in die Soireeen geht, iſt es auch keine Kleinigkeit, alle ſeine Freundinnen zu befriedigen, und er muß eine anſehnliche Grube in ſeinen Schatz graben zum Beßten der Conditoren, welche im Monate Januar Goldähren mähen.

Le jour des rois (der heilige Dreikönigstag).

Ein „twelfth-cake" iſt in England ein ſchön geputzter Kuchen (man nennt dort den heiligen Dreikönigstag „twelfth day", den zwölften Tag); aber in Paris nimmt man die anſpruchsloſe Galette zu dieſem feſtlichen Spiele; ſie enthält den Keim zum Bohnenkönig. Die Galette wird an dieſem Tage ſo groß gebacken, daß Jeder, ſei die Geſellſchaft auch noch ſo zahlreich, ſeinen Theil bekommt, und auch noch ein Stück übrig bleibt, welches man „la part du bon Dieu" oder „la part du petit Jésus" nennt. Dieß Stück wird zurückgelegt und iſt für die armen Kinder beſtimmt, welche an dieſem Tage ſingend an die Thüren kommen, um ſich „la part du bon Dieu" auszubitten.

Wenn ein Sohn abweſend iſt, vielleicht in der Armee, ſo ſchneidet man auch für ihn ein Stück ab und legt es bei Seite. Verſchimmelt es, ſo iſt dieß ein Zeichen, daß er krank iſt.

Manche dieſer guten alten Sitten ſind gröſstentheils nur in der Provinz gebräuchlich; doch die Erwählung des Bohnenkönigs und der Bohnenkönigin geſchieht auch in Paris in jeder Familie, jeder Soiree, und die Zeit dieſes Ge-

brauchs dauert ſelbſt den ganzen Monat hindurch. Das nennt man „tirer le roi.“ Es wird dabei auch Punſch getrunken, und wenn der König oder die Königin trinkt, ſo rufen Alle: „Le roi boit, le roi boit, le roi boit,“ oder „la reine boit, la reine boit, la reine boit,“ ſo lange er oder ſie das Glas an den Mund hält. Man thut dieß wahrſcheinlich, um ſie zu ehren und zu zeigen, daß auch das unbedeutendſte Geſchäft, welches ſo hohe Perſonen wie der Bohnenmonarch und die Bohnenkönigin unternehmen, nicht unbemerkt vorübergehen kann.

Digitized by Google

Die Himmelskönigin.

Des enfants voués a la Vierge.

Es war mir ſchon öfter aufgefallen, daß man auf den Spaziergängen vom Kopf bis zu den Füßen ganz in Weiß gekleideten Kindern begegnet, und ich hatte mich über den etwas ſonderbaren Geſchmack der Aeltern gewundert. Heute ſahen wir wieder zwei kleine Weſen von ungefähr ſechs Jahren mit ihrer Mutter, Hand in Hand, gehen, die wie kleine Marienblümchen ausſahen. Nichts Strahlendes gab es an ihnen als ihr Auge, nichts Farbiges als ihre Wangen und Lippen, ihre Kleidchen waren ſchneeweiß, ihre Mäntelchen von weißem Kaſchemir, ihre Hütchen von weißer Seide, ihre Handſchuhe, ſelbſt ihre Ueberſchuhe von der Unſchuldsfarbe. Es waren in der That Marienblümchen, denn man ſagte uns: „Ce sont des enfants voués à la vierge. On pense que cela porte bonheur.“

Wenn nämlich ein Kind — Knabe oder Mädchen — beſonders zart von Geſundheit iſt, ſo weiht man es der

Digitized by Google

heiligen Jungfrau, giebt es ihrem beſonderen Schutze anheim und kleidet es dann bis zu einem gewiſſen Alter, gewöhnlich bis zum ſiebenten Jahre, oft auch bis zum zwölften oder bis zur Confirmation (première communion) immer in Weiß. Mit Knaben thut man es in der Regel nur bis zum vierten Jahre. Wenn Aeltern mehre Kinder verloren haben, ſo weihen ſie die noch übriggebliebenen der heiligen Jungfrau und glauben das Leben dieſer Kleinen unter der ſchützenden Hand der Himmelskönigin geſichert. Sie ſieht gleichſam bittend auf zu ihrem Sohne und wehrt ſanft, wenn er in anderem als dem gewöhnlichen Sinne ſpricht: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen.“ Nicht nur reiche, ſondern auch geringe Leute thun dieß, wie man uns ſagte, aber unter den Erſteren geſchieht es weit häufiger, weil ein ſolches Coſtüm, welches natürlich häufig gewechſelt werden muß, ſchon etwas koſtbar iſt.

Es blühten heute viele ſolcher Marienblümchen an meinem Wege, darunter auch ein Knäblein, deſſen Mutter, eine Frau aus dem Bürgerſtande, es in den Champs Elysées laufen lehrte.

Man nennt ſie auch „des enfants voués au blanc,“ ſowie es ebenfalls Kinder „voués au bleu“ giebt. Indeß findet keine kirchliche Ceremonie der Einweihung dabei ſtatt. „C'est une simple affaire de famille, et cela réussit en général. Je connais six, sept, huit, neuf cas et plus que cela, où les parents avaient perdu trois, quatre enfants, et ceux qui étaient voués à la vierge ne sont pas morts.“

„C'est singulier,“ ſagte ich, „il parait que la vierge est d'une grande influence en France.“

„Elle est d'une grande influence,“ antwortete ein Herr, „en ce qu'elle est la reine des femmes et que les femmes sont les reines en France.“

Wie jene von den Aeltern geweihten Marienblümchen, ſo habe ich in Paris auch ältere Mädchen gekannt, welche immer am liebſten und aus freier Wahl Blau oder Weiß trugen, weil dieß die Farben der heiligen Jungfrau ſind. Schneeweiße Geſtalten ſchlüpfen um Oſtern in dem Gedränge der Fußgänger hindurch, es ſind die jungen Confirmandinnen. In Unſchuldsweiß, ohne farbige Gürtel oder Schleifen, ſind auch die kleinen Mädchen bei der Preisvertheilung gekleidet, wo ſie die weißen Weisheitskränze erhalten.

Weiß tragen ſie an Feſttagen in den Klöſtern, wenn ſie der heiligen Jungfrau Blumen ſtreuen, da doch ſonſt ihr Coſtüm gewöhnlich ſchwarz iſt. Weiß iſt auch die Tenture der Kirchen und der Häuſer, wenn ſie um den Tod einer Jungfrau oder eines jungen Mannes trauern, und nur mit wenigen Ausnahmen von Blau und Roth ſind die Blumen an den Altären der heiligen Jungfrau weiß.

Frankreich als auserwähltes Land der heiligen Jungfrau.

Als Ludwig XIII. fürchtete, keinen Thronerben mehr zu bekommen, that er ein Gelübde an die heilige Jung-

frau, Frankreich unter ihren beſonderen Schutz zu geben, wenn ſie ſein heißes Gebet um einen Sohn und Kronprinzen erhören wolle. Und ſein Flehen war nicht umſonſt — Ludwig der Große wurde geboren. Der heiligen Jungfrau alſo verdankt Frankreich einen ſeiner größten Könige, den Urheber ſeiner glanzvollſten Epoche in den Annalen der Weltgeſchichte.

Die Himmelskönigin hat ihre Gnadenſtrahlen auf dieſem Punkte des Globus beſonders concentrirt, alſo müſſen von dorther auf ſie auch die meiſten Strahlenblicke zurückfallen. Denn immer hat ſie fortgefahren, ſich dieſem Lande beſonders mütterlich zu erweiſen. Hat ſie ihm nicht den Heiligſten der Heiligen, St. Vincent de Paul, verliehen, und durch ihn die barmherzige Schweſterſchaar? Hat ſie ihm nicht das Gebet des heiligen Bernhard gegeben, das ſo berühmt geworden iſt in dieſem Lande durch die Bekehrungen, welche es zu Wege gebracht, durch die Gnadengaben, welche es bewirkt hat bei denjenigen, die ſich ſeiner mit vollem Vertrauen bedient haben? Dieſes Gebet iſt noch neuerlich wieder bei der Bekehrung des bekannten Herrn von Ratisbonne von ſehr großem Einfluſſe geweſen. Es lautet ſo:

„Souvenez-vous, ô très-pieuse Vierge Marie, qu'on n'a jamais ouï dire qu'aucun de ceux, qui ont eu recours à votre protection, imploré votre secours et demandé votre suffrage, ait été abandonné. Plein d'une pareille confiance, je viens, ô Vierge des Vierges! me jeter entre vos bras, et gémissant sous le poids de mes péchés, je me prosterne à vos pieds.

O mère du Verbe! ne dédaignez pas mes prières, mais écoutez-les favorablement, et daignez les exaucer. — O Marie conçue sans péché! priez pour nous qui avons recours à vous.“

Hat ſie nicht Frankreich beſonders und erſt vor wenigen Jahren wieder mit der Gabe der „Médaille miraculeuse“ beehrt, die nun über die ganze katholiſche Welt verbreitet worden iſt?

Deßhalb können ihr in dieſem Herzen von Frankreich, der volkreichen Stadt Paris, auch nicht genug „Angelus“ mit dem Schlage Zwölf entgegenfliegen, man vergißt ſie um dieſe Zeit ſelbſt im Omnibus nicht; daher iſt auch das populäre Sprüchwort ganz natürlich: „Il faut que le samedi le soleil donne pour saluer la Vierge, si ce n'est que pour quelques minutes,“ wie es eben ſo natürlich iſt, daß die heilige Maria ſelbſt „Stella matutina,“ der Morgenſtern, und „Janua coeli,“ die Himmelspforte, genannt wird. „Et c'est immanquable,“ ſetzte die gute Frau hinzu, welche mir dieſes citirte. „Achten Sie nur darauf, es giebt kaum einen Sonnabend im Jahre, wo die Sonne nicht wenigſtens ein Mal ſcheint.“

In England ſagt man: „The sun must shine on saturday to dry the poor man's shift.“ Das trifft auch immer ein und iſt ſehr gut, weil der Arme ſonſt am Sonntage keine Hemde anzuziehen haben würde.

Der franzöſiſche Sonnabend iſt fromm und höflich, der engliſche barmherzig, und ſo kommt Beides ungefähr auf Eins heraus.

Le mois de Marie.

Der Monat Mai iſt in Frankreich der Jungfrau Maria beſonders gewidmet und wird auch in der kirchlichen Sprache „le mois de Marie“ genannt.

Während dieſer ganzen Zeit wird Abends in allen Kirchen geſungen, und es werden Predigten gehalten, welche die heilige Jungfrau zum Gegenſtande ihrer Betrachtungen haben; die Marienkapellen ſind auf's Reichſte mit Blumen ausgeſchmückt, und an jedem Sonntage wird der heiligen Jungfrau zu Ehren eine Proceſſion in der Kirche begangen, und die Königin des Feſtes ſelbſt auf's Reichlichſte mit geweihtem Waſſer beſprengt. Die Frommen haben auch noch beſondere Pflichten und Lectüren für dieſen Monat.

Die Kirche „Notre Dame de Lorette“ wird während dieſes Monats Abends vorzugsweiſe fleißig beſucht, weil das Singen dort am ſchönſten iſt. Auch ich ging eines Abends hin und war ſehr entzückt von dem Anblick der Kirche, und noch mehr von einer wunderbar reinen weiblichen Stimme, die ſich unter dem Sängerchore beſonders auszeichnete und die eben der Magnet dieſer religiöſen Concerte in Notre Dame de Lorette iſt.

Es war ſo voll wie nur möglich, und unter der andächtigen Gemeinde bemerkte ich viele junge Künſtler, die, alle in dieſem Quartier wohnend, ſich wahrſcheinlich Abends gegen die beſcheidene Depenſe für den Strohſtuhl und die freiwillige Gabe: „pour les frais du mois de Marie, s'il vous plait!“ gern den Genuß eines ſchönen Concerts verſchaffen.

Digitized by Google

Die Predigt befriedigte mich weniger, oder ich möchte lieber ſagen, gefiel mir weniger, denn wenn ich katholiſch wäre, ſo hätte ſie mich vielleicht befriedigt. Obgleich ſie höchſt poetiſch war, wie denn in der katholiſchen Religion beinahe Alles, was ſich auf die Himmelskönigin bezieht, poetiſch iſt, ſo ging mir doch dieſer gute Prieſter zu weit und ſtellte die heilige Mutter zu hoch. Faſt über den Sohn und Vater erhob er ſie, denn wir hörten mit verwunderten Ohren, wie er ſagte: „Ja, und es würde ſchlimmer ſein, nicht an Maria zu glauben, als Jeſu Chriſto den Rücken zu wenden. Ohne ſie wäre er nie geboren worden, ohne ſie wären wir verlaſſene Waiſen, wir könnten den Weg zum Sohn und zum Vater nicht finden. Oui, chaque homme aime Marie! elle est notre consolatrice. Sans elle la vie terrestre serait vide, seulement avec elle et par elle nous pouvons oser nous approcher du trône de l'Eternel et entrer un jour dans les Portes Celestes." Und ſo beſchwor er ſeine Zuhörer, vor allen Dingen für Zeit und Ewigkeit an Maria zu halten.

Das Kleid der heiligen Jungfrau.

Ich ſah einen ſehr ſchöngewirkten weißen Mouſſelinſtoff auf dem Bette unſerer Bonne liegen, da ich ſie rufen mußte. Ich fragte, für wen er beſtimmt ſei. „C'est pour la Vierge," war die Antwort. Ich dachte an eine Perſon von der „Confrérie des Vierges." „Non, c'est pour la Sainte Vierge de mon pays. Il y a déjà long-temps que

je la lui ai promise, et à-présent je vais la lui envoyer avec cette couronne.“ Es war ein Kranz von weißen künſtlichen Roſen, welchen die jüngſte Tochter des Hauſes bei ihrer „première communion“ getragen hatte. Ein ſolcher Kranz iſt immer für die heilige Jungfrau beſtimmt. Daneben lag auch noch ein Strauß von weißen Blumen für den Buſen der Jungfrau. Dann erzählte uns die Bonne, daß das Kleid mit Spitzen beſetzt werden ſolle, und daß ſie ein himmelblaues Untergewand dazu kaufen werde. Was ſie zu dieſer Generoſität bewogen hatte, war Folgendes. Ihr Bräutigam bereitete ihr Kummer und machte Miene, ſie ſitzen zu laſſen. Sie liebte ihn ſehr und konnte ſich an dieſen Gedanken nicht gewöhnen. Die heilige Jungfrau iſt den Verlobten, den Müttern und Kindern beſonders hold. An ſie wendet man ſich vorzüglich in allen Herzensangelegenheiten, und ſie, die ſelbſt alle Schmerzen einer Mutter empfunden, die auch ſelbſt in der Gefahr geweſen, von ihrem Angetrauten heimlich verlaſſen zu werden, ſie ſieht oft gnädig herab auf die Trübſale der armen Menſchenkinder und legt eine Fürbitte ein für ſie beim Vater und verwandelt ihre Thränen in Lächeln.

Bei den Geſchenken allein ließ es die Bonne nicht bewenden, ſondern, wenn wir ſie früh am Morgen riefen, ſo war ſie jedes Mal in der Meſſe. Sie ließ eine eigene Meſſe für ihre Schmerzen leſen. Dieſer Eifer hat ihr denn auch geholfen, ihre Thränen haben einen Brief von ihrem Bräutigam herbeigeſchwemmt, worin er ſie um eine letzte Unterredung bittet, und in

dieſer letzten Unterredung hat er ſich mit ihr verſöhnt und ſein Verſprechen zur Heirath erneuert.

Eine Profeſſion von Nonnen des Marien-Ordens.

Schon lange hatte ich gewünſcht, einer „Prise d'habit“ beizuwohnen, welche, als der plötzliche Uebergang von der Welt zum Kloſter, die intereſſanteſte Nonnenfeierlichkeit iſt, und wobei der Act des Haarabſchneidens, des Ablegens der Juwelen u. ſ. w. ſtattfindet. Aber da dieſe Feierlichkeiten immer im Monate Februar geſchehen, ſo war es nun ſchon zu ſpät. Man bot mir dagegen an, mir Zutritt zu einer Profeſſion zu verſchaffen. So wird der Uebertritt vom Novizenſtande zur völligen und unwiderruflichen Einweihung genannt. Von der Superieure des Kloſters „des Oiseaux“ wurde mir die Erlaubniß ertheilt, jener Feierlichkeit beizuwohnen, und dieß war ein beſonderer Vorzug, denn man geſtattet gewöhnlich nur wenigen Freunden und Verwandten der jungen Einzuweihenden den Zutritt.

Zur bezeichneten Stunde, nämlich Nachmittags gegen drei Uhr, hob ich den ſchweren Ring der großen Kloſterthür in der Rue de Sèvres. Sie öffnete ſich, und ich erklärte der mit ihrer ſchwarzen Spitzenhaube geſchmückten und verſchleierten Tourière mein Anliegen. Man wies mich in's Parloir, wo ſchon mehre Damen verſammelt waren, einige in der nämlichen Abſicht wie ich, andere, um Verwandte zu beſuchen. Einige Nonnen traten herein,

Digitized by Google

umarmten ihre Freundinnen herzlich, die blauen und weißen Federn wogten über den ſchwarzen Schleiern, und nun begann der Austauſch zwiſchen der Einſamkeit und der Welt, an welcher die in dieſen engen Räumen gealterten Nonnen nur noch durch Bande der Liebe hingen, denn ihren Freuden waren ſie ſchon längſt abgeſtorben. Ich ſtellte mir vor, obgleich ich nichts von der flüſternden Unterhaltung vernehmen konnte, wie eine ſolche Kloſterjungfrau mit Verwunderung jene Töne von einem entfernten bunten Lande vernimmt, deſſen Bewohner ihr mehr oder weniger wie tolle Maskentänzer vorkommen müſſen, und deſſen Bild ihr nur noch als Kindheitstraum vor der Seele ſchwebt, ihr, die ſchon auf der Schwelle des Himmelreichs ſteht, die täglich in das „Heilig!" der Engel mit einſtimmt. Wie erbärmlich muß ihr die Angſt und Noth der gehetzten Menſchenkinder erſcheinen! Denn betrachten wir ſie, die Gottgeweihte, in ihrer friedlichen Zelle, vorzüglich inmitten des ſtürmiſchen Paris! Nur eine dünne Wand trennt ſie von dieſem Jammerparadieſe der Erde, von dieſem Landungsorte ſo mancher fernen Wünſche, von dieſem Eldorado der Weltkinder, von dieſem Pulsſchlage der Kunſt, von dieſem Herde des Geiſtes, von dieſem Altare der Freundſchaft, von dieſem Jubelmeere, von all den tönenden Kehlen, all den elaſtiſchen Füßen, all den blitzenden Augen, all, all der Wonne. Sollte eines Tages das Echo davon bis an dein Ohr ſchlagen, o junge Nonne, ſollte es weiter dringen, bis an dein Herz, und es noch weich, noch zerſchmelzbar finden — o welch ein Thrä-

nenquell. Und iſt es zu ſpät dazu? Die Kloſterzelle auf einem einſamen Felſenabhange ſcheint viel natürlicher als die in Paris. Freilich erzählte man mir, daß es ſeit der Revolution in Frankreich nur noch erlaubt ſei, das Kloſtergelübde auf einige Jahre abzulegen, aber daß es doch bei dem Allen kein Beiſpiel gebe, wo eine Nonne ausgetreten ſei, und daß ſie ihr Gelübde mit dem feſten Willen ablegten, es lebenslang zu halten.

Wir hörten endlich das Glöckchen klingen, welches uns zur Kapelle rief. Es ſind dort nur zwei ganz kleine Ecken für die weltlichen Perſonen beſtimmt und abgetheilt, die eine für die Herren, die andere für die Damen, und es führt ein eigener Gang dahin. Die Nonnen und Schülerinnen nehmen den ganzen mittleren Theil der eigentlichen Kapelle ein, wohin ſie durch den Garten gelangen. Schon waren ſie Alle verſammelt, und einige von den kleinen Mädchen reckten neugierig ihren Hals empor, um zu ſehen, ob ſie unter den Laien nicht ein bekanntes Geſicht erblicken könnten.

Auf dem Chore, zur Seite des Altars, ſtand ein Tiſch mit ſchwarzen und weißen Schleiern, auch mehren Kränzen von weißen Roſen, und daneben ein Gefäß mit köſtlichem Weihrauch. Fünf Nonnen, in weiße Schleier gehüllt, ſaßen in einer Reihe nicht weit vom Chore; ſie waren die Auserwählten, die, welche ſich Gott und der Jungfrau weihen wollten, um derentwillen man ſich hier verſammelt hatte, und um derentwillen nun die ſchöne Orgel erklang. Jede der anderen Nonnen ringsumher an den Wänden hatte unterdeß eine lange brennende

Kerze in die Hand genommen. Der Prieſter erſchien und erhob ſeine Stimme, um den befriedigenden Ernſt der klöſterlichen Einſamkeit, die göttliche Geduld, den Frieden, die Gottſeligkeit eines gottergebenen, gottgeweihten Lebens dem Bangen und der Pein, der Sorge und der Unſicherheit, der Qual und den Mühen des weltlichen Treibens gegenüber zu ſtellen.

So vorbereitet, getröſtet und geſtärkt, naheten ſich die fünf Schweſtern dem Chore und knieeten vor demſelben nieder. Der Prieſter legte ihnen die gebräuchlichen Fragen in Bezug auf Armuth, Keuſchheit und Gehorſam vor. Sie erwiderten ihm: „Oui, Monsieur“ ꝛc. Alles ging ſo leiſe vor ſich, daß wir in unſerer abgeſchiedenen Ecke die einzelnen Worte unmöglich verſtehen konnten. Der Prieſter überreichte Jeder eine angezündete Kerze, welche ſie küßte. Darauf las Jede einzeln der Superieure ihr Gelübde vor, nachdem ſie ihren Namen und ihr Alter vorangeſchickt, was Alles auf einem Papierchen geſchrieben ſtand. Viel Küſſens der Papiere und Umarmens der Superieure fiel dabei vor. Nun war das Wort geſprochen, und es war nur noch das Symbol, das Gewand, nöthig. Die Erſte nahete dem Chore, wo der Prieſter mit dem ſchwarzen Schleier in der Hand bereit ſtand. Mit gehörigem Decorum wurde der weiße ihr abgenommen und der andere auf ihrem Haupte befeſtigt. Eine Schweſter half dabei, und zwei kleine Schülerinnen hielten das dabei nöthige Nadelkiſſen.

Ruhig lag die Novize, welche nun zur Nonne geworden war, auf ihren Knieen. Nicht ſo ruhig, ſondern heftig zit-

ternd, empfing eine Anverwandte, die ſich genaht, den Roſenkranz aus der Hand des Prieſters. Sie that ihre Pflicht und wankte dann wieder zurück zu ihrem Sitze, wo ſie die ganze Zeit über knieend und im tiefſten Gebete verſunken verharrte. Viel mochte in ihrer Seele vorgehen, viele Wünſche für das Beharren jener Gottesbraut mochten ihr Herz bewegen, viele Bitten um eigene Demuth und Ergebung zu Gott emporſteigen. So beſchattet mit Gottesfurcht, bekränzt mit Unſchuld und geſtärkt im Geiſte, hatte ſich unterdeſſen die Eingeweihte erhoben und ruhig auf ihrem Sitze niedergelaſſen. Ihre Würfel waren nun gefallen. Ich hörte nachher, daß ſie die Tochter eines Pairs von Frankreich und jene Dame ihre Mutter ſei.

Noch einer Zweiten wurde der ſchwarze Schleier auf eben die Weiſe angeheftet. Die drei Anderen vertauſchten ihre lockeren weißen Mouſſelinſchleier gegen andere dichtere weiße. Es waren „Soeurs converses," d. h. ſolche, die für den Dienſt des Hauſes beſtimmt ſind, wie die Tourières oder Pförtnerinnen, welche auch ausgehen dürfen. So ſaßen ſie nun da in ihrem Unſchulds-Gotteſchmuck, die fünf Jungfrauen, mit fleckenloſem Kranze und hellbrennenden Andachtskerzen.

Faſt beneidete ich ſie, ja herzlich beneidete ich dieſe fünf klugen Jungfrauen. Den Frieden, nach dem wir Alle jagen, den können ſie ſo leicht finden in dieſen ſtillen Mauern, und dazu iſt ein ſolches Kloſter nicht ein todtes „ſelbſtbefriedigt Leben," vergebens hingeträumt. Die Nonnen wirken für die frohe Jugend, ſie geben ihr goldene Lehren mit auf den Lebensweg.

Digitized by Google

Während der ganzen Zeit hatte das Orgelſpiel und der Geſang fortgedauert, und es gab vortreffliche Soloſtimmen unter dieſen Schweſtern. Zu Zeiten trat Wechſelgeſang zwiſchen ihnen und den Prieſtern ein, der wundervoll erhebend war.

Zu ihrem neuen Leben waren ſie nun eingeweiht, jene fünf Nonnen. Nun mußten ſie noch ſymboliſch der Welt abſterben. Und zur Erde ſanken ſie, den Todten gleich; ein großes Leichentuch wurde über ſie gedeckt, und die anderen Schweſtern ſangen den Todtengeſang über ihnen. „Tod, wo iſt dein Stachel? Des Todes Stachel iſt die Sünde — das iſt die Welt. Nun keine Welt mehr, keine Sünde, und der Stachel des Todes iſt gelöſt, iſt verſchwunden.“

Das Kloſter iſt ihre irdiſche Welt, ihre Familie, ihre Menſchheit geworden, und die Vorhalle zu jener Welt. So gingen nun dieſe Fünf, um das heilige Band mit ihren neugewonnenen Schweſtern feſt zu knüpfen, ſie gingen im Kreiſe umher und umarmten jede Schweſter mit dem Kuſſe der Liebe und Eintracht.

Darauf löſchten alle Nonnen ihre Kerzen aus. Es war erfüllt. Freudengeſänge tönten von der Orgel herab, Jubelhymnen erſchallten ſo rein und ſchön wie Engelchöre. Sie luden den Herrn des Himmels ſelbſt ein, herabzukommen zu ſeinen Kindern, die ſich ihm zum wohlgefälligen Opfer geweiht.

Und er hörte gnädiglich ihr Flehen, er roch den lieblichen Geruch des Weihrauchs und kam herab in der heiligen Meſſe, und ſie nahmen ihn nun mit ſich fort in

ihren Herzen, die roſenbekränzten Schweſtern. Die Zöglinge verbeugten ſich von den Kleinſten an bis zu den Größten immer zu Zweien vor dem Altare, während mehre Schweſtern noch einen dumpfen Geſang forttönen ließen.

An einem Fenſter des Corridors ſah ich den langen Zug der kleinen ſchwarzgekleideten Mädchen mit ihren bunten Gürteln aus der Kapelle über den Garten hinziehen. Schneeweiß waren die Beete des Gartens von hohen Lilien, und die Abendſonne ſchien darauf.

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA

Druck der Teubner'ſchen Officin in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google